.O. germ. 756 d

Konsistorialgeschichten

P.O. germ.
448 1

Lehrreiche Konsistorial- und Ehestandsgeschichten,

aus morgen- und abendländischen Quellen älterer und neuerer Zeiten.

Leipzig und Frankfurt, in der Weygandschen Buchhandlung 1795.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Nöthige Einleitung.

Es kann einem Leser, dem die Wahrheit am Herzen liegt, gewiß nicht gleichgültig seyn, aus was für Quellen gegenwärtige Geschichten geflossen sind. Ich weiß, was ein Herausgeber historischer Aufsätze seinem Publikum schuldig ist, und mache mir es daher zur Pflicht, ihm von den morgenländischen Urkunden, die ich hierbey gebraucht habe, die benöthigte Auskunft zu geben. Denn es ist doch auf alle Fälle eine höchst verdrießliche Sache, nicht zu wissen, ob ein erzähltes Factum historisch gewiß, oder nur eine Erfindung eines phantasirenden Kopfs sey. Ich muß daher wohl gestehen, daß mir die historisch-poetischen Mulatten, die den Nutzen der Geschichte durch dichterische Darstellungen, so Gott will! verdoppeln wollen, nie recht behagt haben, so daß ich selbst, in Absicht der Werke des unerreichbaren Schlenkert, (es

will mir nicht gleich beyfallen, welcher Buchhändler (Leo?) ihm diesen Beynamen gegeben hat), desfalls keine Ausnahme mache. So viel kann ich im voraus versichern, daß ich etwas bewährtere Urkunden habe, als jene Herren.

Als der gelehrte Forskål mit Niebuhr und andern Gelehrten die bekannte Reise in das Morgenland unternahm, um neue Entdeckungen in der Naturgeschichte zu machen; so war es eine seiner Nebenbeschäftigungen, verschiedene historische Stücke, welche seine Neugier reizten, von arabischen und egyptischen Mönchen zusammen zu kaufen. Manche sammlete er auch aus blos mündlichen Ueberlieferungen gemeiner Leute, so wie z. B. der Engländer Macpherson die Ossianschen Gedichte. Ob Forskål diese Sachen hat herausgeben wollen, kann ich nicht sagen; so viel ist mir aber sehr wahrscheinlich, daß sie Niebuhr, der uns mit den übrigen nachgelassenen Schriften seines Freundes beschenkt hat, uns gewiß nicht würde vorenthalten haben, wenn sie anders in seine Hände gekommen wären. Ich vermuthe, daß sie ein Bedienter von Forskål untergeschlagen und verkauft hat. Daß er viel dafür möge bekommen haben, glaube ich nun eben nicht; denn wie viel Gelehrte giebt es, die ein Wort Arabisch wissen? Seit Reiske und Michaelis tod sind, haben sich in Deutschland, wenn man Mich, und etwan noch ein Paar Ge-

lehrte

lehrte ausnimmt, die gründlichen Araber so rar gemacht, daß man sie, wie weiland Diogenes die vernünftigen Leute mit der Laterne suchen möchte. Doch was helfen Klagen gründlicher Männer gegen den verderbten Genius unsers seichten Zeitalters? Ich wenigstens sage kein Wort weiter hierüber! Das Manuscript mochte lange genug in in der Welt umhergeirrt haben, bis es endlich ein berühmter Gelehrter in Lund in einer Auction erstand, und, weil er doch wollte, daß es in die rechten Hände fallen solite, es Mir zuschickte. Daß der mehrgenannte Naturforscher der erste Besitzer davon gewesen war, sah' ich auf den ersten Blick, weil er am Ende seinen Namen unterschrieben hatte. Ich fing an zu lesen, und hielt mich für verbunden, es durch den Druck, vorläufig in einer deutschen Uebersetzung, oder vielmehr Umarbeitung, bekannt zu machen. Hin und wieder habe ich vieles abgekürzt, weil, wie man weiß, der historische Vortrag der Araber etwas weitläuftig ist.

Auch habe ich mir erlaubt, jezuweilen Reflexionen, verschiedener Art, einzustreuen, um das Ganze so pragmatisch als möglich darzustellen. Daran wird hoffentlich nur ein solcher sich ärgern, der noch nicht gelernt hat, zwischen belehrender Geschichte und einer Stadtchronik gehörig zu unterscheiden.

Die Originale werden, so bald ein Verleger seinen wahren Vortheil verstehen, und das Nöthige daran wenden wird, mit diplomatischer Genauigkeit abgedruckt, ganz gewiß erscheinen. Ich stehe auch deshalb schon mit dem Herrn Buchhändler Steffen in Unterhandlung. Da er selbst eine neue Druckerey in Lund etablirt, und schon eine ziemliche Quantität arabischer Lettern hat gießen lassen, so könnte es wohl kommen, er unternähme die Sache. Mehr habe ich zur Einleitung in dieses Werk nicht zu sagen.

Der Herausgeber.

Erstes Kapitel.

Enthält gerade so viel, als im ersten Kapitel stehen darf.

Diese Geschichte befindet sich zwar in einer arabischen Urkunde, die erste Quelle ist es aber unstreitig nicht; sie ist entweder aus dem Indischen in das Arabische übersetzt worden, oder aus einer mündlichen Ueberlieferung entstanden. Soviel dient dem gelehrten Leser hiermit zur Nachricht. Bey der Ausgabe des Originals werde ich mehr hierüber zu sagen Gelegenheit haben.

* * *

Der König Buhuri in Siam war ein mächtiger und weiser Regent, furchtbar seinen Nachbarn, insbesondere aber dem eben so mächtigen Könige in Pegu, und von seinen treuen Unterthanen auf alle Weise geschätzt und bewundert. Seine königlichen Eigenschaften zeichneten ihn vor vielen andern seiner Thronkollegen aus. Sobald er früh morgens aufstand, verzehrte er ein mäßiges Frühstück von 4 bis 6 Pfund Reiskuchen, welche der Hofbäcker (dem besondere Privilegien deshalb ertheilt worden) gegen Morgen backen mußte, weil des Königs hungrige Majestät diesen Kuchen gern warm zu verzehren geruhte. Der König Buhuri pflegte nicht eben allzulange in den

Tag hineinzuschlafen, weil ihn der mächtige Gedanke an seine Regierungsgeschäfte, die ihm, wie wir in der Folge sehen werden, über alles wichtig waren, bey Zeiten aus seinem Schlafe weckte. So bald er erwachte, ging seine erste Sorge dahin, seinen Geist und Körper an etwas zu üben, wodurch die erschlafte Thätigkeit beyder wieder belebt würde, und weshalb er auch von seinem Hofe ausnehmend bewundert und von den Siamischen Hofpoeten stattlich besungen wurde. Er ergriff nämlich mit fester Hand eine neben seinem Bette hängende Knotenpeitsche, und hieb die, neben ihm, schlafenden Hofnarren so lange damit durch, bis es genug war, d. h. bis er der Peitsche selbst müde wurde. Das durchdringende Geschrey dieser Pöckelhäringe, welche, versteht sich von selbst, es nie begreifen konnten, weshalb sie solche Gnadenbezeigungen aushalten mußten, ergötzte den weisen Buhuri ausnehmend, und je nachdem einer seinen Collegen in der Narrenkappe an Brüllen übertraf, desto mehr befestigte er sich in der Gunst seines Herrn. Dieser erhielt auch allemal nachher den ehrenvollen Auftrag, (der ihm freylich eine Menge Neider erweckte) zum Hofbäcker zu gehen, und soviel Reiskuchen abzuholen, als der weise Buhuri für seinen genügsamen Magen nöthig hatte.

Sobald er das Frühstück verzehret hatte, ging er zu den Geschäften des Tages; denn die Hofnarren mußten sogleich eine Stunde lang Spaß ma-

machen, wobey er sich auf ein Ruhebette warf, und ihren Schwänken mit Wohlbehagen zuhörte. Der Oberhofmarschall mußte allemal mit dabey seyn, damit die lustigen Räthe jemanden zur Hand hätten, den sie zum Gegenstand ihres Witzes machen könnten. Eine vorzügliche Belustigung war es für den weisen Buhuri, daß die Hofnarren den Oberhofmarschall täglich einmal zu Boden warfen, und ihm einen Zahn ausschlugen. Da ein gesunder, unversehrter, Mensch selten mehr als 30 Zähne aufzuweisen hat, so kann man wohl einsehen, daß das Gebiß eines Hofmarschalls binnen einem Monate völlig expedirt war; und dann hatte es, versteht sich von selbst, mit dem Amte desselben ein Ende. Doch wurde er mit ausnehmender Gnade entlassen, d. h. er empfing, sobald er den letzten Rest seiner Zähne verlohren hatte, auf der Stelle so viel Prügel, daß man ihn zum Zimmer hinaustragen mußte. Es fanden sich jeden Monat eine Menge Prätendenten zu dieser erledigten Stelle, wozu allemal derjenige befördert wurde, der seine Tauglichkeit dazu, durch ein wohlfurnirtes Zahngebiß legitimiren konnte. Der große Buhuri war zuweilen ausnehmend witzig, und hatte, wie er selbst versicherte, die glücklichsten Einfälle. Seine Sarkasmen fielen mitunter zu fein aus, um auf der Stelle bemerkt zu werden; weshalb er nicht umhin konnte, mit der Peitsche, wenigstens zu drohen, wenn die Umstehenden nicht lachen wollten.

Man

Man konnte es daher auf der Straße sehr bald inne werden, ob des Königs Majestät sich eines glücklichen Einfalls entladen hatte.

Sobald die wichtige Sache mit den Hofnarren geendigt war, bestieg der König einen, für ihn abgerichteten, Elephanten und ritt, von einem sehr zahlreichen Gefolge begleitet, auf die Jagd. Hierbey war er immer etwas herablassend, und sprach mitunter sogar mit den niedrigsten Unterthanen. Antwortete derjenige, den er um etwas fragte, zu viel, so ließ ihn der weise Buhuri den Mund auf der Stelle zunähen; antwortete er zu wenig, so wurde ihm der Mund, an jeder Seite um einen Zoll breit, aufgeschnitten. Dies ist eine alte Sitte im Königreiche Siam, und die dasigen Rechtsgelehrten behaupten, daß sie ihrem Wesen nach unter die iura maiestatica des Regenten gehören.

Nach glücklich geendigter Jagd, erhub sich der König zur Tafel, wobey er sich eine Stunde lang, (denn so lange befand er sich unter den unbedingten Geboten seines Magens) sehr ruhig verhielt. Nachher fing er an, den Eingebungen seines Witzes zu folgen, und das ganze Tafelzimmer erscholl von einem unvertilgbaren Gelächter. Nachmittags wurden Lustbarkeiten angestellt. Der König hatte unter andern einmal gehört, daß in Europa Schauspiele gegeben würden. Ein Paar Jesuiten, welche in Geschäften der heiligen Kirche Indien und die benachbarten Länder durchreisten, hatten bey

dem

dem Monarchen Audienz gehabt, und waren so glücklich gewesen, ihm ein Paar französische Lustspiele, in seine Landessprache übersetzt, zu überreichen. „Ich werde in meinem Lande, sagte Buhuri, selber solch lustiges Zeug machen lassen!“ Genug, er ließ sich unterrichten, wie Schauspiele aufgeführt werden müßten, und die Sache war eingeleitet. Diesen ruhmvollen Auftrag erhielt zuerst der Oberhofmarschall, mit dem ausdrücklichen Bedeuten, daß er in ein Paar Tagen damit fix und fertig seyn sollte. Er wurde es; und der Monarch empfand eine solche Freude darüber, daß er ihm mit dem größten Elephanten, auf welchem er selbst zu reiten pflegte, dafür belohnte. Dies begeisterte einen Regierungspräsidenten zu ähnlichen Versuchen. Auch der erste Hofnarr erhielt vom Monarchen Befehl, ebenfalls das dramatische Fach zum rühmlichen Tummelplatz für seine Talente zu wählen. Diese beyden, in manchen Dingen sich sehr ähnliche, Genies, wetteiferten mit der gewaltsamsten Begeisterung, einander zu übertreffen. Der Kampf war ruhmvoll: Jeder wurde binnen kurzen Fristen mit ein Paar dramatischen Piecen fertig. Man führte sie auf, und die Stimmen des Publikums blieben über den Werth derselben getheilt. — Die Weiber in Siam, welche nach morgenländischer Gewohnheit sonst in einer sclavischen Eingezogenheit die schönsten Tage ihres Lebens

hat-

hatten verseufzen müssen, waren so glücklich gewesen, unter der Regierung dieses weisen Monarchen diejenige Freyheit zu erhalten, die sie nach einem unveräusserlichen Rechte der Natur fordern durften, nur daß nach Buhuris Tode der vormalige Männerdespotismus auf einmal sein Haupt wieder empor hub. Nach dieser Revolution, welche neues Leben über das andere Geschlecht verbreitete, und die Riegel der Harems zerbrach, nahmen die Weiber an öffentlichen Lustbarkeiten den ihnen zustehenden Antheil. Die Damen erklärten sich insgesammt für die beyden Probestücke des Regierungspräsidenten; denn es war unverkennbar, daß sich das Genie desselben in seiner kühnsten Stärke gezeigt hatte. Männer hingegen von altem Schrot und Korn, denen bey den Geniesprüngen eine Art von leichtem Schwindel anwandelte, oder die für gewisse thränenvolle Scenen nicht viel Sinn hatten, schüttelten gewaltig mit den Köpfen und gaben den Geistesproducten des Hofnarren den Vorzug, weil sie wenigstens lustig anzusehen waren. Die Debatten des Publikums wurden endlich so ernsthaft, daß man es für nöthig fand, den Monarchen ein für allemal darüber entscheiden zu lassen.

Diese Aufgabe, so leicht sonst alles für die Einsicht des weisen Buhuri seyn mochte, war jetzt dennoch etwas schwer für ihn; denn ob er gleich den Vorstellungen aller gegebenen Stücke beygewohnt

hatte, so wußte er von den Piecen des Präsidenten dennoch nichts weiter, als daß sie waren gegeben worden, weil er, gleich mit Eröfnung des Vorhangs, seine Beine übereinander geschlagen und geschlafen hatte. Hingegen bey den Stücken des Hofnarren zeigte er sich als einen wahren Kenner der Musenkünste, indem er bey den interessantesten Stellen so laut auflachte, daß die Schauspieler überstimmt wurden, und genöthigt waren, so lange eine Pause zu machen, bis des Königs Majestät ausgewiehert hatte. Dessen ungeachtet nahm er sich vor, die Stücke des Regierungspräsidenten Virivi zu prüfen, und, wie er sich ausdrückte, nachher ernstlich zu befehlen, welche die besten seyn sollten. Der Präsident wurde vorgefordert und ihm angedeutet, dem Monarchen eines vorzulesen. Der weise Buhuri legte sich dabey auf ein Ruhebette, und befahl den Hofnarren, ihn aufzuwecken, sobald er etwan darüber einschlafen möchte. Das erste Stück, welches der Siamesische Sophokles zum Besten gegeben hatte, war betitelt: „Der trotzige Ehemann oder die Weiberbuße." Es war nemlich einem Manne eine seiner Frauen mit einem Taugenichte davon gelaufen, welcher sie, und sie ihn verführet hatte; darüber drehte sich der Kopf des armen Teufels von Manne dergestalt im Kreise, daß er selbst nicht wußte, was ihm fehlte, und lauter närrisches Zeug sprach. Diese Scenen waren, wenn man dem

Ver-

Verfasser selbst glauben wollte, voll des sublimsten Pathos. Zur Abwechselung erschienen einige Vornehme des Reichs, ein Paar Elephantenwärter, ein Paar Dutzend Troßbuben von einem Jagdgefolge u. a. m., welche so viel Possen trieben, als das fruchtbare Genie des Verfassers hatte erfinden können. Die liebenswürdige Entlaufene that indeß Buße, und der Mann ging hoch erfreut wieder mit ihr zu Bette. Dieser letzte Aufzug, wobey der Monarch so fest eingeschlafen war, daß es die Hofnarren nicht wagen mochten, ihn aufzuwecken, war der rührendste. Der Präsident fing, indem er las, selbst an, laut dabey zu weinen, und zog, um den Strom seiner Thränen zu trocknen, zwey frische Schnupftücher aus der Tasche. Dies weckte den entschlummerten König aus seiner sanften Ruhe. Er ergrimmte in seinem Geiste, und gebot, daß er Rede und Antwort geben sollte, warum er solch weinerlich Zeug gemacht hätte. „Um die sanften Empfindungen des Mitleids bey den Zuhörern zu erwecken," antwortete der betroffene Präsident. „Ich kann aber, erwiederte der König, solche Fratzen einmal für allemal nicht leiden! Daß Er mir da einen albernen Kerl vorgestellt hat, der auf eine wüste Insel schiffen will, weil ihm die Frau entlaufen ist, das find' ich denn. In meinem Lande würde ich's nicht leiden, daß mir einer aus dem Lande ginge. Meine treuen Unterthanen sollten so was wohl bleiben lassen! Und höre

Er nur an, Präsident, Er führt eine verkehrte Sitte ein, daß die Männer ihre Weiber wieder zu Gnaden annehmen sollen, wenn sie davon gelaufen sind. Hierüber soll Er mir jetzt Rede und Antwort geben!"

Präsident. Die größten Kenner des Schönen im ganzen Lande haben behauptet, daß meine Arbeit vortreflich sey, denn — —

Buhuri. (ihm in die Rede fallend) der größte Kenner des Schönen bin ich; denn was z. E. hübsche Weiber sind, kann ich den Augenblick begreifen, und ich mag gerne das Beste für mich haben. Ist es nicht wahr, (zu den Hofnarren) daß ich der größte Kenner bin.

Erster Hofn. Wer dürfte es wagen, an so etwas zu zweifeln? Dies würde ein Hochverrath an Ew. Majestät geheiligter Person seyn!

Zweyter Hofn. Ew. Majestät haben ja deswegen den Zunamen, des Weisen, und wo ist je ein Monarch dessen würdiger gewesen?

Buhuri. Freylich nicht! Da ich Ihm (zum Präsidenten) nun bewiesen habe, daß der klügste Mann im Reiche ich selber bin, weil ich niemanden das Recht gebe, klüger, als ich, zu seyn; so muß Ich wohl am besten wissen, ob an Seinem Stücke etwas ist, oder nicht.

Präsident. Ich unterwerfe mich dem weisen Urtheile Ew. Majestät gänzlich; denn wer ist fähiger, zu entscheiden, als Ew. Majestät?

Buhuri. Ich habe zwar nur eins und das andere von Seinem Larifari angehört, weil ich wichtigere Dinge im Kopfe hatte und müde war; aber soviel will ich Ihm sagen, daß Er seine Sache sehr einfältig gemacht hat. Ich kann es nicht leiden, daß die Weiber den Männern davon laufen! das sollte in meinem Lande Sitte werden, ich wollte das Pack den Augenblick spießen lassen!

Erster Hofn. Ew. Majestät Gerechtigkeitsliebe ist zu bekannt, als daß sich nicht das Beste davon erwarten ließe.

Buhuri. (zum Präsident) Und der Mensch, der sich zu tode grämen und auf eine wüste Insel laufen will, weil er die Frau nicht mehr hat, ist ein Windkopf, den ich noch weniger leiden mag.

Präsident. Ew. Majestät Urtheil ist zu weise, als daß ich ihm widersprechen möchte. Habe ich in irgend etwas gefehlt, so bitte ich in tiefster Demuth um Verzeihung.

Buhuri. Diesmal mag es gut seyn. Meinen treuen Unterthanen will ich es aber kund und zu wissen fügen, daß Sein Stück nicht einen Heller werth ist, und danach soll sich jedermann zu achten haben.

Präsident. Ich bewundere die Weisheit meines Monarchen!

Buhuri. Es ist auch zu bewundern, wie ich mannichmal die Sache aus dem Grunde heraus verstehe. Ich befehle nun aber, daß Er bessere

Sa-

Sachen soll machen lernen. Da hier steht Muroi, (zum ersten Hofnarren) der versteht die Narrenspossen in meinem Lande am besten, der soll ihn lehren gute Theatersachen schreiben.

Präsident. Ist das wirklich Ew. Majestät ernster Befehl? Dürfte ich's wagen, nur eine Kleinigkeit dagegen —

Buhuri. (drohend) Wenn ich Ernst in der Sache brauche, so kann Er wohl einsehen, daß ich nicht spaße. Ich befehle, daß Ihn Muroi lehren soll, Theatersachen zu machen, die gut sind, und da mach' Er mir nur keine Umstände, sonst will ich ihn einen Elephanten vorwerfen lassen, der soll Ihn zusammen kuranzen, daß er Zeitlebens daran denken soll. Nun kann Er gehen. (geht ab) Ich habe eine lange ernsthafte Audienz gegeben. Man wird gewaltig viel im Lande davon zu reden haben! Muroi! Ich will mich wieder amüsiren. Erzähle mir ein Paar lustige Schwänke."

Unter den heftigen Trieben des Monarchen fand sich unter andern auch dieser, daß er ein feuriger Liebhaber schöner Weiber und Mädchen war. Man kann nicht sowohl sagen, daß er Liebe zu dem andern Geschlechte empfunden hätte, als vielmehr Appetit. Weiber waren ihm Bedürfniß, so wie das Essen und Trinken. Die Natur hatte ihn auch mit solchen Gaben ausgerüstet, daß er, im Ganzen genommen, bey dem schönen Geschlechte

sein

sein Glück machte. Er war, dies müssen wir ihm zur Ehre nachsagen, nicht eben unempfindlich für die Gegenliebe der Weiber, welche er mit seiner königlichen Inklination beehrte, weshalb er auch einen unerhörten Schritt zur Aufklärung seines Landes gethan und die Harems abgeschaft hatte. Denn sein durchdringender Verstand war es leicht inne geworden, daß an jenen Oertern der Sclaverey und der Langeweile keine Gegenliebe zu finden sey. Manchem Leser wird diese Nachricht unglaublich vorkommen; aber die Geschichte enthält wohl mehrere Thatsachen, die ein Romanschreiber zu erdichten gar nicht wagen würde. Selbst diese Abschaffung der zahlreichen Harems hatte ihm das ganze andere Geschlecht geneigt gemacht.

Wer von unsern Lesern dieses erste Kapitel mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat, wird sich gewiß keine undeutliche Vorstellung von dem Genie und dem Character des weisen Buhuri machen können.

Zweytes Kapitel.

Benehmen des Monarchen im Punkte der Weiber. Einige neue Einrichtungen im Lande.

Der große Buhuri war gegen das andere Geschlecht so ausnehmend galant, daß ihn eine Menge

Wei-

Weiber für den artigsten Mann hielten, den es nur geben könnte. Wie viel sie Grund zu diesem schmeichelhaften Urtheile über ihn hatten, könnte Stoff zu einer weitläuftigen Untersuchung abgeben. Die Frauenzimmer haben, wie wir wissen, nicht alle einen und denselben Maaßstab der Artigkeit. So viel ich aus den vor mir liegenden Urkunden abnehmen kann, mochten ihn unstreitig viele um deswillen für den artigsten halten, weil er unbefangen genug war, sich jedem Gegenstande anzubieten, der seines königlichen Instinktes werth zu seyn schien. Ich bin überzeugt, daß er bey einem so vollkommenen Selbstgefühl, als er in diesem Punkte besaß, selbst in Europa, in den besten Cotterien, sein Glück gemacht haben würde.

Wenn er sich mit den Damen unterhielt, und mit der Gabe zu scherzen, die ihm die Natur verliehen hatte, reichlich wucherte; so duldete sein Humor über gewisse Dinge schlechterdings kein Feigenblatt, weshalb ihm einige Siamesische Aspasien unendlich viel Geist beylegten. Man konnte eigentlich nicht sagen, daß er sich in die Herzen der Damen eingeschlichen hätte: er ging vielmehr gerade zu, und die Damen behaupteten, daß er einen äußerst festen Charakter habe. Zu manchen Zeiten bewies er sich gegen das andere Geschlecht ungemein freygebig, denn er fand, ohne das Horazische aurum per medios ire satellites et per-

rumpere saxa amat, gelesen zu haben, daß das Geld auf die hartherzige Tugend gewisser Frauen und Mädchen keinen üblen Eindruck machte. Sie nannten ihn dafür allgemein den Gütigen, wiewohl verschiedene Leute, denen er, ihrer Redseligkeit wegen das Maul hatte zunähen, oder im entgegengesetzten Falle, durch einen bey sich habenden Feldscheerer erweitern lassen, ingeheim einen kleinen Zweifel gegen seine Gütigkeit hegten. Dem Monarchen kam dieses einmal zu Ohren, und er freute sich, daß ihn verschiedene Weiber den Gütigen nannten. Da es ihm aber unangenehm war, daß Leute aus der Mitte des Janhagels die Frechheit haben dürften, an dieser Hypothese zu zweifeln, so gab er augenblicklich Befehl, daß ihn jedermann für den Gütigen halten sollte, widrigenfalls jeder Zweifel dagegen für ein Hochverrath angesehen werden sollte. Man würde deshalb zum Besten des Landes, genau aufmerken, ob jemand eines solchen Zweifels verdächtig seyn dürfte, und dann keinen Anstand nehmen, ihn so lange bey Wasser und Brod in das Gefängniß zu werfen, bis er seine Denkungsart durchaus geändert hätte. Diese gnädige Cabinetsordre wurde von einem berühmten Lehrer des Siamesischen Staatsrechts öffentlich bekannt gemacht, und mit unumstößlichen Gründen bewiesen, daß die Gränzen einer wahren Denkfreyheit hierin auf das allergenaueste bestimmt wären.

Die

Die schönsten Weiber oder Mädchen für sich zu haben, hielt er für ein Recht, welches seiner geheiligten Person zukäme. Die berühmtesten Rechtslehrer seines Landes nannten es ein Regale des Fürsten. Es herrschte ein merkwürdiger Streit unter ihnen; denn die Lehrer des Lehnrechts waren der Meynung, alle Männer im Reiche müßten in Ansehung des Weiberbesitzes bey dem Könige zur Lehen gehen. Die Cameralisten waren der letzten Meynung zugethan, weil sie berechnet hatten, daß auch nur bey einer sehr mäßigen davon zu entrichtenden Lehnwaare ein sehr ansehnlicher Ausfall in den Landesherrlichen Einkünften werden müßte. Sie drangen endlich durch, und der Monarch wurde der Lehnsherr von allen Ehemännern im ganzen Lande. Alle fünf Jahre wurde jede Frau, die noch nicht 40 Jahr alt war, als ein eröfnetes Lehn betrachtet, welches, bey schwerer Strafe, erneuert werden mußte. Außerdem fiel es an den Monarchen zurück, der nach Belieben damit schaltete, und meistentheils den ersten den besten durch einen gnädigen Befehl zwang, diese Frau, nach entrichteten Lehngefällen zu heirathen. Ein, in Pension gesetzter, Hofnarr wurde Präsident bey dem Lehndepartement, welcher, statt des in unsern Landen, gewöhnlichen Lehnbriefes, eine rechtsbeständige Quittung à 24 derben Hieben mit einer Peitsche, die Lehnsknute genannt, darüber ausstellte. Der Monarch fand sich zu-

weilen in höchsteigener Person in diesem Departement ein, und quittirte, wenn der Arbeit viel war, mit hoher Hand einen und den andern selbst. Eines Tages wurden 10 junge Ehemänner auf Tragen aus diesem Bureau fortgeschaft, weil sie der Monarch ein wenig zu rechtskräftig expedirt hatte. Man bewunderte den Monarchen deshalb im ganzen Lande, und schätzte sich glücklich, einen Regenten zu haben, der sich die Regierungsgeschäfte so außerordentlich angelegen seyn ließe.

Dieses neue Lehnssystem sowohl als das zuvor erwähnte Regale des Landesherrn, blieb bey der Kirche nicht ohne Widerspruch; denn der Oberbonze bewies aus dem Kirchenrechte, daß die Sache eigentlich ein Reservatum ecclesiasticum sey. Um den Oberbonzen beym Guten zu erhalten, (denn der große Buhuri mußte in verschiedenen Dingen dem Klerus nachgeben, theils weil er zuweilen in wichtigen Angelegenheiten seiner Hülfe bedurfte, theils weil er sich ein wenig vor ihm fürchtete) so wurde die Sache dahin eingeleitet, daß alle diejenigen Verheirathungen, welche in dem Monate geschahen, in welchen das berühmte Fest des Ganga-Gramma (der höchsten Landesgottheit) fiel, unveränderliche Lehen der Kirche seyn sollte. Der Oberbonze wußte diesen Monat recht klüglich zu benutzen, indem er nicht unterließ, dem Volke vorzustellen, daß der Ganga-Gramma die Ehen, welche in seinem Monate geschlossen wurden, ganz

be-

besonders segnen werde. Dieser Mann spielte eine der wichtigsten Rollen im Lande; denn er verstand jeden Vorfall auf der Stelle zu benutzen. Ich habe im ersten Kapitel der Jesuiten gedacht, welche einige Zeit hindurch, in Aufträgen ihres Ordens, auch Siam bereisten, und die hatten den Oberbonzen in verschiedenen kirchlichen Angelegenheiten klug gemacht. Eine Menge weiser Einrichtungen und Veränderungen, die der große Buhuri in seinem Lande getroffen hatte, waren ebenfalls durch den Einfluß der Jesuiten entstanden. Man wird sich höchlich wundern, wenn ich sage, daß der Monarch einige Buchdruckereyen in seinem Lande habe errichten lassen; aber die Sache hat ihre völlige Richtigkeit! Die ersten Bücher, welche darin zum Drucke befördert wurden, waren Legenden von Heiligen, die die marianischen Brüder selbst in das Siamesische übersetzt hatten. Diese Bücher wurden von ihnen unter das Volk ausgetheilt, so wie vor mehreren Jahren unter uns die geistreichen Schriften eines frommen Paters von dem berühmten Seher * * *, der sich freilich wahr und klar, sanft und fest dagegen gerechtfertigt hat, weit umher verschenkt wurden. Doch wieder zu unserm Monarchen.

Von der Vielweiberey war er kein rechter Freund — auch hierüber hatten ihm die Jesuiten bessere Ideen beygebracht — wiewohl er jedoch eben auch nicht gesonnen war, sie ganz abzuschaffen. Wer

mehr

mehr als eine Frau haben wollte, mußte deshalb bey den Siamschen Oberconsistorio um Dispensation ansuchen, welche allemal für die legalen Gebühren — die sich etwas hoch beliefen — ertheilt wurde. Davon floß ein Theil in die königliche Schatulle, den andern empfing, zur Ehre Gottes, die Kirche, d. h. die höhere Geistlichkeit theilte sich darein. Der Monarch hatte selbst nicht mehr als eine einzige Gemahlin, aber dafür desto mehr Geliebten, mit welchen er, zufolge eines starken Reizes für die Neuheit, oft zu wechseln pflegte. Ich werde über diesen Punkt die Neugier des Lesers in der Folge befriedigen.

Da ich zuvor der Druckereyen erwähnt habe, welche der weise Buhuri in seinem Lande errichten ließ, so kann ich mir wohl vorstellen, daß mancher Leser gern wird wissen wollen, was die Sache für Eindruck auf das Volk gemacht, und was sie für Wirkungen im Allgemeinen hervorgebracht haben.

Die ersten in Siamscher Sprache gedruckten Bücher, ich meine die Legenden der Heiligen, die von den Jesuiten, als das zweckmäßigste zur Aufklärung des Volks, besorgt wurden, fanden ungemeinen Abgang. Etliche Auflagen hinter einander waren vergriffen, und die Nachfragen darnach vermehrten sich von Zeit zu Zeit. Jedermann, der ein Paar gesunde Hände hatte, folglich von der Natur zum Autor ausgerüstet war, glaubte, daß er die leichtesten Dinge in der Welt, Bücher zu

schrei-

schreiben, recht gut könnte; und er konnte sie wirklich. Da erschienen in kurzer Zeit hintereinander 24 Brochüren über die Würde der Elephantenwärter u. d. m.

Der weise Buhuri ließ sich zuweilen eine von jenen Piecen vorlesen, und gestand, daß sie ihm mit unter Spaß machten. Eine andere Gattung derjenigen Schriften, welche Wirkungen der errichteten Druckereyen waren, hatten die Herumhetzung der Geistlichkeit und der großen Menge Fakirs oder Mönche, zum Zwecke, mit welcher das Königreich, wie mit einer Sündfluth, überschwemmt war. An dem großen Jahresfeste des Ganga-Gramma sahe man unter mehrern auch folgende heilige Gebräuche*): wenn das Bildniß des Ganga-Gramma in feyerlicher Proceßion auf einem vergoldeten Wagen umhergeführt wurde, so drängten sich die Fakirs einer gewissen Regel, deren ehrwürdige Bestimmung das Betrelngehen war, schaarenweise herbey, warfen sich vor dem Wagen nieder, und schätzten sich glücklich, wenn die Räder desselben über sie hinweg rollten. Wurde einer bey dieser frommen Handlung beschädigt, so wendeten die königlichen Wundärzte alle mögliche Mühe an, ihn wieder zu heilen, und sein Glück war auf Zeitlebens gemacht! Er galt bey lebendigem Leibe für einen Schutzheiligen, dem man freywillig mehr

*) S. Broughton's Diction. Art. *Ganga-Gramma*.

mehr Almosen reichte, als er durchbringen konnte. Ein anderer Gebrauch war, daß geweihte Priester mit starken eisernen Hacken in der Proceßion einhergingen und Fakirs von einer andern Regel an einem gewissen schinkenhaften *) Theile des Körpers, der bey uns deutschen unter die verba male ominata gehört, bey den Franzosen hingegen selbst in der feinsten Galanteriesprache ein unentbehrliches Wort ist, anhackten, auch wohl, wenn der Bursche nicht zu sehr gemästet war, so lange damit in die Höhe zogen, bis er, nach den Gesetzen der Schwerkraft, wieder abfiel, und von den Feldscherern sogleich in Beschlag genommen und geheilt wurde.

Diese und ähnliche heilige Gebräuche gaben den Bücherschreibern in Siam unglaublich viel zu thun; sie beschäftigten ihren ganzen Scharfsinn. Man erörterte nämlich, ob dergleichen Gebräuche wirklich dem Ganga-Gramma angenehm seyn könnten, oder nicht. Diejenigen Fakirs, welche sich eine Feder zu führen getrauten, bewiesen aus ihrem Vedam, daß dies alles ausdrückliche Gebote des Gottes wären, weshalb sie von den Weltlichen

*) Wer etwan zweifeln sollte, ob sich dies alles in den vor mir habenden Urkunden wirklich so befinde, darf nur den zuvor angeführten Broughton im genannten Artikel nachlesen, und er wird sich von der historischen Gewißheit dieses Gebrauchs überzeugen.

lichen im Königreiche auf mancherley Weise angefochten wurden, indem sich diese erfrechten, das Ansehen ihres heiligen Codex durchaus zu leugnen. Die Streitigkeiten wurden immer heftiger, der Brochüren über diesen Gegenstand immer mehr, bis endlich die Sache zu den Ohren des weisen Buhuri gelangte.

Er war anfangs unentschlossen, ob er die Partheyen zusammen kommen und ihre Zweifel mit Peitschenhieben oder durch den Machtspruch des Oberbonzen lösen sollte. Nach einigem Nachdenken, so viel sein gekröntes Haupt dessen fähig war, ließ er den Oberbonzen kommen, und dieser kluge Mann schafte sehr bald Rath. Er erbat sich die Erlaubniß, selbst einen neuen heiligen Codex zu entwerfen, nach welchem jederzeit entschieden werden sollte, was nothwendiger Weise in jenem alten stehen müßte, es möchte nun ein Wort davon darin zu finden sein, oder nicht. Dem weisen Buhuri gefiel diese Entscheidung ausnehmend wohl, und er war so ehrgeizig, daß er sich selbst für den Urheber derselben wollte gehalten wissen, was ihm auch vom Oberbonzen recht willig zugestanden wurde.

Bey dieser Gelegenheit hatte der Oberbonze bey dem Monarchen eine lange Audienz, in welcher er den weisen Buhuri von allen Rechten und Privilegien der Kirche und der ganzen Geistlichkeit in Siam gründlich unterrichtete. Ein wichtiger Punkt,

Punkt, worüber er ihn aufklärte, waren die Ehesachen. Der Diener des Gottes Ganga-Gramma wollte sich immer mehr anmaßen; der Monarch widersprach ihm, wie er zu thun pflegte, mit Heftigkeit, gerieth auch einigemale in die Versuchung, die geballte Faust gegen Sr. Hochwürden zu lüften. Aber dieser entgegnete, daß, wenn ein großmächtiger Monarch ihm fluche, er weiter keine Waffen gegen ihn brauchen werde, als beten, d. h. den Ganga-Gramma inbrünstig anzurufen, daß er den Verderber über ihn sende, der ihn zum Genuß aller Lebensfreuden untüchtig mache. „Seine Lenden, sagte er zum weisen Buhuri, sollten zusehens dahin schwinden, das Mark in seinen Knochen sich verzehren, seine Nerven ihre Spannkraft verlieren, in dem Arme des blühendesten Mädchen sollte er erkalten, sich nach den Freuden der Liebe sehnen, wie ein Wahnsinniger, aber der elendeste Verschnittene seiner spotten: so würde der Ganga-Gramma das Unrecht und die Verachtung seines ersten Dieners, selbst an einem gekrönten Haupte, rächen!“ diese Phrasen wirkten: der Bonze erhielt alles, was er wünschte!

Als sich der Mann Gottes empfohlen hatte, befand sich der Monarch etwas bey übler Laune. Die beyden Hofnarren, die ihm ungebetener Weise in den Weg traten, empfingen einige leise Fußtritte, so daß sich jeder einmal überpurzelte. Darauf wurde der Hofmarschall vorgefordert, und ihm

Auf-

Auftrag gegeben, auf den folgenden Tag eine stattliche Fete zu veranstalten. Der Hofmarschall versprach alles zur höchsten Zufriedenheit Sr. Majestät einzurichten, und empfing dafür vorläufig eine eclatante Versicherung von der Zufriedenheit des Königs, indem er ihm die zwey letzten Zähne, welche er noch übrig hatte, mit einem vor ihm liegenden Elephantenknochen selbst ausschlug. Dieser Vorfall kam in die Hofzeitung. Ich theile bey dieser Gelegenheit einige Artikel aus jener Zeitung mit. Es heißt, daß man aus dem Tone, der in den öffentlichen Blättern herrscht, gewissermaßen auf den Geist eines Hofes, ja wohl gar auf den, eines Landes selbst, schließen können.

* * den 23. des Monats * *

Heute hatte des Oberhofmarschalls Rosai Excellenz bey unserm Monarchen eine ganz unvermuthete Audienz. Allerhöchst des Monarchen Majestät geruhte Sr. des Hrn. Hofmarschalls Excellenz in den allergnädigsten Ausdrücken den Auftrag zu ertheilen, auf den 24sten dieses ein großer Diner von 100 Couverts zu veranstalten, wozu die vornehmste Noblesse des Hofes eingeladen werden sollte. Se. Excellenz ärndteten das schmeichelhafteste Lob ein, die wichtige Absicht unsers Monarchen sogleich penetrirt zu haben, und Se. Majestät geruheten, unter den rührendesten Ausdrücken der allerhöchsten Zufriedenheit des Herrn Hofmarschalls Excellenz

lenz, die, bey andern vormaligen Audienzen noch übrig behaltenen zwey Backenzähne, mit höchsteigener Hand auszuschlagen. Man behauptet hier ganz allgemein, daß sich der Monarch entschließen dürfte, die zersplitterte Kinnlade des Herrn Hofmarschalls auf höchsteigene Kosten wieder kuriren zu lassen * * *.

* * den 15: des Monats * *

Den 13ten dieses war große Galla bey Hofe. Se. Majestät geruheten mit ganz ausnehmenden Appetit zu speisen, und erhoben, zum Zeichen Ihrer allerhöchsten Zufriedenheit, den bisherigen Mundkoch, Herrn Ruboi, zum Präsidenten des Justizdepartements, und zeigten dadurch, wie unpartheyisch Allerhöchstdieselben Männer von wahren Verdiensten um die allgemeine Wohlfahrt, zu befördern gewohnt sind. Man sagt, daß unser neue würdige Justizpräsident seinen Posten nächstens antreten werde. Die Sage, daß er wichtige Veränderungen im Justizwesen vornehmen werde, ist zu voreilig. Man weiß vielmehr aus den sichersten Quellen, daß alles beym Alten bleiben wird * * *.

* * den 19. des Monats * *

Die allerhöchste Jagdlustbarkeit unsers glorwürdigsten Monarchen ist am 17ten dieses so zur allgemeinen Freude aller treugesinnten Unterthanen, beym vollkommsten Wohlseyn Sr. Majestät, geendigt

digt worden. Des Königs Majestät geruhten zuvor ein so konsiderables Frühstück einzunehmen, dergleichen während seiner glorwürdigsten Regierung von Allerhöchstdenselben noch nicht verzehrt worden. Der Herr Oberlandjägermeister hatte, da unvermuthet ein Platzregen fiel, das beneidenswerthe Glück, daß des Monarchen Majestät sein Landhaus fünf und eine halbe Minute lang mit Dero Allerhöchsten Gegenwart beehrten. Der Monarch war so gnädig, den Herrn Oberlandjägermeister selbst zu fragen, wie viel Minuten der Platzregen noch dauern würde, und als dieselben keine Antwort darauf zu geben im Stande waren, geruhten des Monarchen Majestät des Herrn Oberlandjägermeisters Hochwohlgeb. in den rührendesten Ausdrücken einen Esel zu nennen. Sr. Hochwohlgeb. sind über diesen schmeichelhaften Beweis der Gnade unsers Monarchen in ein solches Entzücken gerathen, daß man zweifelt, ob er je wieder zu sich selbst kommen werde * * *.

* * den 5ten des Monats * *

Heute war für unser ganzes Land ein allgemeiner Jubeltag. Der Königin Majestät ist mit einem gesunden wohlgestalteten Prinzen glücklich entbunden worden, und befinden sich, nach Dero Allerhöchsten Niederkunft, bey dem vollkommensten Wohlseyn. Das, bey dieser so erfreulichen Gelegenheit übliche, Wochenbettgeschenk vom ganzen Lande,

wel-

welches sehr ansehnlich ist, soll binnen wenig Tagen eingetrieben werden. Seine Majestät, unser Monarch, haben selbst geruht, den Leibregimentern die gemessensten Befehle, in den rührendsten Ausdrücken, deshalb zu ertheilen. Bey dieser allgemeinen Freude aller treuen Unterthanen sind einige wichtige Avancements bey Hofe vorgefallen. Der zeitherige Oberknutenmeister, Kasappah, ist als wirklicher Geheimerrath, mit Sitz und Stimme, angestellt worden. Nie sind vielleicht Talente und wahre Verdienste zu allgemeinerer Zufriedenheit des ganzen Landes belohnt worden, als an diesem würdigen Patrioten. Der berühmte Castrat, Nisagai, ist zum Obersten des Leibregiments avancirt, und der zeitherige Commandeur desselben zum Aufseher über das neuerrichtete Hebammeninstitut, befördert worden. Die auf diese frohe Begebenheit zu schlagende Denkmünze wird in wenig Tagen fertig seyn. Die Vorderseite stellt einen Pavian vor, mit der Umschrift: Fecilitas regni! die Kehrseite ein Paar Fledermäuse mit der Devise: quid virtus et Sapientia possit * * *.

So viel zur Probe aus den öffentlichen Blättern.

Meine Leser werden aus diesen beyden Kapiteln hoffentlich eine allgemeine Kenntniß von den Eigenschaften des großen Königs Buhuri und seines Hofes erlangt haben. Und nun gehe ich, wie

billig,

billig, zu demjenigen über, was eigentlich der Hauptgegenstand dieser Erzählung ist.

Drittes Kapitel.

Veranlassung zu einem Abentheuer des großen Buhuri.

Ich habe zu Anfange des vorigen Kapitels zu verstehen gegeben, daß der Monarch den brauchbaren Grundsatz befolgte, in Allem, wo möglich, das Beste für sich zu haben. Dies bewies sein Hofstaat, seine Tafel; dies bewies unter andern, wie sich von selbst versteht, die Auswahl derjenigen Frauenzimmer, deren er zu seinen menus plaisirs benöthigt war.

Der Geschmack ist, wie jedermann eingesteht, in dergleichen Dingen verschieden. Man weiß ja, wie höchlich sich immer Einer über den Andern wundert, daß ihm gerade dieser Gegenstand, oder diese Art sogenannter Schönheiten, gefallen könne. Unser Monarch hatte, in Absicht des schönen Geschlechts, einen gewissen Universalgeschmack, worüber ich nachher dem geneigten Leser Auskunft geben werde.

So viel müssen wir seinem guten Geschmacke zur Ehre nachsagen, daß ihm eine gewisse alte Siamesische Sitte nicht gefallen wollte. Wenn nämlich

lich der Monarch eines Mädchens, sey es zur Gemahlin oder zur Geliebten, benöthigt war, so sortirten seine Hofbedienten die blühendesten Schönen im Lande auf das kunstmäßigste, und überbrachten nachher von jeder dem Monarchen ein gewisses Kleidungsstück, welches er gehörig untersuchte. Er entschied sodann nach einem andern, als nach dem Gesichtsorgane, welche von jenen Prätendentinnen seiner Neigung anständig seyn dürfte *).

Dem Monarchen mißfiel dieser Gebrauch gleich bey dem Antritte seiner Regierung. Seine glorwürdigen Vorfahren, sagte er, wären, wie er wohl wisse, durch diese abgeschmackte Weise gar oft hinter das Licht geführt worden, dafür bedanke er sich seines Theils recht sehr: Er habe Augen zum Sehen; die wolle er brauchen, so gut, wie seine treuen Unterthanen. Er brauchte sie auch. Denn so oft er eine Jagdparthie machte, hatte er es ungemein gern, wenn er allenthalben, wohin er ritt, Weiber und Mädchen gewahr wurde; und man muß sagen, daß er auch von ihnen nicht ungern gesehen wurde.

Sein Geschmack war nicht einseitig, sondern er wuste an jeder Art Schönheit dasjenige zu schätzen, was schätzenswerth ist; er blieb bey keiner einzigen kalt, sondern alle hatten irgend einen

Reiz

*) Diesen sonderbaren Gebrauch erzählen mehrere Reisebeschreiber jenes Landes.

Reiz für ihn. Diejenigen, welche seinem königlichen Sinne am besten behagten, waren die etwas langen, nicht allzuzärtlich gebauten, von blühender Gesichtsfarbe und schwarzen Augen. Dabey behielt er jedoch Empfänglichkeit genug für jede andere Gattung. Er hatte sich auch eine Art von Musterkarte entwerfen lassen, in welcher alle Arten von Schönheiten eingetragen waren; und die wurde bey seinen Liebesangelegenheiten mit unter zu Rathe gezogen.

So manche an seinem Hofe suchten ihr Glück dadurch zu machen, daß sie ihrem weisen Monarchen von diesen und jenen nicht gemeinen Schönheiten Nachricht gaben. Der Oberbonze befand sich ebenfalls unter diesen Patrioten. Doch hiervon nichts weiter: man sieht, welch einen guten Landesvater die Siameser hatten.

Ungefähr 15 Meilen von der Hauptstadt lebte ein junges Frauenzimmer, in ländlicher Einsamkeit, auf dem Rittersitze ihres Vaters. Der Vater war ein Adlicher, von einem alten bewährten Stamme. Seine Tochter, Namens Barsida, wurde für das schönste Mädchen im Königreiche gehalten. Daß sie Anbeter in Menge hatte, versteht sich von selbst. Die berühmtesten Stutzer in der dasigen Gegend, welche, wie die vor mir liegenden Urkunden nachweisen, sich äußerst furchtbar durch diejenige Gewalt machten, mit welcher sie jedes weibliche Herz, welches sich erobern lassen

wollte, wirklich eroberten, waren auf dem Puncte, Barsida's wegen, wo möglich, mehr Verstand zu verlieren, als sie hatten. Die kühnsten unter ihnen forderten sich, von Eifersucht entflammt, zu Zweykämpfen heraus, dachten aber doch oft so gewissenhaft, daß sie ihres edlen Blutes schonten. Die elegantesten unter dieser liebenswürdigen Kaste machten so viel Aufwand mit schönen Kleidern, daß jede Woche ein Schneider, welcher die Ehre hatte, den Leichnam dieser Herrn bestmöglichst auszustaffiren, bankerout machte, und die Dichter auf dem Siamesischen Parnaß hatten so gewaltsame poetische Ausleerungen, daß es auf die Länge gefährlich für sie werden konnte, sich aus der Hippokrene zu begeistern.

Barsida's Zauberreitze konnten natürlicher Weise nicht lange verborgen bleiben. Die hundertzüngige Fama breitete sie allenthalben aus, und trug sie endlich zu den Ohren des weisen Buhuri, die für solcherley Nachrichten nur dann ein wenig verschlossen waren, wenn er dem Liebesgotte einmal allzukoniglich geopfert hatte.

„Ich muß diese Barsida persönlich kennen lernen!" rufte der Monarch aus, als ihm ein Höfling von ihrer Schönheit eine kurze Schilderung machte. Ich hätte gar nicht nöthig gehabt, zu sagen, daß er sie persönlich kennen lernen wollte; denn das verstand sich, wenn von Frauenzimmern, die hübsch seyn sollten, die Rede war, bey

un-

unserm guten Könige von selbst. Die Beschreibung, die ihm besagter Höfling von ihren Reitzen gemacht hatte, schien das Gesindel der königlichen Begierden schon vorläufig in Aufruhr zu bringen. Der Monarch war auch naiv genug, sich etwas deutlich gegen einen seiner beliebtesten Hetären darüber zu äußern, und man kann sich vorstellen, daß diesen die Aussicht auf eine Nebenbulerin, für die der König, schon ehe er sie gesehen hatte, so außerordentlich eingenommen war, etwas übel behagte. Dem Könige war es aber gleichgültig, ob Rabeska — so hieß die bisherige Favoritin — diese Neuigkeit übel vermerkte oder nicht; denn er besaß zu viel männlichen Charakter, um sich in seinen Vergnügungen nicht einschränken zu lassen.

Rabeska nahm ihre Maaßregeln, wie wir im folgenden Kapitel lesen werden.

Viertes Kapitel.

Rabeska giebt dem Monarchen den Rath, sich genauer nach der schönen Barsida erkundigen zu lassen.

Zwischen Furcht und Hofnung zu schweben, ist, bekanntermaßen, ein peinlicher Zustand, und wer sucht nicht bald möglichst davon frey zu werden? Rabeska wünschte daher sehnlich, ihr Schicksal bald entschieden zu sehen, der Monarch möchte nun

an der schönen Barsida, wie gewöhnlich, ein allerhöchstes Wohlgefallen finden, und ihr seine bisherige Favoritin aufopfern, oder ihr (Rabeska) seine Liebe, im Fall ihm jene nicht gefallen sollte, mit einer gewissen Denkheit der Empfindungen von neuen zusichern. Sie hielt sich, wie sie sagte, auf beydes gefaßt, nur Gewißheit wünschte sie zu haben, um alsdann ihre fernern Maaßregeln zu nehmen. Doch dachte sie auch auf Mittel, die Sache zu hintertreiben.

Was also zu thun? Sie gestand dem Monarchen, daß er ein unbezweifeltes Recht habe, jeder Schönen im Lande, die eines Monarchen werth wäre, sein Herz zu schenken, und keiner dürfe es übel vermerken, wenn ein Monarch an ihrer Nebenbuhlerin Vorzüge entdeckte, die sie selbst nicht fände.

Buhuri. Wie soll ich das verstehen, Rabeska, antwortete der Monarch mit einer gewissen verlegenen Miene. „Ist das Ernst, oder steckt etwas dahinter? Du verstellst Dich doch nicht? Es würde Dir auch nichts helfen; denn zu befehlen habe Ich allein.

Rabeska. Wie könnte ich der mindesten Verstellung fähig seyn? wer würde es wagen, einen so scharfsichtigen Monarchen hintergehn zu wollen?

Buhuri. Also sprichst Du im Ernste mit mir.

Rabeska. Wie anders?

Buhuri. So höre an! Ich bin schon einige Tage damit umgegangen, das Mädel, von der man mir Wunderdinge erzählt hat, die Barsida, kennen zu lernen. Sie soll ganz verteufelt schön seyn, und nach meinen Grundsätzen, denn Du wirst wissen, daß ich allemal nach Grundsätzen handle, gehört das Beste für mich. Gefällt sie mir, wie ich verhoffe, so bleibt sie bey mir, bis sie mir einmal, nach meinen Grundsätzen, nicht mehr gefällt.

Rabeska. Es heißt, die schöne Barsida habe schon eine Menge Liebhaber gehabt, die sich um ihre Hand beworben hätten; aber noch keinem sey es gelungen, ihr Herz zu erobern.

Buhuri. Ich glaube es wohl. Die armen Wichte bilden sich ein, sie müßten jedem Mädel gefallen. Ich schließe daraus, daß sie auf Ehre hält, und wird also bey Mir keine Umstände machen. Liebt sie mich nicht, so hat das so gar viel nicht zu bedeuten; ich werde sie in dem Falle nicht gar zu lange behalten.

Rabeska. So treu als ich, ich getraue mir das im Angesichte meines Monarchen zu behaupten, hat unstreitig noch kein Herz Ew. Majestät geliebt, noch keins so zärtlich für meinen Monarchen geschlagen, als das Meinige. Aber mein Gebieter, dies fühle ich, hat zu viel Bedürfnisse seines großen Geistes, als daß ich sie befriedigen könnte.

Buhuri. Nabeska, höre nur an, das ist eine Art von Schnickschnack, den du mir da hermachst. Ich verstehe gar nicht, was Geistesbedürfnisse seyn sollen! die Kerls, die die Theatersachen herausgeben, schwatzen wohl immer von solchen Dingen, aber ich weiß nicht, was sie eigentlich damit sagen wollen. Wenn ich Geistesbedürfnisse hätte, so hieße das so viel, als wenn ich für meinen Geist was benöthigt wäre. Aber das ist nicht wahr. Hier brauche ich, Gott sey Dank! nichts.

Rabeska. Ew. Majestät Urtheil über sich selbst ist so wahr, daß sich nicht das Mindeste dagegen sagen läßt. Verzeihen Sie aber, mein Gebieter, ich hatte ganz etwas anders dabey im Sinne.

Buhuri. Vielleicht einen Pfiff? nicht?

Rabeska. Nichts weniger! mein aufrichtiges Herz ist dessen nicht fähig. Ich glaube nur, daß Ich die Person nicht bin, mit der sich mein Monarch auf eine so angenehme Weise unterhalten könne, als es ein so feiner Geist, wie der von Ew Majestät wünscht.

Buhuri. Gewäsche! Mein Geist wünscht nichts. Denn was man wünscht, hat man nicht; und da ich der Weise genannt werde, und befehlen kann, daß man mich so nennt, so sehe ich nicht ein, was ich für meinen Geist eben wünschen sollte. Wir sprachen ohnedem von etwas anderm.

Das

Das schöne Mädel, Barsida, habe ich Lust nä-her zu kennen; das ist es, was ich wünsche! Und weil ich's wünsche, so will ich's auch. Ist dir das ungelegen, Rabeska.

Rabeska. Ew. Majestät haben, wie Sie selbst zu sagen geruhen, jederzeit Ansprüche auf das Beste. Ist Barsida wirklich so schön, wie man sagt, so würde es verwegen von mir seyn, Ew. Majestät dieses Recht streitig zu machen, oder auch nur insgeheim zu wollen, daß Ew. Majestät das minder Schöne dem Schönsten aufopfern sollten.

Buhuri. Vernünftig gesprochen, Rabeska, das muß ich sagen, und ich werde Dir gelegentlich einmal eine große Gnade dafür erweisen.

Rabeska. Schon dieses Versprechen ist wirkliche Gnade für mich. Dürfte ich mich unterstehen, Ew. Majestät höchster Einsicht in dieser Sache einen guten Rath zu geben?

Buhuri. Wenn er gut ist; Ja.

Rabeska. Meine Absicht wenigstens ist es.

Buhuri. So laß hören! Ich lege mich indeß auf den Sopha. Ich bin heute im Lehnsdepardement gewesen, und habe viel gearbeitet. So etwas genirt, und ich wills künftig wohl bleiben lassen. Was hat man davon, wenn man selbst die Knute giebt, und mit eigener Hand Gnade erweißt? Ich glaube man dankt mir so etwas nicht einmal. Doch ich vergesse, daß Du mir einen guten Rath geben willst. Mache es nur kurz.

Rabeska. Ohne Ew. Majestät allerhöchsten Einsichten vorzugreifen, hielte ich es für das Beste, wenn Sie einen Abgeordneten vom feinsten Geschmacke zu Barsidas Vater absendeten. Dieser müßte sie wohl in Augenschein nehmen, und untersuchen, ob sie Ew. Majestät vollkommen werth seyn dürfte.

Buhuri. Daran habe ich auch gedacht. Ich könnte das Mädel zwar ohne Verzug selbst zu mir kommen lassen. Aber man soll einmal sehen, daß ich auch eine feine Politik verstehe, wenn ich nämlich Lust dazu habe. Ich will ohne Verzug meinen Lustigmacher Muroi hinschicken und das Ding untersuchen lassen. Der Bursche ist einer der gescheutesten Köpfe in meinem Lande; und macht er seine Sache gut, so will ich ihm auf das Alter ein gewisses Land geben. Er soll Minister werden.

Rabeska. Ew. Majestät wissen am besten zu entscheiden, wer einem solchem Auftrage Ehre machen wird. Meinen geringen Einsichten nach hätte ich geglaubt, daß der Präsident Virivi, nach nach Ew. Majestät, einer der feinsten Kenner des Schönen wären. Es ist möglich, daß ich irre! Er scheint zwar nicht mein Freund zu seyn; ich muß ihn aber, hierin wenigstens, Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Buhuri. Dein Freund ist er nicht?

Rabeska. Ich darf mir's nicht schmeicheln.

Buhuri. Und Du empfiehlst mir ihn dennoch?

Rabeska. Nicht seinetwegen, sondern meines Monarchen wegen.

Buhuri. So soll er die Ambassade antreten.

Fünftes Kapitel.

Der Präsident Virivi empfängt den eben gedachten Auftrag vom Monarchen, und nebenher auch einen andern von Rabeska.

„Hör er einmal an, mein lieber Präsident, hub der Monarch, mit einer äußerst gnädigen Miene, an, ich habe für Ihn einen wichtigen Auftrag . . .

Präsident. Der ohne Zweifel des Landes Wohlfahrt betrift.

Buhuri. Falle er mir nicht in die Rede, das kann ich nicht leiden! Mit seiner Landeswohlfahrt hat er jetzt links geschossen. Es betrift Mich; und das ist, wie Er wohl einsehen wird, wichtiger.

Präsident. Desto ehrenvoller wird dieser Auftrag für einen so treuen Diener meines Monarchen seyn, als ich es zu seyn mich beeifere.

Buhuri. Er soll mir nicht in die Rede fallen, habe ich ihm befohlen! Ich bin gnädig, wie Er sieht, aber wenn ich einmal Ernst in einer so wichtigen Sache brauche, wie ich Ihm auftragen werde, so muß er mich ehrfurchtsvoll anhören.

Prä-

Präsident. Ich bin ganz Ohr.

Buhuri. So höre er denn an! Es hat mir jemand von einem Mädel, die Barsida heißt, viel Schönes gesagt. Sie soll, erzählt man, noch schöner aussehen, als meine Favoritin, der ich vor zwey Jahren die Knute geben ließ, und die ich fortjagte, weil sie sich mit dem albernen Kerl, dem Unterbonzen, abgegeben hatte, dem ich auch, wie Er wissen wird, die Knute habe geben lassen, und wobey es der Narr ausmachte.

Präsident. Ew. Majestät haben hierdurch ein Beyspiel der Gerechtigkeit gegeben, welches in künftigen Zeiten der Geschichtschreiber mit Ehrfurcht nennen wird.

Buhuri. Das habe ich; und ich werde befehlen, daß es der Kerl, der Geschichtschreiber, noch bey meinem Leben mit Ehrfurcht nennen soll. — Nun höre Er weiter! Er weiß, daß ich einen feinen Geschmack habe, und zu meinen Favoritinnen gern etwas hübsches will ausgesucht wissen. Da ist nun mein Befehl: Er soll incognito, oder auch nicht incognito, wie Er will, eine Reise zu dem Vater des Mädchen machen. Er ist, wie mir gesagt worden, ein Landedelmann, den ich nie bey Hofe gesehen habe. Er mag, wenn es nöthig ist, Unsern gnädigen Gruß vermelden, das wird hoffentlich schon wirken. Nun kann Er sich aufmachen, und Seine Ambassade antreten.

Präsident. Ew. Majestät verzeihen, daß —

Buhuri. Hat Er schon wieder Einwendungen? Er soll Seine Ambassade antreten, befehl' Ich, oder ich will Ihm —

Präsident. Und wenn es Ew. Majestät treuesten Diener das Leben kosten sollte, so muß ich mich dennoch in tiefster Unterthänigkeit unterstehen, zu fragen, ob dies der ganze Zweck meiner so ehrenvollen Gesandtschaft ist? Noch haben mir Ew. Majestät nichts weiter aufzutragen geruht, als dem Vater der Barsida Ew. Majestät allergnädigsten Gruß zu vermelden.

Buhuri. Nichts weiter?

Präsident. Nichts weiter! wie mein gnädigster Monarch selbst wissen wird.

Buhuri. Nun, so hätte er meinen Willen errathen sollen, wenn Er sonst ein kluger Kopf seyn will. Man hat mir gesagt, ich hätte den Kopf immer voll von Regierungsgeschäften, und ich glaube es fast selbst, weil ich immer den Hauptpunct bey einer Sache vergesse. — Kurz und gut, er soll das Mädel, die Barsida, wohl in Augenschein nehmen, und urtheilen, ob sie mir anständig seyn wird. Versteht er nun, was ich eigentlich will?

Präsident. Ew. Majestät haben mir höchstdero Willen sehr deutlich zu erkennen gegeben.

Buhuri. Das hab ich. Aber ich will Ihm doch eine kurze Anweisung obendrein geben. Ist das Mädel zu klein von Person, so ist sie für mich

nicht.

nicht. Ich liebe mehr die etwas langen und ansehnlichen, so wie es sich auch für meine Person schickt. Es sind noch so manche andere Puncte in Erwägung zu ziehen, versteht Er, die er wohl selbst einsehen wird, wenn er ein kluger Kopf seyn will. Nun tret' Er seine Ambassade ohne Verzug an, und ich werde Ihm viel Gnade erweisen, wenn er Seine Sachen gescheut ausrichtet.

Präsident. (tritt ehrfurchsvoll ab).

Der Präsident, welcher über diesen so ehrenvollen Auftrag in das höchste Entzücken gerieth, machte sogleich der Favoritin, Rabeska, seine Cour, weil er, durch sie selbst, erfahren hatte, daß er, auf ihre Empfehlung, zu dieser Gesandtschaft war erwählt worden. Er schmeichelte sich, nach glücklicher Vollendung derselben, zu immer mehreren Ehrenstellen zu gelangen, wiewohl man bey Hofe allgemein behauptete, daß der ehemalige Oberknutenmeister, jetzt wirkliche Geheimerath, Kasappah, die vornehmsten Bedienungen nach und nach an sich ziehen werde. Die Favoritin wenigstens schien ihm ausnehmend geneigt zu seyn, und es war zu erwarten, daß sie, als eine Dame, welche wahre Verdienste zu schätzen wuste, nicht ermangeln werde, den Monarchen in denjenigen Stunden darauf aufmerksam zu machen, in welchen er die Bitten der Favoritin am leichtesten zu erfüllen pflegte. —

Der

Der Präsident hatte jetzt bey der politischen Rabeska eine lange Audienz, nachdem er zuvor nur zwey Stunden zu antichambriren so glücklich gewesen war. Rabeska pflegte oft einen äußerst gelehrten Bonzen bey sich zu haben, der ihr einige dunkle Stellen im Vedam erklären mußte. Dieser heilige Mann liebte das Gründliche ausnehmend, und brachte deshalb oft lange bey Rabeska zu, ehe er ihre Fragen im theologischen Fache befriedigend beantwortete. Während dieser Zeit durfte niemand vor sie gelassen werden, um den guten Bonzen in seinem Vortrage nicht zu stören. Jetzt traf es, daß der Präsident Audienz bey ihr suchte, und mußte sich's gefallen lassen, 2 Stunden auf den Abtritt des Bonzen zu warten.

„Es ist ein sehr gelehrter Mann, der Bonze,“ hub Rabeska an, nachdem sie dem Präsidenten erlaubt hatte, auf einem schönen Sopha Platz zu nehmen, „ich muß gestehen, der Mann verbindet eine ungemeine Leichtigkeit des Vortrags mit ausnehmender Gründlichkeit.“ — „Und ein treflicher dramatischer Dichter“ erwiederte der Präsident. „Und ein Mann von geläutertem Geschmack,“ setzte Rabeska hinzu. So steuerte das angefangene Gespräch auf gut Glück weiter, bis Rabeska, zufälliger Weise, wie sie sich stellte, auf die Angelegenheiten des Monarchen kam, die ihr nicht wenige geheime Unruhe verursachte.

„Mein

„Mein lieber Präsident,“ fuhr sie fort, nachdem ihr der Abgesandte in den feyerlichsten Ausdrücken seine Dankbarkeit für ihre Empfehlung bezeugt hatte, „mein lieber Präsident, Sie begreifen leicht, wie die Sachen jetzt am Hofe stehen, dürften sie es nicht immer. Unser Monarch hat das beste Herz im ganzen Königreiche. Gnadenbezeigungen zu erweisen und Verdienste zu belohnen, macht einen wesentlichen Theil seiner Glückseligkeit aus. Aber es bedarf, daß er zuvor auf diejenigen aufmerksam gemacht wird, welche er zum Gegenstande seiner Gnadenbezeugungen machen soll . . .

Der Präsident dankte nochmals in den pomphaftesten Tiraden, daß Rabeska ihn gewürdigt habe, dem Monarchen zu empfehlen.

„Ich fordere keinen Dank von Ihnen, antwortete Rabeska; zufrieden, meinen Freunden einen Dienst geleistet zu haben, lasse ich mir es selten merken, daß sie mir das Geringste dafür schuldig sind. Damit also, mein lieber Virivi, lassen wir es gut seyn! Sie scheinen zwar bisher nicht mein Freund gewesen zu seyn, dessen ungeachtet habe ich im Stillen Ihren Verdiensten alle die Achtung erwiesen, die ihnen zukommt. Nehmen Sie vor der Hand die Versicherung von mir an, daß mir jede Gelegenheit willkommen seyn wird, wo ich im Stande bin, ferner bey unserm vielgeliebten Monarchen Ihr Glück zu befördern.“

Der Präsident gerieth über diese Versicherung in kein kleines Entzücken, und forderte Rabeska auf, ihm irgend etwas zu gebieten, wodurch er ihr seine ausschließende Ergebenheit an den Tag legen könnte.

„Es wird blos auf Sie selbst ankommen, mein lieber Virivi, ob Sie bey dem gegenwärtigen Auftrage von unserm Monarchen, in die Idee eingehen wollen, welche ich Ihnen darlegen will.“

Der Präsident versprach alles; und weil er sich, bey dem zärtlichen Blicke, den ihm Rabeska zuwarf, zufolge seiner feuerfangenden Einbildungskraft, fest einbildete, daß er künftig dem Bonzen im theologischen Fache adjungirt werden dürfte, so erwiederte er jenen vielsagenden Blick mit einem treflichen Impromtü von Versen, in welchen Rabeska's schöne Augen mit dem Polarsterne verglichen wurden, der den Schiffern bey dunkler Nacht zu leuchten pflegte. Rabeska lächelte auf eine angenehme Weise, und dies gab dem bisher etwas blödem Präsidenten so viel Muth, daß er sich auf dem elastischen Sopha etwas schnell mobil machte, fest an Rabeska anrückte, ihre weiße Hand ergriff, und mit einer Art von Heishunger zum Munde zog. Rabeska fand jetzt nicht für gut, ihn diese Rolle fortspielen zu lassen, weil ihr Augenmerk auf andere Dinge gerichtet war.

„Lassen wir die Hauptsache nicht aus den Augen, sagte Rabeska mit angenommener Kälte,

indem sie ihre schöne Hand sanft zurückzog, und dem Präsident auf die Schulter legte, „Sie wissen, daß unser gute Monarch jezuweilen unter dem Einflusse kleiner vorübergehender Launen steht. Man hat ihm viel Schönes von einem gewissen unbedeutenden Mädchen erzählt. Sehr natürlich, daß er Lust empfindet, sie persönlich kennen zu lernen, sofern der Bericht von Ihnen mit der Erzählung einiger Hofleute übereinstimmen sollte. Nach den Erkundigungen, die ich selbst von ihr eingezogen habe, mag sie nicht übel aussehen. Das ist aber auch alles! Etwas Physiognomie, aber wenig Reiz! Ein Paar hübsche Augen, aber wenig Geist! Sie dürfte zwar das Glück haben, dem Monarchen zu gefallen, aber lange möchte es nicht dauern, indeß doch lange genug, um durch den kleinen Einfluß, den sie auf eine kurze Zeit auf unsern Monarchen hätte, verschiedene nicht unbedeutende Veränderungen bey Hofe zu veranlassen. Sie würden es erfahren, daß ihre verdienstlosen Verwandten zu den besten Stellen im Königreiche gelangten. Glauben Sie mir, lieber Virivi, dergleichen Parvenües wissen alles an sich zu reissen, wozu sie in einer so kurzen Frist Gelegenheit haben."

Der Präsident wuste nicht, was er zu dieser Harangue sagen sollte. Führst du deinen Auftrag zur Zufriedenheit Buhuri's aus, dachte er, so ist dein ferneres Glück gemacht, und du bist, vielleicht in kurzen, der erste Staatsminister. Auf der an-

andern Seite sahe er wohl, daß Rabeska alles anwenden würde, ihre Nebenbuhlerin bald zu stürzen, und dann träfe die Reihe auch ihn. Hier stand er wie jenes langöhrigte Thier zwischen zwey Heuhauffen, ohne seinen Appetit für einen bestimmen zu können. Die Wagschaalen waren ihm jetzt gleich; aber eine Kleinigkeit giebt bey so gestalteten Sachen mehrentheils den Ausschlag. Sein absichtlos umherschweifender Blick traf auf Rabeska's wallenden Busen, an welchem sich das Negligee ein wenig verschoben hatte. Seine unruhige Phantasie flatterte, gleich einer Motte, um diesen Brennpunct herum: Rabeska merkte es, ergrif den Präsidenten bey der Hand, und betheuerte ihm ihre Freundschaft; der gute Birivi wurde immer unruhiger, stammelte Fleuvetten, Epigrammen, Kekheiten — Rabeska antwortete darauf etwas mystisch, woraus unser gute Präsident zwar nicht ganz klug werden konnte; indeß setzte ihm die gute Meynung, die er von seiner werthen Person hegte, doch vorläufig so viel daraus zusammen, daß es künftig nur auf ihn ankommen würde, bey Rabeska so glücklich zu seyn, als der Monarch, oder der Bonze.

Rabeska ließ ihn nun sehr deutlich merken, daß er dem Monarchen, die für schön ausgegebene Barsida, als ein sehr gemeines Mädchen beschreiben sollte. Sie rechnete nämlich zuverläßig darauf, daß er, auf einen solchen Bericht, sich nicht weiter die

Mühe nehmen würde, Erkundigungen von ihr einzuziehen.

Unser Präsident beurlaubte sich, vollkommen überzeugt, daß er künftig bey Rabeska diejenige Rolle spielen würde, die in Europa mancher seiner preiswürdigen Collegen, in ähnlichen Umständen executirt hat.

Sechstes Kapitel.

Der Präsident kommt zu Barsidas Vater, und wird wohl aufgenommen. Dem Präsidenten wiederfährt etwas, dessen er sich nicht versehen hatte.

Der Vater des gepriesenen Mädchens empfing den Präsidenten auf eine Weise, wie meistentheils Männer empfangen werden, die Aufträge von einem großen Monarchen haben, der „gnädige Gruß“ von dem weisen Buhuri war hinlänglich, dem Abgesandten alle die Aufnahme zu verschaffen, welche seinem Stande gebührte. Der Präsident war, versteht sich von selbst, ein zu feiner Politikus, um ohne Anstand mit der eigentlichen Absicht seines Besuchs herauszurücken, und Habeck — so hieß der Edelmann — zerbrach sich nicht wenig den Kopf, was wohl der Monarch mit ihm vorhaben dürfte. Bald glaubte er, seine Verdienste, die ihm freylich selbst etwas unbekannt waren, wären

zu den Ohren des weisen Buhuri gelangt, und er wolle sie belohnen. Bald fürchtete er, in seiner Vasallenpflicht etwas versehen zu haben, und erwartete die Ahndung des Monarchen. Bald glaubte er, die landesväterliche Milde des großen Königs finde es diensam, ihm und seines Gleichen etwas mehr Steuern, als bisher, aufzulegen, um sie, in Absicht ihres Aufwands, in die Gränzen der heilsamen Mittelmäßigkeit zu verweisen. Bald — doch wozu erzähle ich, was Habeck sich alles vorstellte? Daß er eine schöne Tochter hatte, daran dachte er jetzt nicht.

Der Präsident wurde von unserm Habeck auf alle mögliche Weise fätirt, voll Warten der Dinge, die er ihm in Namen seines allgebietenden Herrn eröfnen würde. Das Festin zu beschreiben, welches ihm zu Ehren, so gut sichs in der Geschwindigkeit thun ließ, veranstaltet wurde, überheben wir uns; nur soviel dient dem geneigten Leser zur Nachricht, daß sich Barsida dabey in einem Glanze zeigte, der ihre Reize nicht wenig zu erhöhen schien.

Als sie der Präsident in allem dem Zauber erblickte, der schon seit einiger Zeit in den Herzen der Jolisceurs ihrer Nachbarschaft keine kleine Revolution bewirkt hatte; so wurde dem guten Manne etwas seltsam dabey zu Muthe. Mit sprachlosem Erstaunen blickte er auf die schöne Barsida; öfnete den Mund, um zu sprechen, aber in dem-

selben Augenblicke fiel er ihm wieder zu, weil er ihn geöfnet hatte, ohne zu wissen, was er sagen wollte. Rabeska's Bild, welches sich in seiner Seele abgedruckt hatte, war auf einmal daraus vertilgt, und Barsida trat an dessen Stelle. Dem Leser wird dieses sehr begreiflich vorkommen, da wir ihm vorhin einiges von der reizbaren Complexion unsers guten Virivi haben sehen lassen.

Barsida schien es sehr bald zu bemerken, wie sehr die Seele des stattlichen Präsidenten durch ihren Anblick petrificirt wurde, und es freute sie nicht wenig, auch diesen Ehrenmann, als Sklaven, an ihrem Triumphwagen anzufesseln. Bey der Tafel erhielt sie neben ihm Plaz, und unterhielt sich, zwar etwas zurückhaltend, aber doch ungemein artig mit ihm. Man sprach unter andern von der Nationalschaubühne, welche in der Hauptstadt seit kurzem war errichtet worden, und hier befand sich natürlicher Weise der Präsident durchaus in seinem Elemente. Der Ruf von seinen Verdiensten um das Siamesische Theater war schon weit in die Provinz gedrungen. Man freute sich, den Mann von Angesicht kennen zu lernen, der das Glück hätte, dem Monarchen und seinem ganzen geschmackvollen Hofe, aus Eingebung der dramatischen Muse, so vielen Spaß zu machen.

Unter die eitlen Wesen dieser sublunarischen Welt gehörten, wie man allgemein behaupten will, meistentheils die Autoren, welche Musenkünste treiben,

und die vor mir liegende Urkunde weißt es sehr deutlich nach, daß der Präsident keine kleine Portion davon hatte; nicht zu verwundern, daß der Beyfall, welchen Barsida seinen dramatischen Arbeiten ertheilte — die sie freylich nur aus der Hofzeitung kannte — der Eindruck, welchen ihre Reize auf ihn machten, noch um ein merkliches verstärkten. Es würde unnöthig seyn, dem Leser es weitläuftig zu beschreiben, wie es in der Seele des guten Präsidenten aussahe; denn die Symptomen der Verliebtheit sind, bekanntermaßen, bey allen Menschen dieselben. An Rabeska wurde, von Stund an, nicht mehr gedacht, und der Monarch hätte, bey so gestalteten Sachen, keinen unsicherern Abgeordneten für seine Angelegenheiten schicken können, als diesen.

Daß der weise Buhuri schon vorläufig in Gnaden geruht hätte, Barsida zu seinen Geliebten zu wählen, wurde weislich verschwiegen. Denn wie? Wenn die zugedachte Ehre wäre angenommen worden (wie leicht möglich) was dann? Daß sie Gnade vor seinen Augen finden würde, daran zweifelte der Präsident nicht im Geringsten! Aber sie hatte deren nur zu viel von den seinigen gefunden, und der weise Buhuri mußte sonach aus dem Spiele bleiben, zumal da Barsida's Mutter mit vielem Entzücken von dem Glanze sprach, den der Monarch seinem Hofe gegeben hatte, und nicht umhin konnte, mit Wohlgefallen der ansehnlichen Geschen-

ke zu erwähnen, womit seine Favoritinnen von jeher waren überhäuft worden. Sonach ahndete der Präsident, daß die gute Edeldame, wie so manche ihres Standes, die beneidenswerthe Ehre, so etwas von einer Schwiegermutter ihres gütigen Landesvaters vorzustellen, nicht eben übel vermerken würde.

Sein Aufenthalt bey Habeck dauerte drey Tage, und seine Herzenssache wurde so rasch von ihm betrieben, als es von einem so warmen Kopfe zu erwarten stand. Ob ihn Barsiba so feurig liebte, als sie es von ihm wurde, wagen wir nicht zu entscheiden; denn das weibliche Herz gehört unter die unergründlichsten Dinge. Die vor mir liegende Urkunde giebt hiervon keine Nachricht, und mit leeren Vermuthungen wollen wir dem Leser nicht beschwerlich fallen. Nur soviel fügen wir hiemit zu wissen, daß der Beweggrund, in kurzem eine Rolle am Hofe zu spielen, sehr viel beytrug, den Präsidenten durch ihre Hand zum glücklichsten Sterblichen — (so sagte er wenigstens selbst) — im Königreiche zu machen. Der Vater war zwar nicht im Mindesten für das Hofleben, aber die Mutter hielt es für einen großen Verlust, wenn die Reize ihrer Tochter nicht bey Hofe beneidet werden sollten.

Siebentes Kapitel.

Der Präsident zieht, wohlverrichteter Sache, wieder ab, und erstattet Bericht an der Behörde.

Wir freuen uns, daß wir unsern Siamesischen Cäsar, nach einer so kurzen Frist, als Sieger, können zurückkehren lassen. Freylich mochte es binnen jenen merkwürdigen drey Tagen manche herzbrechende Scene gegeben haben; aber wir sind nicht im Stande, den Detail davon mitzutheilen, da gerade diejenigen Blätter unserer Urkunde, auf welcher solches stehen müßte, dergestalt von den Mäusen zernagt worden sind, daß schlechterdings nichts zusammenhängendes herauszubringen ist.

Unser Präsident kehrte ungleich eiliger nach der Hauptstadt zurück, als er aus derselben abgereist war, fest entschlossen, in wenig Wochen in die Arme seiner Barsida zurückzueilen, um sich auf ewig mit ihr zu verbinden. Aber was nun für einen Bericht bey dem Monarchen von ihr abstatten? Was für einen bey Rabeska? Beydes kam ihm sehr leicht vor — war es gewißermaßen auch. — Sein erster Weg ging zur Favoritin, die ihn mit einer ausstudirten Zärtlichkeit empfing, welche sie sich, sofern ihr die Herzensangelegenheit des Präsidenten bekannt gewesen wäre, hätten ersparen können. Als er sich bey ihr anmelden ließ, mußte

te er zwey Stunden warten, ehe er vorgelassen wurde, ungeachtet sie eben jezt keine theologische Erbauungsstunde hielt; nein, sie wollte alle ihre Reize in gehörigen Stand setzen, um auf das Herz des Präsidenten, welches schon vor seiner Abreise fast freywillig capitulirt hatte, mit einem male Sturm zu laufen.

Ein leichtes Negligee, so zart, als wäre es von Spinnen gewebt worden, floß um Rabeskas schönen Leib; die weissen Liliенärme waren nur zur Hälfte sichtbar; der Busen bedeckt mit einem dünnen Schleyer, und mit einem goldenen Bande geschlossen, schimmerte, gleich einem Nebel, durch den Schleyer hindurch, und schien voll zärtlicher Ungeduld, diesem reizbaren Ritter entgegen zu wallen; die kostbarsten Diamanten blitzten in ihrem schwarzen Haare; und eine Schnur der schönsten indischen Perlen umgab den weissen Hals; sie lud den Präsidenten ein, sich auf dem Sopha, (auf welchem ihm vor seiner Abreise so wohl gewesen war) neben ihr Platz zu nehmen. Sie rückte ganz nahe zu ihm, und bückte sich nieder, um an den untersten Saume ihres Kleides etwas in Ordnung zu rücken (was freylich nicht aus der Ordnung gekommen war) wodurch ihr voller gerundeter Arm zum Vorschein kam, und als sie sich wieder in die Höhe richtete, hatte sich das Band um ihren Busen verschoben, und war so widerspenstig, sich nicht sogleich auf den rechten Punct zu fügen. Indeß

fiel ihr forschender Blick auf den armen Präsidenten, und — er benahm sich bey dieser Einladung wie ein Mensch, dem ein Paar Sinne abgehen. Rabeska, die es nicht für möglich hielt, daß ein Sterblicher ihren siegenden Reitzen so nahe, es aushalten könnte, ohne seine Menschheit demüthig zu empfinden, wurde über die Kälte, oder für was sie sonst des Präsidenten Benehmen ansehen möchte, äußerst betroffen, sprang schnell von ihrem Ruhebette auf, gieng in ein Nebenzimmer, gab vor, daß sie Geschäfte habe, und ließ den Präsidenten sitzen.

Ob dies nicht vorschnell von ihr gehandelt war, wollen wir nicht bestreiten. Noch wuste sie ja nicht, ob Virivi seinen Auftrag, nach ihren Wünschen, ausgeführt hatte, oder nicht! Aber wer pflegt sich leichter zu vergessen, schneller zu entrüsten, als Frauenzimmer, wenn ihre Reitze den Eindruck nicht machen, den sie so sorgfältig vorbereitet zu haben glauben.

Der arme Virivi wußte nicht, wie ihn geschah': seine Gedanken schweiften an der Toilette seiner Barsida, oder, wer mag wissen, wo sonst, bey ihr umher. Sein Gehirn wurde von einer Menge Planen für die Zukunft gedrückt.

Verlohren in seinen Träumen blieb er beynahe eine Stunde auf dem Sopha sitzen, ohne es selbst inne zu werden. Endlich ließ er sich zum zweytenmale bey Rabeska anmelden, und unter-

thä-

thänigst anfragen, wenn er wieder aufwarten dürfte. Die Neugier, wie der gute Mann seinen Auftrag möchte ausgeführt haben, siegte jetzt über ihre Empfindlichkeit: Rabeska kam wieder zum Vorschein, aber ganz anders ajustirt, als zuvor. „Nun, mein lieber Präsident,“ hub sie an, „was bringen Sie uns neues.‘ Sie schienen mir vorhin etwas zerstreut zu seyn, und ich mochte nicht gleich mit Fragen an Sie dringen. Wie, vor allen Dingen, haben Sie die Personnage, die man dem Monarchen als so schön abgebildet hat, gefunden.“ Jeder Ausdruck, welcher Mangel an Hochachtung für einen geliebten Gegenstand zu verrathen scheint, wirkt auf einen wahren Inamoralo mit unglaublicher Schnelligkeit; und so war es denn auch in diesem Augenblicke mit dem Präsidenten, da seine Barsida mit dem Worte Personnage benennt wurde, dem noch dazu ein merkliches Nasenrümpfen von Rabeska einen besondern Nachdruck gab. Dieses einzige Wort setzte seine Beredsamkeit mit einemmale in das gehörige Feuer. „Wäre ich auch der unempfindlichste Sterbliche, antwortete er, so würde ich ihr doch alle die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, welche der vollkommensten Schönheit gebührt.“ „Sie sprechen sehr ernsthaft von dem Mädchen,‘ erwiederte Rabeska. „O ihr Wuchs, fuhr der Präsident fort, das vollkommenste Ideal von einer Liebesgöttin, welches die plastische Natur in eine menschliche Form zu

gießen vermochte; ihr Auge vom sanftesten ätherischen Feuer bedeckt, liebeathmend und liebeerweckend; ihr Mund eben so beredt, wenn er schweigt, als wenn er spricht; ihr Grübchen im Kinn und Wangen, wo die Liebesgötter ihr süßes Wesen treiben; ihre gerundeten Arme, die sich, bewegt vom innern Drange eines tieffühlenden Herzens, zu öfnen schienen, um einen zärtlichen Geliebten an ihren liebeathmenden Busen zu drücken, in welchem ein Herz schlägt" — „Genug, genug! mein lieber Präsident! erwiederte Rabeska, sie erschöpfen sich zu sehr, um mir Barsidaes Bild darzustellen, ich sehe sie schon vor mir, wie sie leibt und lebt!" Leser, welche sich auf die natürliche Sprache wahrhaft Verliebten verstehen, dürften leicht einwenden, daß dieser Galimathias des Präsidenten viel zu hochtrabend klinge, um aus dem Innern des Herzens hervorzukommen; allein sie mögen sich erinnern, daß er ein dramatischer Dichter von ächt Siamesischem Gehalte war, und seine theatralischen Arbeiten schienen seinem ganzen Ausdrucke eine excentrische Form gegeben zu haben. Rabeska wußte dieses sehr gut, und sahe den Augenblick, wohin es mit dem armen Teufel in der Atmosphäre des Mädchens gekommen war. „Gestehen Sie mir, guter Virivi, fuhr sie fort, indem sie ihm ganz vertraulich dabey in die Augen sahe, gestehen Sie mir nur, daß Sie sich sterblich in das Mädchen verliebt haben!" Der ehrliche

Schlag ließ sich nicht lange foltern, sondern bekannte alles, was er auf dem Herzen hatte. Als Rabeska hörte, daß er sie heirathen wollte, so bemerkte sie mit gutem Grunde, daß es nicht wohlgethan seyn würde, wenn er sie am Hofe einführte; denn sobald sie der Monarch sehen würde, dürfte es um sie gethan seyn.

Dem Monarchen zu sagen, daß Barsida seiner vorläufigen Affection nicht werth sey, war eine leichte Sache. Auch war vorauszusehen, daß er an einer solchen Nachricht nicht zweifeln werde. „Ist es diese nicht, pflegte er in dergleichen Fällen zu denken, so ist es eine andere!" Allein wenn nun diejenigen Hofleute, die dem Monarchen das schöne Mädchen so reitzend abgebildet hatten, ihren Versuch wiederholten? wenn sie es durchzusetzen suchten, daß er sie mit höchsteigenen Augen sähe? dem weisen Buhuri es dadurch einleuchtend machten, daß sie überaus reitzend seyn müsse, weil sich der Präsident so schnell in sie verliebt und sie zu seiner Frau gemacht habe? In dieser Verlegenheit war es nöthig, daß Rabeska für den Präsidenten dachte und thätiger war, als er es selbst seyn konnte.

Sonach wurde es zwischen ihr und dem Präsidenten abgemacht, dem Monarchen zu berichten, daß Barsida vor wenig Wochen durch die Blättern äußerst verunstaltet worden sey. Nachher wollte sie es augenblicklich dahin bringen, daß

er,

er, der Präsident, bey dem Monarchen in Ungnade fiele, seines Amtes entsetzt und aus der Residenz entfernt würde. Auf diese Weise könnte er seine Göttin heyrathen und so glücklich mit ihr seyn, als er wollte, oder könnte. Die Höflinge, welche mit dem Monarchen von dem Mädchen gesprochen hatten, mußten in so weit gewonnen werden, daß sie die Nachricht des Präsidenten bestätigten und nachher seiner nie wieder erwähnten. Daß überhaupt der weise Buhuri eine Sache sehr schnell vergaß, darauf konnte gegenwärtig viel gerechnet werden. Rabeska unternahm, wir gestehen es, viel auf einmal; allein was versucht nicht ein Frauenzimmer, um eine gefürchtete Nebenbuhlerin von sich abzuhalten? Der Präsident mußte zum Monarchen gehen und Bericht abstatten. Die Audienz dauerte etwas lange, weil der Monarch an diesem Tage sehr heiter aus dem Bette gekommen, folglich bey recht guter Laune war. Folgendes Fragment der dabey gehaltenen Unterredung wird den Leser hinlänglich davon überzeugen.

Buhuri. Sage Er mir nur Präsident, wie sie eigentlich aussahe? war sie ein bischen groß und hübsch vollkommen, so wie ich's gerne leiden mag, oder gehört sie zu den pibrichten, dergleichen mir niemals angestanden haben?

Präsident. Dem Wuchse nach, weisester Monarch, eine wahre Liebesgöttin! Ein Ideal — —

Bu-

Buhuri. Beschreibe Er mir das ein bischen deutlicher; denn von einer Liebesgöttin kann ich mir keine rechte Vorstellung machen. Ich wüßte gar nicht, daß es welche gäbe, wenn ich nicht in Seinen Comödien davon hätte sprechen hören. — Also gut gewachsen ist sie? vermuthlich doch etwas lang und hübsch vollkommen? denn das Spindelhafte an den Frauensleuten ist, wie Er mehrmals von mir gehört hat, nicht nach meinem Gusto.

Präsident. Sie ist von ansehnlichem schlankem Wuchse, jedoch gar zu vollkommen eben nicht.

Buhuri. Das höre ich schon nicht gerne. Nun weiter, Präsident! —

Präsident. Ihr Auge ist schmachtend und gefühlvoll.

Buhuri. Das mag gehen! blau oder schwarz.

Präsident. Schwarz, wie die Hülle der Mitternacht. O das Auge voll —

Buhuri. Ich befehle Ihm, sich deutlich auszudrücken und mit Ehrfurcht. Er weiß doch, daß Er mit mir spricht? denn was soll denn Seine alberne Hülle der Mitternacht seyn? Man muß bey Seinen Worten, die Er braucht, immer erst nachdenken, und das finde ich langweilig.

Präsident. Ihr Auge, großmächtiger Monarch, ist das schwärzeste, das es nur geben kann.

Buhuri. Das mag gehen! Nun weiter Präsident! Glaubt Er, daß sie mir recht vollkommen anständig seyn wird? Mittelmäßige Waare, sieht

Er,

Er, die kann ich allenthalben bekommen, dazu braucht es nicht viel Umstände. Ohne viel Redens zu machen, sieht sie ohngefähr so aus, wie meine letzte Favoritin, die ich des Bonzen wegen abgedankt habe? Oder sieht sie noch besser?

Präsident. Nicht ganz so. Sie würde unstreitig schöner seyn, wenn nicht vor kurzen die grausamen Zerstörer der weiblichen Schönheit, die Blattern, ihre ganze Wuth an ihrem holden Gesichte ausgelassen hätten.

Buhnri. Da bedanke ich mich dafür! Mag sie von meinen Unterthanen nehmen, wer will. Für mich ist sie nicht. Da ich der Weise in meinem Lande genannt werde, und man mir vielmal gesagt, daß ich weise bin; so wäre es doch, beym Ganga=Gramma! einfältig gehandelt, wenn ich ein Mädel zur Favoritin machte, das die Blattern verhunzt hätte.

Präsident. Freylich, die sanften Gefühle ihres Herzens, die feine Bildung ihres Geistes! O es ist —

Buhuri. Nicht der Rede werth. Weiß Er das? Denn was ist mit der Geistesbildung, wie Er schwatzt, groß anzufangen, wenn das Uebrige mangelt? Ich will Ihm ein Gleichniß geben: wenn ich ein Reitzeug habe, und keinen nutzigen Elephanten dazu, so ist es nichts!

Präsident. Es ist zu bedauren, gewiß mächtiger Monarch, daß meine Nachricht von der holden

den Schöne Ew. Majestät Wünschen nicht entspricht. Ew. Majestät finden unstreitig schönere Gegenstände für Dero herablassende Neigung.

Buhuri. Das ist wahr: Herablassend bin ich sehr, wenn nur die Mädels was taugen. Er kann nur wieder abtreten. Mit Seiner Barsida ist's nichts; werde auch nach dem Blattergrubengesicht nicht wieder fragen.

Präsident. (Geht demüthig ab.)

Achtes Kapitel.

Rabeska zeigt sich in der Sache des Präsidenten sehr thätig.

Niemand war erfreuter über den Entschluß des Monarchen, als die bisherige Favoritin. Es kam nun darauf an, es bey dem Monarchen dahin zu bringen, daß er den Präsidenten vom Hofe entfernte, damit er in die Provinz ziehen und seine geliebte Barsida heyrathen könnte. „Die Aufopferung ist groß, wird mancher sagen: um ein Paar schöner Augen willen die Gunst des Monarchen, das beneidete Leben am Hofe, und ein wichtiges Amt obendrein dahin zu geben?“ die Aufopferung war groß, wir geben das zu; aber was liegt denn Sonderliches darin? Hat nicht die Liebe durch ihre wahren Erwählten vielmals ungleich

größere Wunder gethan? In den Theaterstücken des celebern Herrn v. K. geht es weit sonderbarer zu; und der Mann wird doch wohl auch wissen, wie Menschen zu handeln pflegen? Doch was geht uns der Herr v. K. an? Wir haben jetzt mit einem seiner Glaubensgenossen, dem Präsidenten Virivi, zu thun! —

Da der Monarch auf gute Nachricht, in Absicht Barsidas, gehoft hatte, und sich nun getäuscht darin fand; so fühlte er wieder eine gewisse Sehnsucht, diese kleine Fatalität in Rabeska's Armen zu vergessen. Rabeska fand für gut, seine Sehnsucht etwas höher zu spannen, ehe sie ihm gehorchte. Sie ließ sich mit Migräne, und was wissen wir, womit weiter, entschuldigen. Der weise Buhuri hatte das Eigene, daß er dergleichen Entschuldigungen von seinen Hetären allemal für völlig wahr hielt. Denn ihm schien es unmöglich zu seyn, daß ein weibliches Wesen, es möchte seyn, welches es wollte, einen Augenblick anstehen könnte, den Genuß einer Gunstbezeugung, die er antragen ließe, auf einen Augenblick zu verschieben. „Es ist doch fatal, sagte er, daß Rabeska sich nicht wohl befindet. Ich habe sie immer gerne bey mir gehabt!“ Er that noch mehr: Er sandte ihr seinen Leibmedicus. Der Leibarzt, seines Herkommens ein Jude, nahm von der Favoritin ein angemessenes Douceur, und versicherte dem Monarchen, daß sie nicht ausgehen, noch weniger ihrem

Gebieter die Zeit vertreiben könne. „Das ist schlimm, sagte der weise Buhuri, denn die Zeit wird mir immer schrecklich lang. Ich habe doch Regierungsgeschäfte, und man hat mir vielmals gesagt, daß ich mir sie sehr angelegen seyn ließe. Aber ich empfinde immer schrecklich Langeweile. Ich möchte wohl wissen, wie es andern Leuten wäre? Was meint er Jsaschar?“ „Ew. Majestät getreue Unterthanen haben freylich andere Dinge zu thun!“ „Das glaub' ich selbst, erwiederte der weise Buhuri, und ich sehe es ein, daß die Regierungssachen am meisten Langeweile machen!“

Der gute König mußte sich etliche Tage gedulden, ehe er seine Rabeska wieder sahe. Seine Ungeduld wuchs immer mehr: Rabeska erschien endlich.

Sie hatte nicht unterlassen, bey diesem ersehnten Besuche alle ihre Reitze aufzubieten, und der Monarch nahm solches ungemein wohl. Wir könnten das Gespräch, welches er mit ihr anfing, wohl mittheilen, trauen aber unsern Lesern zu, daß sie sich, nachdem was sie allbereits von dem Monarchen gelesen haben, schon selbst eine Vorstellung davon machen werden.“ —

Einige Hofleute hatten schon von Rabeska den Auftrag erhalten, dem Monarchen zu versichern, daß die schöne Barsida seit kurzen ungleich mehr sey verunstaltet worden, als der Präsident zu berichten für gut befunden habe. Man wußte dem

Monarchen zu insinuiren — denn dem guten Präsidenten fehlte es nicht an Neidern und Feinden — der würdige Virivi möge sich wohl von Barsidaes Mutter ein wenig haben bestechen lassen, um immer noch ein besseres Bild von ihr zu entwerfen, als mit der Wahrheit bestehen könne. Der weise Buhuri nahm dies alles für gewiß an. „Drum, drum! sagte er, sprach er viel von ihrem schönen Wuchse, von ihrem feinen Geiste, und was weiß ich, von was weiter! Ich merke es wohl, denn scharfsinnig bin ich gar sehr, daß mich der Bursche hat hinter das Licht führen wollen. Du sollst umkommen.“

Rabeska nahm ihre Zeit ungemein wohl, und bestätigte, was die Hofleute, auf ihre Ordre, ausgesagt hatten, fügte auch noch hinzu, daß er vor ihr eine feyerliche Lobrede auf Barsiden gehalten habe. „Der Präsident ist ein Verräther, rufte Buhuri, von Zorn entbrannt, aus; Sein Lohn soll ihm werden.“

Er wurde vorgefordert. Daß Barsida weit häßlicher geworden wäre, als der arme inamorirte Virivi hatte sagen können, wurde als Wahrheit, bey seiner Verdammung, zum Grunde gelegt. Den emphatischen Ton, in welchem er bey der Favoritin von Barsida gesprochen hatte, konnte er nicht ableugnen; und ach! sein Urtheil fiel dahin aus, daß er einem Elephanten sollte vorgeworfen werden, um mores zu lernen.

Rabeska bat vor, und versicherte, daß es dem großen Buhuri zu unvergänglicher Ehre gereichen würde, wenn er einmal ein Beyspiel der Mäßigung gäbe, und den Verräther blos seines Amts entsetzte und vom Hofe verstieße.

„Diesmal mag es seyn, Rabeska! sagte der Monarch, dir kann ich schon einmal einen Gefallen thun, außerdem geschähe es nicht!“ Virivis Zweck war nun, wie man sieht, so ziemlich erreicht. Indeß wollte sich der Monarch noch einen kleinen Zeitvertreib machen. Er ließ den Oberknutenmeister kommen, und befahl ihn, den nunmehrigen Expräsidenten, wie er sich ausdrückte, ein Paar Dutzend mal umzuwenden. „Er mag es als eine Gnade von mir ansehen, daß er hiermit abzieht!“

Diese Correction wurde von dem braven Oberknutenmeister, zur allerhöchsten Zufriedenheit des weisen Buhuri, vollzogen; und als der arme Virivi sehr laut dabey brüllte, so belustigte dieses den weisen Buhuri über alle maßen, und er fing dergestalt an, eine ganze Tonleiter crescendo hindurch zu lachen, daß er das Geheul des Expräsidenten merklich überstimmte. Als er expedirt war, geruhte der Monarch ihm noch zur Zugabe einen so derben Fußtritt auf seine Hinterseite zu geben, daß er aus dem ehrwürdigen Justizsaale herauspurzelte. Indeß hatte er den Trost, welcher lindernden Balsam in seine Wunden goß, nun bald in Barsidas Armen für alles sein überstandenes Lei-

den

den sich schadlos zu halten. Wir begleiten ihn also ohne Verzug an den Ort, wo sich eine reitzendere Scene für ihn eröfnete. O! ihr Weiber! was sind wir nicht alles im Stande, für euch zu unternehmen, zu dulden, zu ertragen, zufrieden, wenn ein stiller Dank eures Herzens uns dafür belohnt; und wie oft täuscht uns diese süßeste aller Hofnungen!

Neuntes Kapitel.

Virivi geht in die Provinz und heyrathet seine Göttin. Eheliches Glück und andere Vorfälle.

Durchhobelt von dem nervigten Arme des Oberknutenmeisters, und mit Schwülen und Striemen reichlich übersäet, wollte es Virivi nicht wagen, sogleich in die wartenden Arme der schönen Barsida zu eilen. Er hielt sich also über eine Woche lang unterweges auf, um sich von einem erfahrnen Barbierer mit Umschlägen bedienen zu lassen. Es ging alles glücklich von Statten, ausgenommen, daß sein linkes Ohr, welches die Knute mit hinweggestreift hatte, nicht wieder angesetzt werden konnte. Hierüber hatte er sich zu trösten, so gut er konnte, und den kleinen Defect ein wenig sorgfältig zu verbergen. Wenn ihn Barsida auch über

über lang oder kurz inne ward, was hatte das eben auf sich? zumal, wenn man erwägt, daß so manche Bräute ganz andere Defecte an ihren lieben Ehemännern inne werden, so bald nur die erste mystische Nacht vorüber ist. —

Virivi langte bey seinem künftigen Schwiegervater, dem edlen Habeck, an, und wurde vom ganzen Hause so empfangen, wie jeder an seiner Stelle wünschen würde, empfangen zu werden. Er eröfnete den alten Habeck, daß er um seine Entlassung bey Hofe angesucht, und sie erhalten habe, da er sich fest entschlossen, seiner Barsida und mithin sich selbst in ländlicher Abgesondertheit zu leben. Sein eigenes Vermögen werde er dazu anwenden, die Gegend um den friedlichen Wohnsitz seiner conjugalischen Glückseligkeit immer mehr zu verschönern, und, wo möglich, in das reitzendste Feenland zu verwandeln. Er erwähnte der Mühseligkeiten und unaufhörlichen Gefahren des Hoflebens; betheuerte, daß ihn nichts anders, als das innigste Bestreben, Barsiden so glücklich, als möglich, zu machen, zur Entsagung des Hoflebens vermocht; daß der Monarch seinen Verlust bedauert, aber um seine bisherigen Verdienste, um die Wohlfahrt des Reichs zu belohnen, ihm seine Entlassung, wiewohl mit thränenden Augen, gegeben habe.

Hiermit stimmten Habecks Grundsätze vollkommen überein, und er freute sich eines solchen Ei-

dams recht innig. Die Tochter etwas weniger, weil sie viel vom Hofe gehört hatte, und dort die ihr gebührende Anbetung erwartete. Die Mutter freuete sich noch weniger; denn sie rechnete selbst ein bischen darauf, ihre herbstlichen Reitze noch einmal am Hofe zu produciren, ehe der immer näher kommende Winter sie gewaltsam zerstörte. Indeß dachten beyde: kommt Zeit, kommt Rath! Ist Virivi erst Mann, so können seine vormaligen Verbindungen wieder benutzt werden, und der Weg zum Hofe wird sich finden lassen. Eine schöne Frau, dachte Barsida, findet ihn wohl ohne Wegweiser!

Doch wir wollen unsern Expräsidenten nicht zu lange auf sein ersehntes Beylager warten lassen. Die Vermählung ging mit allem Pomp vor sich, und wer war glücklicher, als er? Wir beschreiben den Aufzug der Braut mit folgenden lateinischen Versen, wiewohl in unserer Urkunde, wie sich von selbst versteht, in dieser Beziehung, kein Wort Latein vorkommt:

Tandem progreditur Veneris iustissima cura
Virginis os, habitumque gerens, cui plurimus ignem
Subiecit rubor, et calefacta per ora incurrit:
Intentos volvens oculos, uritque videndo.

Wenn ja, wie leicht möglich, eine Dame keinen tüchtigen Lateiner zur Hand haben sollte, der ihr diese vier Strophen, ohne dabey zu stolpern, über=

übersetzte; so können wir ihr keinen bessern Rath geben, als sich zu besinnen, wie reitzend sie selbst an ihrem Hochzeittage ausgesehen habe, und dann weiß sie auf das genaueste, welchen Eindruck Barsida damals machte. Unverheyrathete Frauenzimmer müssen ihre rühmliche Neugier so lange bezähmen, bis sie selbst ihren Hochzeittag feyern, und dann werden sie sich selbst die beste Auslegung von diesen Versen seyn. Aber wie? Wenn sogar ein eleganter junger Herr in die fatale Verlegenheit geriethe, seiner Donna dieses kleine Pensum zu exponiren, und — wiewohl zwar die Herren im Lateine meistentheils sehr stark sind — er dennoch nicht wüßte, wie er den Sinn herausbringen sollte; wie dann? Ist der junge Herr nicht auf den Kopf gefallen; so wird er sich zu helfen wissen. Er wird seiner Donna bescheiden in die Augen sehen, und ihr von Barsida ein Bild entwerfen, welches seiner Dame ganz ähnlich sieht. Ist er aber zu einer solchen Wendung zu tölpisch und buchstabirt lange an dem Lateine, so ist es seine eigene Schuld; wir haben das Unsrige für ihn gethan.

Von den Hochzeitceremonien in Siam mögen wir bey dieser Gelegenheit keine Nachricht geben. Man findet sie ohnedem in mehrern Reisebeschreibungen. So viel wissen wir, daß sie unserm guten Virivi etwas lästig waren, gerade so wie es mir, als dem Uebersetzer mehrbenannter Urkunde,

vor zehn Jahren auch ergangen ist. Am besten gefiel mir bey der ganzen Affaire dasjenige, was bey allen Nationen des Erdbodens eins und dasselbe bleibt; und meine Urkunde giebt es nicht deutlich zu verstehen, daß der glückliche Virivi denselben Geschmack hatte.

Das Beylager war glücklich vollzogen, und Barsida hatte, indeß sie sich mit interessantern Dingen beschäftigte, den Defect des linken Ohres an ihrem theuern Gemahle nicht bemerkt. Den dritten Tag nach der Hochzeit wurde sie ihm, zufälliger Weise, inne, und es fiel ihr auf, ihren lieben Ehemann an einem Ohr so häßlich gestutzt zu finden!

Es herrschte in Siam eine alte Sitte, daß denjenigen, die Lästerworte wider den Vedam (den heiligen Codex) geredet hatten, oder deren Glaube an den Ganga-Gramma nicht orthodox genug war, zur Ehre Gottes ein Ohr abgeschnitten wurde. Barsida überließ sich verschiedenerley Vermuthungen, was er wohl gesündigt haben möchte, daß ihm die Diener Gottes ein Ohr hätten abnehmen lassen. Sie nahm sich endlich die Freyheit, zu fragen, wo es hingekommen wäre, und was sollte er antworten? Die Schuld den Oberknutenmeister beymessen? Er sagte ihr, was man leicht absehen kann, die erste die beste Lüge, die ihm einfiel, nämlich: daß er vor kurzen so unglücklich gewesen sey, ein Paar Straßenräubern in die Hände

zu

zu fallen, die er zwar glücklich expedirt, wobey er aber diesen Sieg mit dem Verluste eines Ohres habe erkaufen müssen, welches ihm eins von jenen Ungeheuern abgerissen habe. Habeck freute sich über die Tapferkeit seines Schwiegersohns recht sehr; aber Barsida und die Mutter konnten ihre Zweifel dagegen nicht unterdrücken! „was geht es uns an, werden manche meiner Leser sagen, ob der Expräsident nur ein Ohr oder zwey, ob er Eselsohren, oder gar keins gehabt hat!“ Das ist allerdings wahr; aber wir melden ihnen im voraus, daß der Ohrendefect von wichtigen Folgen war, wie gehörigen Orts erzählt werden wird.

Die sogenannten Flitterwochen verstrichen, wie gewöhnlich, ganz angenehm. Aber sobald diese vorüber waren, änderte sich auch die reitzende Scene der conjugalischen Glückseligkeit. — Viridi war mit seiner Gratie, jetzt nun seine Frau genannt, auf ein Landgut gegangen, welches drey bis vier Meilen von dem, seines Schwiegervaters, entfernt lag Hier wollte er sich selbst genießen. Sein Landsitz wurde auf alle Weise verschönert, und, nebst seiner Frau, sollten die Siamesischen Musen seine beständigen Begleiterinnen seyn. Man weiß ja aus dem Vorhergehenden, daß er ein dramatischer Dichter war, und was ihm das dasige Nationaltheater, wie man es nannte, zu danken hatte. Ich glaube, daß sich die guten Siamesen bey dieser Benennung eben das mögen gedacht haben,

was

was sich die harmlosen Wiener bey dem ihrigen zu denken pflegen, d. h. nichts.

Es fiel unserm Virivi allerdings etwas lästig, schöne Werke hervorzubringen, und doch des Vergnügens zu entbehren, sie aufführen zu sehen. Ja, er mochte es sogar nicht einmal wagen, sie der Nationalbühne zu verehren; denn alles, was den Monarchen an ihn erinnern konnte, suchte er bestmöglichst zu vermeiden. Barsida mußte sichs daher gefallen lassen, diese Producte so lange vorlesen zu hören, bis sie sie so ziemlich auswendig wußte.

Anfänglich gefiel ihr diese Art der Unterhaltung, unstreitig der Neuheit wegen, ganz wohl; aber auf die Länge konnte sie sie nicht aushalten. So ging es mehrern Personen, die zu dieser Vorleserey gezogen wurden. Es blieb dem Dichter also nichts übrig, als sie sich selbst vorzulesen, und wir können versichern, daß er hier gerade den Mann fand, der ihm am unpartheyischten beurtheilte, und Talente zu schätzen wußte, wo er sie entdeckte.

Barsida, ihrer Wünsche endlich nicht mehr mächtig, machte verschiedene Versuche, ihren Gemahl, wo möglich, dahin zu vermögen, auf eine Zeitlang mit ihr in die Hauptstadt zu ziehen, d. h. sie am Hofe vorzustellen. Nichts konnte ihm mehr zuwider seyn, als diese Zumuthung. Er strengte sich an, ihr den Aufenthalt in der Residenz und den blendenden Schimmer des Hofes in seiner wahren

ren Gestalt darzustellen. Aber so stark er auch die Farben über seine Schilderungen auftrug, um das Unbefriedigende von dem Allem recht anschaulich zu machen; so wenig wirkte es; vielmehr wurde Barsida's Sehnsucht dennoch immer heftiger. Ihr gerade heraus zu sagen, mit welcher Gnade er eigentlich entlassen worden wäre, ging noch weniger an; und noch weniger, was Buhuri selbst für ein Plänchen, in Absicht ihrer, gefaßt hatte. Denn da konnte er sicher darauf rechnen, daß sie sich wenigstens würde haben zeigen wollen. Bey so gestalteten Sachen gab es mitunter Debatten. Virivi suchte sein theures Weiblein, so gut als möglich, zufrieden zu stellen, und sie — hofte auf bessere Zeiten! Eine Dame im gesittetern Europa würde sich unstreitig anderer Mittel zu bedienen wissen, um ihren Zweck zu erreichen; aber in Asien, troß der Reform, die in Siam mit den Weibern war durchgesetzt worden — reichte die männliche Herrschaft dennoch etwas weiter. Was indeß Barsida durch Bitten nicht auszurichten vermochte, das führten nicht lange nachher günstigere Umstände herbey, worüber wir, ohne Anstand, die nöthige Auskunft geben wollen.

Zehntes Kapitel.

Veränderungen bey Hofe. — Hohe Jagdlust des weisen Buhuri.

Die bisherige Favoritin, Rabeska, hatte endlich ihre ehrenvolle Rolle ausgespielt; sie war in Gnaden entlassen worden. Man hatte nämlich dem Monarchen hinterbracht, daß der Bonze außer seinen theologischen Unterhaltungen sich zugleich auf eine andere Weise bey ihr amüsirte, die zwar weniger heilig, ihm aber fast noch angenehmer wäre. Der Monarch war zu eifersüchtig, um Nebenbuhler zu dulden. War er gleich für die Gegenliebe einer Favoritin etwas indifferent, so liebte er es doch über alle Maßen, jederzeit das Beste für sich zu haben. Denn auf diesen Grundsatz baute er unter andern die Ueberzeugung, daß er, der Weise, nicht blos genannt werde, sondern es wirklich sey. Ihre Entlassung geschahe, versteht sich, mit der Knute, und Rabeska hatte dabey die Gnade, sie von höchster Hand selbst zu empfangen. Was weiter aus ihr geworden ist, kann dem Leser gleichgültig seyn. Sie verlohr sich, sagt unsere Urkunde, nachher bald unter den übrigen unbekannten Creaturen des Königreichs, und niemand hielt es der Mühe werth, sich um sie zu bekümmern.

Natürlicher Weise finden sich zu dergleichen vakanten Stellen jederzeit Prätendentinnen, we-

nig,

nigstens giebt es Hofbediente in Menge, die den Monarchen aufmerksam darauf machen. Wer einmal Lust hat, ein bischen mit zu regieren, thut in dergleichen Fällen wohl, wenn er nicht ekel ist, und für die menus plaisirs seines Souverains Sorge trägt. Dies geschahe denn auch in Siam. Schon hatte man Rabeskas Stelle mit einigen Damen von jenem solidem Calibre besetzt, wie sie dem bekannten derben Geschmacke des weisen Buhuri zu entsprechen schienen. Es war traurig, daß nach wenigen Wochen ihm keine so recht mehr behagte. Man rieth auf diese und jene Ursache; aber niemand traf sie so richtig, als der Leibmedicus Isaschar. Dieser entdeckte sehr bald, daß der weise Buhuri des Guten zu viel gethan habe. Es war nöthig, ihm in dieser Rücksicht einiges Fasten zu verordnen, wiewohl der weise Buhuri leider kein Freund davon war. Man versuchte deshalb, ob man ihn nicht zu einer Reise in die Provinz bewegen könnte, und es gelang; denn ohne einen wichtigen Endzweck zu haben, pflegte sich sonst der Monarch aus seinem Hofe nie mobil zu machen. Zu dem Ende mußte eine auserlesene Jagdparthie veranstaltet werden; und es traf, daß diese hohe Jagdlust gerade in derjenigen Gegend der Provinz genossen werden sollte, in welcher unser Wirivi seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte.

Ob etwan einige Hofleute bey dieser Parthie noch ein anderes Plänchen hatten, mögen wir

nicht

nicht entscheiden. Buhuri wurde immer auf diese und jene unsichtbare Weise geleitet; und wenn ihn nu.. dasjenige, was Er für Zufall hielt, auf irgend einen Einfall brachte, so bildete er sich fest ein, er habe frey gehandelt! Gewisse alte Weltweise haben behauptet, daß selbst die unsterblichen Götter dem Fatum unterworfen wären, folglich nie frey wirkten. Wie? wann sie vielleicht an die Götter dieser Erde dabey gedacht hätten?

Der Monarch war noch nie in diese Gegend seines Reichs gekommen, und es konnte nicht fehlen, daß ihm Manches neu vorkame. Er machte darüber verschiedene Bemerkungen, welche die Hofzeitung bekannt machte, woraus zu ersehen ist, daß sie wichtig seyn mußten. Die Freude seiner treugesinnten Unterthanen war, wie die Zeitung meldete, ausnehmend groß; denn noch nie hatten sie das Glück gehabt, ihren Landesvater von Angesicht zu sehen. Der Monarch gab ihnen sogar ein äußerst interessantes Schauspiel. Er war gewohnt, sich, nach dem Exempel des großen Moguls, alle Jahre einmal, auf einer großen vergoldeten Heuwage, aufziehen zu lassen, um zu sehen, ob sein allerhöchster Leichnam in diesem Jahre zu= oder abgenommen hätte. Wiewohl dies sonst allemal in der Hauptstadt, in Beysein des ganzen Hofes geschahe; so erlaubte er jetzt doch einmal, daß es in der Provinz geschehen dürfte, und zwar, wie er versicherte, aus Affection für seine treuen Untertha-

thanen. Es war etwas Ehrfurcht erweckendes, wie sich das ganze Hofmarschallamt dicht um die Wage herumstellte, der Hofmarschall selbst seinen Rücken beugte, der weise Buhuri sich desselben, als eines Fußtritts bediente, und die Wage bestieg! Man hatte ein Gewicht von $3\frac{1}{2}$ Centner in die eine Schale gelegt, denn so viel hatte der Monarch das Jahr vorher gezogen; aber jetzt gingen die $3\frac{1}{2}$ Centner in die Höhe; der weise Buhuri hatte um 30 Pfund richtiges Fleischergewicht zugenommen. Unter dem lauten Jubel des Volks wurden sogleich Couriers mit 30 blasenden Postillionen in die Hauptstadt abgesendet, um ihr diese erfreuliche Nachricht kund zu thun; sie kam Tags darauf in die Hofzeitung, welche versicherte, daß alle Anwesende Freudenthränen, bey dieser Wägungssolennität, vergossen hätten. Es wurde auch eine Denkmünze darauf geschlagen. Auf der Vorderseite stand die Schutzgöttin des Reichs an einem Feuerheerde, und drehte den Bratenwender, mit der Inschrift: Sapere aude! Auf der Kehrseite befand sich ein Oxhoft, als das Symbol der Obesität, mit der Devise: virtutis verae custos rigidusque satelles!

Als der Monarch an Ort und Stelle gelangt, nahm die große Jagd ihren Anfang, wobey er, wie gewöhnlich, äußerst vergnügt war. Auch wurden von den Jagdbedienten einer kleinen Anzahl Landleuten, theils Löcher in die Köpfe, theils Hände

und

und Füße entzwey geschlagen, weil sie nicht zeitig genug Platz gemacht hatten. Ueberhaupt wunderte sich der weise Buhuri selbst, woher so vieles Krobzeug in sein Land käme; denn er sähe nicht ab, was das Landvolk alles nützen sollte. Dies ist, beyläufig gesagt, eine von den treffenden Bemerkungen des Monarchen, die in die Zeitung eingerückt wurde.

Den Tag darauf sollte die Jagd ganz nahe bey Virivis Musensitze gehalten werden. Man sagte dem Monarchen, daß sich Virivi in der Nähe aufhielte, und sich verheyrathet hätte, und zwar mit eben dem Mädchen, auf welches Se. königliche Majestät Absehen gehabt hätte. Dem weisen Buhuri war dieses gleichgültig; denn die Sache war vorbey, und er hatte indeß andere Favoritinnen genossen. Der Hofnarr, der eben den Dienst hatte, insinuirte dem Monarchen, daß sich ein guter Spaß mit dem Expräsidenten treiben ließe, wenn Ew. Majestät geruhen wollte, das Frühstück bey ihm einzunehmen. „Und was für einen Namen, setzte einer von den Hofleuten hinzu, sich Ew. Majestät in der Geschichte machen werden, wenn der erstaunte Enkel mit Bewunderung lesen wird, daß Ew. Majestät geruht hat, einen verstoßenen Staatsbedienten mit Dero allerhöchsten Gegenwart zu beehren!“ „Was Geschichte! erwiederte Buhuri, es ist mir lieber, daß es einen Spaß absetzen soll, wie mir Muroi vorgestellt hat; indeß kann ich's

leiden, wenn die Geschichtschreiber von mir zu rühmen wissen. Ich werde es in meinem Lande selbst befehlen."

Der Oberlandjägermeister wurde mit seiner Suite zu Virivi abgesendet, um ihm zu wissen zu fügen, daß der Monarch bey ihm frühstücken wolle. Jeder von dieser Suite betheuerte unserm Virivi, daß er stolz auf die Ehre sey, ihm diese Nachricht zu überbringen, und leicht möglich, setzten einige hinzu, daß ihn der Monarch wieder zu Gnaden annehmen dürfte. Man kann sich vorstellen, in welche Verlegenheit unser exilirende Dichter gerieth! Himmel! wenn der weise Buhuri seine schöne Frau sähe, und, wie leicht abzusehen, das Glück haben sollte, ihm zu gefallen? Hier war guter Rath etwas theuer! Er sahe kein Mittel, seine Frau vor ihm zu verbergen, denn er wuste voraus, daß mau den Monarchen zum Zeitvertreibe darauf aufmerksam machen würde. Was also zu thun? Er berichtete der schönen Barsida treuherzig sein ganzes widriges Verhältniß mit dem Monarchen, gestand seine Zurückhaltung gegen sie selbst, seine Entlassung, wovon er auch nicht den kleinsten Umstand verschwieg. Er flehte sie knieend um ihr Mitleid, um ihre Hülfe an, und bat sie mit Thränen, eine Krankheit vorzuspiegeln, und sich vor dem Monarchen nicht sehen zu lassen. Barsida wurde nachdenkend darüber, versprach ihm aber alles, um was er bat.

Der Monarch blieb nicht lange aussen: Er folgte seiner Abgesandtschaft bald nach, ungeduldig, nach eingenommenen Frühstücke, die Jagd fortzusetzen. Als er eintrat, war er bey ausnehmend guter Laune, eine Folge der hohen Jagdlust! und redete den Präsidenten, der sich demüthig vor ihm auf die Erde niederwarf, sehr gnädig an. Er befahl ihm, aufzustehen, und geruhte mit der Extremität seiner Fußspitze ihm einen so kräftigen Stoß vor die Nase zu geben, daß der Expräsident 6 bis 8 Unzen seines feurigen Blutes dadurch verlohr, worüber der weise Buhuri, gleich den Göttern des Olymps, oder, welches fast dasselbe sagen will, in einem so matrosenmäßigen Gelächter aufbrüllte, dergleichen die aufmerksamsten Hofleute, während seiner glorwürdigen Regierung, noch nie von ihm gehört haben wollten,

Das Dejeunee wurde servirt, und der Hofnarr Muroi erhielt Ordre, den Monarchen mit einem Divertimento von seiner Erfindung zu belustigen. Ein Stück davon war, daß er den Expräsidenten Viripi bey einem Beine ergrif, und wie ein Kreisel mit ihm herumtanzte. Getreue Unterthanen in einem Lande pflegen sich gern hinzuzudrängen, wenn ihre Landesväter die Erlaubniß geben, sie speisen zu sehen. Der weise Buhuri hatte auch jetzt den Siamesern der dasigen Gegend zu erlauben geruht, ihn ein Frühstück einnehmen zu sehen. Das Gedränge war daher sehr

 groß;

groß: Man bemerkte, daß der weise Landesvater einen so guten Appetit hätte, daß er es jedesmal mit den vier ausgehungertesten Dreschern im ganzen Königreiche aufnehmen könnte, und man freute sich ausnehmend, ein so gutes Gefälle an ihm zu entdecken. Der ehrliche Virivi mußte ziemlich so lange auf einem Beine tanzen, bis der Monarch einen vor ihm liegenden kalekutischen Hahn nebst Magen und Leber desselben expedirt hatte.

Der Hofnarr Muroi theilte darauf seinem Monarchen den Einfall mit, Virivis Frau herbeyzuholen, und ihr zu befehlen, den lieben Mann auf die nämliche Weise tanzen zu lassen. Ein Jagdbedienter wurde abgeschickt, sie aufzusuchen, ohne daß Virivi es wuste, und nach wenig Minuten erschien sie in einem Glanze, den niemand vermuthet hatte.

Dem armen Manne gingen die Augen über, als er, wider die Verabredung, seine liebe Barsida erblickte. Mit ihrem Eintritte in das Zimmer bemächtigte sich ein aufmerksames Stillschweigen aller versammleten Hofleute. Alle Blicke kehrten sich nach ihr: Aus aller Augen sprach Bewunderung ihrer Schönheit: Weg war auf einmal aller Muthwille, der kurz zuvor hier geherrscht hatte; selbst Murois Seele, die sonst von einem harten Callus überzogen war, schien auf einmal eine solche Anwandlung von Ehrfurcht zu empfinden,

den, daß er, um der Allgewalt der Schönheit zu huldigen, seinen erhabenen Spitzhuth, der vor jedem Monarchen der Erde unbeweglich stand, eine Minute lang zog, und nachdenkend die Arme übereinander schlug.

Es ist keine leichte Aufgabe, zu bestimmen, was in der Seele des Monarchen hierbey vorging. So viel weißt unsere Urkunde nach, daß Barsidas blühendes Aussehen Eindruck auf ihn machte. Sie hatte, wie jeder Kenner oder vielmehr Kennerin urtheilte, nicht wenig Zeit und Aufmerksamkeit auf ihren Anputz verwendet. Ihr Busen war sittsam verschleyert, jedoch so, daß der Kenner aus gewissen Kleinigkeiten schließen konnte, was hinter dem Flor alles verborgen läge. Ein voller schöner Arm spielte aus dem rückfallenden Gewande anmuthig hervor. Mit bescheidenem Lächeln nahte sie sich zum Monarchen, sank auf ihre Knie und überreichte ihm, mit der liebenswürdigsten Gratie, einen Blumenstraus. Der Monarch lächelte nach seiner Art eben so gratiös, und versuchte der schönen Barsida etwas recht artiges zu sagen. Was er ihr gesagt habe, ist nicht aufbewahrt worden. Wir haben ihn aber schon im Vorhergehenden, als einen sehr galanten Mann kennen gelernt, folglich wird man es sich ungefähr vorstellen können, worin seine Douceurs bestanden. Er entdeckte sich sogleich einem seiner Hofleute mezza voce, und schwur, daß er dieser Frau Gnade erweisen wollte.

Man

Man kann sich aber leicht vorstellen, daß er dem armen Virivi eben nicht gesonnen war, Gnade zu erweisen, sondern alle die gerechte Rache auf seinen Kopf kommen zu lassen, deren er sich durch diese Verrätherey schuldig gemacht hätte. „Man sehe nur an, sagte der weise Buhuri, das Beste gehört doch für mich, und der Schurke hat es für sich behalten! Ich werde ein gewaltiges Exempel statuiren. Beym großen Ganga-Gramma! Er soll auf einen Elephanten gebunden werden, und der mag mit ihm in die weite Welt laufen.“ Er eröfnete diesen allergnädigsten Entschluß der schönen Barsida ganz unbefangen, vollkommen überzeugt, daß sie auf der Stelle in die Verurtheilung ihres Mannes einwilligen würde. So sehr sie aber, gewisser Ursachen wegen mit ihrem Expräsidenten unzufrieden war; so sehr sich ihre Eitelkeit durch die sehr deutliche Willenserklärung des Monarchen, in Absicht ihres künftigen Schicksals, geschmeichelt fand; so beleidigt sie sich selbst fand, daß sie von Virivi auf so mannichfaltige Weise war getäuscht worden; so war ihr gutes Herz doch der Grausamkeit nicht fähig, in den Tod ihres Mannes einzuwilligen. Die Unterhandlungen, die sie deshalb mit dem Monarchen pflegte, waren kurz und von gutem Erfolg. Sie bat ihn, ihres Mannes zu verschonen, und sofern sie künftig ein besonderer Gegenstand seiner Gnade werden sollte, sie vor dem höchsten geistlichen Obergerich-

gerichte den Weg der Ehescheidung gehen zu lassen. Der Monarch liebte eigentlich solche Weitläuftigkeiten nicht; aber um Barsiden einen Beweis seiner Affection zu geben, wurde der Vorschlag genehmigt. Barsida mußte der Jagd mit beywohnen, und nachdem die ganze partie de plaisir geendigt war, erhielt sie Befehl, dem Monarchen in die Residenz zu folgen. Virivi, der sich in sein ungünstiges Schicksal ergeben mußte, folgte unter den Jagdbedienten zu Fuß nach, weil er Ordre erhalten halte, sich an die Suite anzuschließen. Barsida fuhr mit dem Monarchen in einem und demselben vergoldeten Wagen.

Eilftes Kapitel.

In welchem die Herrn im Oberconsistorio auftreten.

Den Tag nach der Ankunft erging eine Cabinetsordre an das geistliche Departement, daß der Monarch in Gnaden befehle, ungesäumt den Ehestandsproceß des ehemaligen Präsidenten Virivi und seiner Frau Barsida zu instruiren. Sr. Majestät verlange, nach ihrer bekannten Gerechtigkeitsliebe, die Sache auf das Gründlichste zu untersuchen, und sodenn einen rechtskräftigen Ausspruch darüber zu thun. Dieser Ordre war noch ein

ein besonderes Handbillet von dem Monarchen an den Oberbonzen beygefügt. Wir theilen es mit.

Mein lieber Oberbonze.

Aus der Cabinetsordre, die Ihm durch meinen Minister, Kasappah, zugefertigt worden, wird Er ersehen haben, daß der abgedankte Präsident Virivi von seiner Frau soll geschieden werden. Ich brauchte diese Umstände mit dem Burschen gar nicht zu machen; aber seine Frau, der ich diese Gnade nicht gern abschlagen will, hat mich darum ersucht, daß ich einmal die Sache vor Sein Departement soll kommen lassen. Mir kann das gleich viel gelten. Es mag in meinem Lande närrische Gesetze geben, warum ich mich zu bekümmern keine Lust habe. Die Ursachen, warum die Scheidung geschehen soll, wird Er schon selber einsehen, denn ich habe mir sagen lassen, daß Er ein kluger Mann ist. Mache Er seine Sache gescheut, und wenn Er's kann, hübsch kurz, und ich verbleibe sein wohl affectionirter Monarch

Buhuri, der Weise.

Die Herrn Consistorialen wusten schon, was bey der Sache zu thun war. Ohne alle Weitläuftigkeit war diese wichtige Affaire nicht abzumachen. Der Oberbonze ging deshalb selbst zum Monarchen, und versicherte, daß Pflicht und Gewissen ihm gebieten, die Sache durch die gehörigen

In-

Instanzen durchzuführen, da der Monarch einmal geruht habe, sie seiner Leitung zu übergeben. Der weise Buhuri konnte es sonst nicht leiden, daß ihm Einwendungen gemacht wurden; aber der Oberbonze verstand es, mit seinen theologischen Phrasen ihn zu rechter Zeit in die Enge zu treiben. Wir erzählen weiter.

Ein Paar Dutzend Siamesische Zungendrescher hatten kaum von diesem Prozesse Wind bekommen, als sie ungesäumt sich aufmachten, um der einen oder der andern Parthey zu dienen. Es kam meistentheils auf den Oberbonzen an, wen er dazu ausersehen wollte. Beyde Partheyen also, der Expräsident Virivi und seine Frau, erhielten ihre Sachwalter. Barsida überhob sich der Mühe, vor diesem Tribunale selbst zu erscheinen, weil sie ihre Zeit in der Gesellschaft des Monarchen besser benutzen konnte, und betrieb ihre Affaire per deputatum. Virivi hingegen mußte selbst vorstehen. So kam es denn sehr bald zum ersten Verhöre. Barsida trug ihre Nothdurft durch den dazu bestellten Sachwalter vor, daß sie nämlich von ihm geschieden seyn wollte, und zwar erstlich: Weil sie ihn wider ihren Willen habe heyrathen müssen; zweytens: Weil er die Nacht immer sehr starke Anfälle von Verstandesabwesenheit habe, wodurch sie öfters in Furcht und Schrecken sey versetzt worden, indem er dann und wann im Bette aufgefahren, und die seltsamsten Grimassen gemacht habe;

be; drittens: Weil er als Mann nicht eben recht viel tauge; viertens: Weil sie ihm Untreue beweisen könne; fünftens: Weil an seiner Rechtglaubigkeit, im Betref des Siamesischen Glaubens, sehr zu zweifeln sey, und sie sich folglich ein Gewissen daraus mache, mit einem solchen Manne länger in der Ehe zu leben.

Alle diese Puncte hatte Barsidens Sachwalter mit der ihm eigenen Kürze schriftlich eingereicht, und der Rechtshandel war sonach in das gehörige Gleis gebracht.

Virivi erschien mit seinem Sachwalter und leugnete natürlicher Weise alle fünf Puncte; und was konnte sein Advocat anders thun, als von der Gegenparthey den Beweis dafür fordern? Dieser erfolgte denn auch von Barsidas Seite. Der erste Punct, daß sie den Expräsidenten gezwungen habe heyrathen müssen, wurde durch den Gegenbeweis nicht entkräftet, war um ein merkliches verwirrter gemacht. Habeck, Barsidens Vater, und seine Frau mußten deshalb vernommen werden. Ungeachtet die Mutter wohl wußte, daß niemand ihre Tochter gezwungen hatte, so behauptete sie doch, ihrem Manne und Schwiegersohne zum Trotz, die Heyrath wäre wider Barsidens Willen geschlossen worden. Habeck, der zum Nachgeben nicht gemacht war, nahm Seinerseits wieder einen Advocaten gegen seine Tochter, und dieser bewies durch die Aussage von 26 Zeugen, daß

Barsida den Expräsidenten freywillig geheyrathet habe, folglich als ungerechte Anklägerin, des Vaters sowohl als des Mannes, aufgetreten sey. Der Advocat Barsidens perhorrescirte die sämmtlichen Zeugen, und that dar, daß sie als tägliche Schmarotzer und faule Bäuche, die an Habecks Tische nur ihres Leichnams pflegten, für eine Mahlzeit Essen sich zu einer falschen Aussage verstanden hätten. Die Zeugen belangten deshalb Barsidens Advocaten iniuriarum, und nachdem über diesen Punct eine halbe Niederlage Papier vollgeschrieben war, so erfolgte endlich ein Bescheid, in welchem die Zeugen zur Ruhe verwiesen wurden, und Barsidens Advocat in einem Urtheil bedeutet wurde, sich künftig einer gemäßigtern Sprache zu bedienen.

Virivis Freunde redeten ihm zu, lieber alle gegen ihn eingegebenen Puncte einzugestehen, und die Weitläuftigkeiten, die ihm doch nur sein noch übriges Vermögen kosten würden, zu vermeiden. Allein, sein Advocat behauptete, daß er den Prozeß gewinnen müßte, und wenn er auch 20 Jahre gedauert hätte, so würde, da der Monarch einmal den Weg Rechtens zu gehen, geruhet hätte, er seine Barsida am Ende doch herausgeben müssen. Wir sind überzeugt, daß sich manche unserer Leser an Virivis Stelle für eine solche Expectanz bedanken würden; aber sie mögen sich erinnern, daß der spartanische König Menelaus,

gehörn-

gehörnten Andenkens, es sich um seine Helena nicht minder sauer werden ließ, ganzer 10 Jahre lang den berühmten Ehestandsprozeß vor Troja abwartete, und endlich mit seiner rechtschaffenen Frau wieder nach Griechenland absegelte. Wir dürfen uns deshalb über unsern Virivi nicht wundern, daß er ähnliche Gesinnungen äußerte.

Nachdem man eine geraume Zeit, d. h. ziemlich ein Jahr über den ersten Punkt gestritten, und ihn in dasjenige Licht gesetzt hatte, wovon wir eben gesprochen haben; so wurde zum zweyten geschritten. Er betraf die ihm vorgeworfene Geistesabwesenheit. Sein Advocat bewies, daß er, als ein Trauerspieldichter, der voll von seinem dramatischen Gegenstande schlafen ginge, wohl zwischen Schlaf und Wachen solche Explosionen einer fruchtbaren Phantasie haben könne, daß er dann und wann aufführe und seltsames Zeug mache. Barsidens Sachwalter führte den Gegenbeweis so gründlich und ausführlich, daß er einen ziemlich stammhaften Karnschieber mußte kommen lassen, um diesen Gegenbeweis an die Behörde abzuführen. Er leugnete, daß ein dramatischer Dichter solche seltsame Anwandelungen haben könne. Zu dem Ende wurden alle dramatischen Dichter in der Residenz, und was sonst in diese Büchelschreiberzunft gehörte, gerichtlich abgehört, daß sie aussagen sollten, ob ihres Gleichen so etwas wiederführe. Man vernahm deshalb auch ihre Weiber, welches jedoch,

um in der Sache kein Aufsehn zu machen, von dem Oberbonzen nur in Geheim geschahe. Da die meisten Herrn Dramaturgen noch jung und unverheyrathet waren, so fand man für gut, ihre Hausbedienung weiblichen Geschlechts, versteht sich, daß sie noch jung waren, deshalb zu vernehmen. Wir würden mehrere Bogen anfüllen müssen, wenn wir die verschiedenen Aussagen, welche auf das genaueste registrirt wurden, hier mittheilen wollten. Alles trug am Ende dazu bey, die Sache, wie sich von selbst versteht, ungleich verwirrter zu machen.

Der dritte Punct, daß er (der Expräsident) als Mann nicht eben allzuviel tauge, war, wie man sieht, von großer Erheblichkeit, und war nicht leicht zu entscheiden. Die Worte waren einer vieldeutigen Auslegung fähig; sie mußten deshalb näher bestimmt werden, wofern darüber entschieden werden sollte. Virivis Advocat sowohl als er selbst forderten dieses, und der Herr Sachwalter widerlegte ihn schon im Voraus, durch den vierten Klagepunct, daß Barsida ihren Mann im Verdachte der Untreue gehabt habe. Die Urkunde, deren wir uns bedienen, sagt, daß der Advocat diesen Punkt auf eine philosophische Weise behandelt habe, wiewohl man sonst den Sachwaltern in Siam so etwas eben nicht habe zur Last legen können. Eifersucht, behauptete er, sey an sich nichts anders, als eine gewisse Modification der innigsten

Liebe. Liebe könne nur für einen solchen Gegenstand empfunden werden, der fähig sey, Liebe innig zu erwiedern. Sofern also Barsida auf ihren Mann eifersüchtig gewesen, so sey damit erwiesen, daß sie ihn für fähig genug gehalten habe, ihre Liebe auf die gehörige Weise zu erwiedern. Daraus folge von selbst, daß er als Mann, so zu reden, seinen Mann werde gestellt haben.

Die Gegenparthey nannte dieses Räsonnement ein grundloses Geschwätz, und machte sich fertig, den Beweis zu führen. Der Advocat führte ihn, aber wir werden uns sehr hüten, ihn unsern Lesern mitzutheilen. Virivi protestirte dawider, so sehr er konnte; allein der Oberbonze zuckte mit den Achseln, und versicherte, daß Gott nicht allen Menschen einerley Gaben gegeben habe. Doch dabey konnte er es nicht bewenden lassen. Virivi wurde gezwungen, sich in Absicht desjenigen zu legitimiren, weshalb er in Anspruch genommen war. Er erbot sich dazu in jedem Falle. Aber wie sollte das geschehen? Der Oberbonze wuste sich nicht anders zu helfen, als daß er eine inspectionem oculorem im Beyseyn der würdigen Consistorialassessoren vorschlug, denn Pflicht und Gewissen forderten ihn auf, mit allem Bedachte in der Sache zu Werke zu gehen. Dabey hatte er unter andern die löbliche Absicht, dem königlichen Leibarzte, dem Juden Isaschar, von dem es bekannt war, daß er quovis modo gern Geld nahm,

etwas

etwas zu verdienen zu geben. Diesem würdigen Aesculap war der Antrag willkommen. Der Bonze gab ihm nicht undeutlich zu verstehen, was er zu attestiren hätte, und Isaschar versprach Sr. Hochwürden, das Zeugniß zu seiner völligen Zufriedenheit einzurichten. Virivi, der noch etwas mehr bezahlte, als der Israelit erwartet hatte, erinnerte ihn ernstlich daran, was er zu bezeugen hätte. Isaschar versicherte, daß er ihm ohnedem nicht dem mindesten Defect in irgend etwas zutraue, und stellte frischweg das Zeugniß aus. Das ganze Ding stand so sehr auf Schrauben, daß es jede Parthey auslegen konnte, wie sie wollte. Barsidens Advocat, dessen Lieblingstugend die Decenz eben nicht war, setzte so derbe Geschichten aus denjenigen Mysterien zusammen, die man sonst gern Mysterien seyn läßt, daß sogar einige Herrn Assessoren des Collegiums mit einer jungfräulichen Schamröthe dabey überzogen wurden, was sonst ihre Schwäche eben nicht war.

Indeß jene rühmliche Geschichte ein ganzes Collegium beschäftigte, und die würdigen Herrn Sachwalter durch ihre kurzgefaßten Beweise und Gegenbeweise fast eben so viel Licht darüber verbreiteten, als weiland Schildas Bürger in ihren Taschen auf das fensterlose Rathhaus trugen, so stellte Barsida dem Monarchen ein weit gültigeres Attestat aus, indem sie ihn mit einem gesunden wohlgestalteten Prinzen erfreute, der dem wei-

sen Buhuri auf das Sprechendste ähnlich sahe, mithin sehr frühzeitig Hofnung machte, einst eben so weise zu werden, als sein königlicher Erzieler.

Der Monarch empfand eine so zärtliche Freude darüber, daß er in der ersten Aufwallung derselben seinen Leibbarbier zum Geheimenrath mit Sitz und Stimme erhob, und ihm den Orden der grünen Fledermaus mit eigener Hand umzuhängen geruhte. Die Festins, welche bey Hofe deshalb veranstaltet wurden, dauerten vier ganzer Wochen, und sie würden noch um ein Merkliches verlängert worden seyn, wenn nicht eine schreckliche Indigestion, die den weisen Buhuri befallen hatte, und für sein kostbares Leben fürchten ließ, den Feyerlichkeiten ein Ende gemacht hätte. Aber er genaß wieder, zur innigsten Freude aller treuen Unterthanen, wie die glaubwürdigste aller Urkunden, die Hofzeitung, versichert.

Die Ehestandssache des Präsidenten wurde, dieser Vorfälle wegen, um einige Monate ausgesetzt, bis die Herrn Sachwalter es für nöthig fanden, durch neue Läuterungen die Sache wieder in den Gang zu bringen.

Virivis Insufficienz, wie sie Barsidens Advocat in seinem Libell nannte, wurde von neuen der Gegenstand des Streits. Er hatte dasjenige, was die Lateiner potentiam in diesem Falle zu nennen pflegen, hinlänglich bewiesen, man stritt also über die Insufficienz. Allein, da es schwer war,

war, hierin von Principien auszugehen, so wurde der Streit nur immer mehr verlängert. Wir werden, sobald wir zu dem Originale einen Verleger bekommen, die dahin einschlagenden Akten mit abdrucken lassen. Sie diesem deutschen Auszuge einzuverleiben, tragen wir großes Bedenken, weil wir voraussehen, daß diese Schrift allgemein gelesen werden wird. Junge Herren, welche, zufolge ihrer Wißbegierde in gemeinnützigen Kenntnissen diese Akten gerne lesen möchten, haben indeß Zeit genug, ihre Nebenstunden, die sich des Tags meistentheils auf 24 belaufen, auf die Erlernung des Arabischen zu verwenden, um, wenn das Original an das Licht treten wird, ihre Wißbegierde daraus zu befriedigen.

Zwölftes Kapitel.

Der Prozeß geht seinen gewöhnlichen Gang.

Wir sehen voraus, daß wenn ein gründlicher deutscher Rechtsgelehrte diese Siamesische Procedur lesen sollte, er eine Menge Formalitäten, welche die Sache in das gehörige Licht setzen könnten, vermissen wird. Dies wissen wir eben so gut, als er uns das sagen könnte; aber er mag auch bedenken, daß man dort in diesen Dingen bey weitem noch nicht so habil war, als wir es, dem Himmel

mel sey Dank! in unserer Justizpflege sind. Es ist eine bekannte Wahrheit, daß sich das Licht nur nach und nach, und in langsam fortschreitenden Epochen über ein Land verbreiten kann. Auch hatte der Schutzgeist Siams das Land noch nicht so reichlich mit Rechtspraktikanten gesegnet, als wir uns derselben erfreuen. Diese edlen Wohlthäter des gemeinen Wesens, welche mit dem Nachschlüssel der Gerechtigkeit die verriegeltesten Geldkasten zu eröfnen im Stande sind, und die heilsamste Circulation des baaren Geldes in unsern Landen bewirken, haben eine solche Gründlichkeit und Vollständigkeit in die Ausführung der Rechtshändel gebracht, daß sie den Gipfel menschlicher Vollkommenheit darin erstiegen zu haben scheinen. Doch wir brechen hier ab, um auch den entferntesten Schein der Schmeicheley zu vermeiden, die wir unserm Zeitalter machen möchten. Wir führen unsern Leser, wofern er Zeit und Lust dazu hat, wieder in das ehrwürdige Heiligthum der berühmten Siamesischen Justiz.

Man erörterte nun, der Reihe nach, den vierten Anklagepunkt, zufolge welchem Barsida ihren Mann in einem großen, ihrer Meynung nach, erwiesenen, Verdacht der Untreue hatte. Virivi war zwar überhaupt gegen die Damen galant, und pflegte immer die schöne Maxime im Munde zu führen, daß ein Honethomme sich für die Damen aufopfern müsse. Doch war aus allen diesen Dingen

gen nichts zu beweisen, wiewohl Barsidens Advocat, der etwas Catonisches in seinen Sitten affectirte, beweisen wollte, daß ein rechtschaffener Ehemann nur gegen seine Frau galant seyn dürfe, und daß er auch hierin das edle Thier, den Elephanten, nachahmen müsse, der nur in der abgesondertesten Einsamkeit gegen das Weib galant zu seyn pflege. Virivis Advocat verlachte diesen Einfall, und glaubte schon über seinen Gegenpart triumphiren zu können, als jener ein billet-doux im Originale producirte, und es den Akten mit beylegte. Wir wollen diesen kleinen Liebesbrief mittheilen, und dann mögen unsere Leser dem armen Virivi selbst das Urtheil sprechen.

Süßer Engel,

Schönste Buranda.

Du weißt, daß heute meine Frau verreist ist, und diesen Abend nicht wieder eintreffen wird. Der Himmel begünstigt unsere Liebe augenscheinlich. Lange schon hat meine Seele die unnennbarste Wonne aus Deinen himmlischen Augen getrunken; lange schon haben unsere seelenvollen Blicke mit unnennbarer Inbrunst einander begegnet; lange schon — doch Du weißt alles, süße Buranda! der lästigen Gesellschaft, welche Du Deiner stolzen Gebieterin zu leisten hast, bist Du heute durch ein günstiges Schicksal entledigt. Laß uns die kostbaren Stunden nicht ungenossen verstreichen lassen!

So bald Lunens bescheidener Strahl die Spitzen der Palmbäume versilbert, erwartet Deiner Umarmung in der kühlen Grotte des Gartens Dein ewig treuer —

Die Unterschrift war von diesem Blatte abgerissen; aber Virivis Hand war es. Barsida hatte dieses Blatt den Tag darauf, an welchem sie verreist gewesen war, gefunden. Ihre Gesellschafterin hieß Buranda, welche an dem Tage zu Hause geblieben war. Virivis Garten war mit Schirmpalmen umgeben, und am Ende desselben befand sich eine Grotte, die mit den seltensten Muschelschaalen ausgelegt war. Sonach werden meine Leser schon wissen, wie sie in der Sache zu entscheiden haben.

Der Oberbonze schüttelte dabey gewaltig sein ehrwürdiges Haupt, erklärte laut, daß bey so gestalten Sachen die Untreue erwiesen, und daß es himmelschreiend sey, an einer Frau von so unbescholtener Tugend, an einer so zärtlichen und keuschen Frau, als Barsida, Untreue zu begehen. Virivi rechtfertigte sich dagegen auf eine Art, die das ehrwürdige Collegium in große Verlegenheit setzte.

Er trug darauf an, daß man sogleich in seine Wohnung senden sollte, um ein gewisses Paket mit A. D. K. bezeichnet, aus seinem Hause abholen zu lassen, in welchem man seine Vertheidigung finden werde. Man brachte es, eröfnete es, und

siehe

siehe da! Es war ein Trauerspiel, betitelt: Schnipp Schnapp, oder: der ehrwürdige Schlangenfänger. In diesem bürgerlichen Trauerspiele kam unter andern ein unglücklich verheyratheter junger Mann vor, der der Gesellschafterin seiner Frau Liebe anbot, und endlich so weit in seiner Herzenssache kam, daß er den Brief, welchen wir eben gelesen haben, schreiben durfte. Virivi schlug das Blatt auf, auf welchem dieses Billet zu lesen war, und so sollte man denken, müßte er sich vollkommen gerechtfertigt haben. Die Herrn Assessoren dieses Collegiums waren selbst dieser Meynung. Allein Barsidens Advocat machte noch mächtige Exceptionen. Er insinuirte, daß es vom Virivi wohl in die Piece möchte eingeschaltet seyn, um sich dadurch aus dem Handel zu ziehen. Es müßte, forderte er zu dem Ende, eine Commißion niedergesetzt werden, welche das Stück untersuchte, und nach genauer Prüfung des ganzen Plans entschiede, ob das Billet, der Natur der Sache nach, wesentlich zum Trauerspiel gehöre.

Der Oberbonze nebst seinen Herrn Collegen gestanden, daß man diesem Gesuche willfahren müsse, sie selbst aber könnten sich mit Untersuchung solcher Scribeleyen nicht abgeben, da sie es von jeher der Würde ihrer Aemter zuwider gehalten hätten, sich in den elenden Schnickschnack der brodtlosen Musenkünste einzulassen. Die Untersuchung müsse fördersamst solchen Subjekten übertragen werden,

die

die sich damit abgegeben hätten. An diesen Subjekten fehlte es nicht; denn seit kurzen waren eine Menge Schöngeister aufgetreten, welche für die Siamesische Nationalbühne mit guten Kräften arbeiteten. Der Oberbonze hatte selbst ein Paar junge hofnungsvolle Vettern, die, weil sie schon verschiedene Piecen zusammen geraspelt hatten, natürlicher Weise zu dieser Untersuchung äußerst fähig waren. Dazu kam noch der Sohn von einem Assessor, und die Untersuchung wurde diesem preiswürdigen Triumvirate übergeben.

Der Punkt, worauf es ankam, war, zu untersuchen: ob der ganze Zusammenhang des Trauerspiels ausweise, daß das billet-doux hinein gehöre. Die Untersuchung dauerte 4 Wochen, wobey ganz ansehnliche Diäten gemacht wurden, ehe sich die Herrn über die Grundsätze vereinigen konnten, nach welchen sie ein Trauerspiel beurtheilen wollten. Es war ein schlimmer Umstand für Virivi, daß das fatale Billet noch so leidlich mit dem Uebrigen zusammen hing, denn daraus folgte nach dem unmaßgeblichen Dafürhalten dieser drey Herrn, daß es nicht zur Sache gehöre, sondern gleich einem fremdartigen Lappen angeflickt sey.

Virivis Advocat excipirte gegen die Fähigkeit dieser drey Herrn. Die Sache gelangte endlich an den Minister Viralschah, (es war derjenige, welchen der weise Buhuri von dem Barbierbecken zu diesem Posten avancirt hatte) und es erfolgte eine

eine Cabinetsordre folgenden Inhalts: Daß man sogleich einige gesunde Bursche, die bey guten Kräften wären, und durch gültige Atteſtate von ihrem Barbier darthun könnten, daß ihre Bärte sich dem Publicum zeigten, im Trauerspielmachen unterrichten lassen sollte. Sobald sie das können würden, sollten sie das Virivische Stück untersuchen, wobey man ihnen anzubefehlen hätte, daß sie unpartheyisch zu Werke gingen. Durch diese Cabinetsordre wurde die Sache, wie am Tage liegt, auf das beste eingeleitet. Virivi ließ dawider appelliren; aber die Appellation wurde gleich in der ersten Instanz zurücke gewiesen. Diejenigen Läuterungen, welche von Zeit zu Zeit beygebracht wurden, übergehen wir, weil sie für den Leser, etwa einen Juristen ausgenommen, kein großes Interesse haben.

Ehe wir mit der Erzählung unsers Rechtshandels fortfahren; wird es dem Leser nicht unangenehm seyn, wenn wir uns nach der schönen Barsida ein wenig umsehen. Sie lebte am Hofe in demjenigen Glanze, die ihrer Schönheit und ihren Verdiensten zukam. Das Personale ihres Hofstaats bestand aus 90 bis 100 Menschen, und wenn die Minister dem Monarchen die Cour machten, so mußten sie zuvor der schönen Barsida ihre Aufwartung gemacht haben. Manche wichtige Beförderungen geschahen auf ihre Empfehlung, aber auch eben so viel Absetzungen. Der Monarch ertheilte

theilte ihr vielmals das ehrenvolle Zeugniß, daß sie beynahe eben so gut als er selbst, beurtheilen könne, wer zu Staatsämtern anzustellen sey, der edle Gebrauch, welchen sie von ihrem Einflusse machte, erstreckte sich auch auf ihren lieben Mann — denn vor Austrag der Sache führte er noch immer dieses Prädikat, so wie ein gewisser Bischof in Spanien durch päbstliche Vollmacht, den Titel, Markgraf zu Brandenburg, jedoch nur ganz in Geheim, führt. — War gleich der weise Buhuri noch immer mächtig auf ihn erbittert, so wuste doch ihr gefühlvolles Herz und der Zauber ihrer Gratie den Monarchen dahin zu bewegen, daß ihm ein ehrenvolles Aemtchen bey dem Oberbarbier-Departement allerhuldreichst conferirt wurde. Dieser wichtige Posten bestand darin, daß er auf diejenigen Messer Acht haben muste, welche zu Buhuris dicken Barte bestimmt waren. In dem Patent war ihm zugleich die Anwartschaft auf die nächste weit einträglichere Stelle gegeben. Mit dieser Stelle nämlich war die Aufsicht über die königlichen Klystierspritzen verbunden, welche, der hartnäckigen Indigestionen wegen, von welchen der weise Monarch häufig befallen wurde, beständig in der besten Ordnung gehalten werden musten. Dies zog unserm Virivi schon vorläufig einige Neider zu, woraus zu ersehen ist, wie ehrenvoll dieser zu hoffende Posten seyn muste.

Indeß sein Ehescheidungsprozeß immer in der gehörigen Ordnung geführt wurde, erfreute Barsida zum zweytenmale den Monarchen mit einem jungen wohlgestalteten Prinzen. Daß auch hier Festins in Menge gegeben wurden, ist eine Sache, die sich von selbst versteht. Da der weise Buhuri gewohnt war, Verdienste zu belohnen, wo er sie fand, so machte er bey dieser Gelegenheit der schönen Barsida ein Geschenk mit zwey schönen Landgütern. Selbst Barsidaes Mutter kam trunken vor Freude an den Hof, um an dem Glanze ihrer Tochter persönlich Theil zu nehmen; allein der Monarch fand kein rechtes Behagen an ihr, so daß der Hofnarr Muroi für gut fand, ihr anzudeuten, sich lieber wieder in die Provinz zu retiriren, als sich in dem Glanze ihrer Tochter gleichsam sonnen zu wollen. Dies war aber nichts anders, als eine List von den Hofleuten, welche den klugen Rath Muroi mit in ihr Interesse gezogen hatten. Barsidens Mutter war als eine herrschsüchtige intrigante Frau bekannt: Man wuste, was Barsida schon am Hofe vermochte, und sorgte mithin dafür, daß sie nicht an ihrer Herrschaft Theil nehmen möchte. Man erschöpfte sich in der Residenz in Vermuthungen, weshalb wohl der wachsame Monarch diese Dame entfernt habe: Man behauptete, sein tief eindringender Geist müsse nothwendig gewisse fein angesponnene Plane entdeckt haben, denen er durch ihre Entfernung habe zuv-

theilte ihr vielmals das ehrenvolle Zeugniß, daß sie beynahe eben so gut als er selbst, beurtheilen könne, wer zu Staatsämtern anzustellen sey, der edle Gebrauch, welchen sie von ihrem Einflusse machte, erstreckte sich auch auf ihren lieben Mann — denn vor Austrag der Sache führte er noch immer dieses Prädikat, so wie ein gewisser Bischof in Spanien durch päbstliche Vollmacht, den Titel, Markgraf zu Brandenburg, jedoch nur ganz in Geheim, führt. — War gleich der weise Buhuri noch immer mächtig auf ihn erbittert, so wuste doch ihr gefühlvolles Herz und der Zauber ihrer Gratie den Monarchen dahin zu bewegen, daß ihm ein ehrenvolles Aemtchen bey dem Oberbarbier-Departement allerhuldreichst conferirt wurde. Dieser wichtige Posten bestand darin, daß er auf diejenigen Messer Acht haben muste, welche zu Buhuris dicken Barte bestimmt waren. In dem Patent war ihm zugleich die Anwartschaft auf die nächste weit einträglichere Stelle gegeben. Mit dieser Stelle nämlich war die Aufsicht über die königlichen Klystierspritzen verbunden, welche, der hartnäckigen Indigestionen wegen, von welchen der weise Monarch häufig befallen wurde, beständig in der besten Ordnung gehalten werden musten. Dies zog unserm Virivi schon vorläufig einige Neider zu, woraus zu ersehen ist, wie ehrenvoll dieser zu hoffende Posten seyn muste.

Indeß sein Ehescheidungsprozeß immer in der gehörigen Ordnung geführt wurde, erfreute Barsida zum zweytenmale den Monarchen mit einem jungen wohlgestalteten Prinzen. Daß auch hier Festins in Menge gegeben wurden, ist eine Sache, die sich von selbst versteht. Da der weise Buhuri gewohnt war, Verdienste zu belohnen, wo er sie fand, so machte er bey dieser Gelegenheit der schönen Barsida ein Geschenk mit zwey schönen Landgütern. Selbst Barsidaes Mutter kam trunken vor Freude an den Hof, um an dem Glanze ihrer Tochter persönlich Theil zu nehmen; allein der Monarch fand kein rechtes Behagen an ihr, so daß der Hofnarr Muroi für gut fand, ihr anzudeuten, sich lieber wieder in die Provinz zu retiriren, als sich in dem Glanze ihrer Tochter gleichsam sonnen zu wollen. Dies war aber nichts anders, als eine List von den Hofleuten, welche den klugen Rath Muroi mit in ihr Interesse gezogen hatten. Barsidens Mutter war als eine herrschsüchtige intrigante Frau bekannt: Man wuste, was Barsida schon am Hofe vermochte, und sorgte mithin dafür, daß sie nicht an ihrer Herrschaft Theil nehmen möchte. Man erschöpfte sich in der Residenz in Vermuthungen, weshalb wohl der wachsame Monarch diese Dame entfernt habe: Man behauptete, sein tief eindringender Geist müsse nothwendig gewisse fein angesponnene Plane entdeckt haben, denen er durch ihre Entfernung habe zuvor

kom=

kommen wollen. Aber wie sehr täuschten sich diese feinbeobachtenden Politiker! Es war andem, daß der weise Buhuri an Barsidens Mutter eben kein Behagen fand; aber die Schuld lag daran, daß sie nicht jung mehr war; denn von Weibern, die das vierte Jahrzehend hinter sich hatten, pflegte er insgemein zu sagen, „daß sie für seine treuen Unterthanen noch gut genug seyn könnten, aber nicht für ihn, als den Weisen.“ Die Dame war durch eine Hofkabale entfernt worden, ohne daß er selbst ein Wort davon erfahren hatte. Doch wir kehren wieder zu unserm Rechtshandel zurück.

Dreyzehntes Kapitel.

In welchem der wichtigste Anklagepunkt gehörig beleuchtet wird.

Barsida hatte durch ihren Sachwalter auch den Punkt mit einreichen lassen, daß sie an der Rechtgläubigkeit ihres Mannes zu zweifeln, Ursache habe, folglich sich ein Gewissen daraus mache, länger mit ihm in der Ehe zu leben.

Die Dinge, welche der Advocat zum Beweise seines Unglaubens beybrachte, waren verschieden, z. B. daß er in seinen dramatischen Arbeiten von den ehrwürdigsten Orden der Fakirs, den wir im zweyten Kapitel kennen gelernt haben, unehrerbietig

tig gesprochen, und einige Zweifel gegen den Vedam geäußert habe. „Mich schaudert, sagte der Oberbonze, solche Dinge zu hören. Kein Wunder, wenn der Ganga-Gramma das ganze Volk mit Krieg und Theurung und den schrecklichsten Landplagen heimsuchte. Hätten wir Diener Gottes durch unser Gebet seinen Zorn nicht immer noch zurücke gehalten, das Verderben würde schon längst den Unschuldigen mit dem Schuldigen hinweggeraft haben."

Dies waren denn wirklich nicht die besten Aussichten für den bedrängten Virivi. Es kam darauf an, daß diese Beschuldigungen erwiesen werden könnten. Dabey ergoß sich der Oberbonze in Lobeserhebungen auf die gottesfürchtige und tugendhafte Barsida, welche so fest an dem rechten Glauben halte, daß sie nicht länger mit einem Manne leben wolle, der an dem seinigen Schifbruch erlitten habe. Er betheuerte, Barsida sey es werth, noch bey Lebzeiten unter die Heiligen versetzt zu werden.

Um diese Anklage zu verificiren, musten die sämmtlichen Werke des Expräsidenten vor dem geistlichen Departement untersucht werden, um sodann ihr theologisches Bedenken darüber auszustellen. Das dauerte über ein halbes Jahr. Zum Ueberflusse wurden eine Menge Menschen abgehört, welche aussagen sollten, ob sie von Virivi je etwas der Ehre des Vedam Nachtheiliges hätten sagen hören?

ren? die Aussagen waren so beschaffen, daß ohne nachtheilige Consequenzen daraus zu ziehen, Virivi auf keine Weise verurtheilt werden konnte. Allein man hatte einmal das Plänchen, ihn als einen Irreligösen zu verdammen. Virivis Vermögen war ohnedem ziemlich verprozeßirt, und Barsida empfand nach gerade Lust, den Streit geendigt zu sehen, welches mit andern Worten so viel sagte, sie war fernerhin nicht mehr Willens, Geld daran zu wenden. Dies hatte der Herr Oberbonze unlängst in einer geheimen Audienz mit ihr erfahren; er dachte also ernstlich darauf, wie dem Dinge in der gehörigen Form ein Ende gemacht werden könne.

Wiewohl man auch einige Spuren des Unglaubens in Virivis dramatischen Schriften zu entdecken glaubte, so rechtfertigte er sich doch dagegen so, daß nicht wider ihn verfahren werden konnte. Aber der Oberbonze benutzte eines andern Umstandes, der Virivi'n ganz unerwartet war.

Wir haben zu Anfange des neunten Kapitels gesehen, daß er bey der allergnädigsten Entlassung vom Hofe, mit der Knute weidlich durchgearbeitet, und dabey so unglücklich gewesen, sein linkes Ohr zu verlieren. Es war, wie ebenfalls schon angezeigt worden, ein gesetzlicher Gebrauch, demjenigen, welcher unehrerbietig vom heiligen Vedam gesprochen hatte, zur Ehre des Gottes Ganga-Gramma ein Ohr abzuschneiden. Der Ohr-

defect

defect war von Barsidens Advocaten in der Klage ausdrücklich mit angeführt worden, daß Barsida nämlich glaube: es müsse ihrem Manne vor irgend einer geistlichen Synode sein linkes Ohr seyn amputirt worden.

Virivi rechtfertigte sich dagegen, und provocirte auf seine gnädige Entlassung mit der Knute, welche so ernstlich gewesen sey, daß sie ihm, wenn größeres Unglück hätte seyn sollen, wohl mehrere Ohren abstreifen können, als er gehabt hätte. Man fragte bey dem ehemaligen Oberknutenmeister an, ob dem wirklich so sey, erhielt aber zur Antwort, daß er sich um solche Dinge nie bekümmert, zufrieden seine Schuldigkeit gethan zu haben.

Nun gab es, kann man sich wohl vorstellen, im Lande mehrere geistliche Tribunale, welche alle das Recht hatten, den wahren Glauben durch Ohrenabschneiden recht liebenswürdig zu machen. An diese muste geschrieben werden, um zu erfahren, ob sie den Expräsidenten Virivi irgend einmal an einem Ohre gestutzt hätten? Die Antworten fielen verneinend aus.

Virivis Advocat bestritt die ganze Zuläßigkeit des Klagepunkts. Möchte Beklagter sein Ohr eingebüßt haben, wann und wie er wollte, so thäte dies zu einer Ehescheidung gar nichts, indem Ohren, Nase u. d. gl. keine wesentliche Erfordernisse zum Ehestande wären, wenn es nur sonst, im Betref anderer Dinge seine Richtigkeit hätte. Und

was den Glauben an den heiligen Vedam anlangte, so könne Er wenigstens nicht begreifen, in welchem Verhältnisse die Rechtgläubigkeit mit dem Ehebette stände. Es befremde ihn daher nicht wenig, wie man Klägerin mit so etwas nicht auf der Stelle abgewiesen habe.

Diese herzhafte Sprache machte auf die geistlichen Herrn einen widrigen Eindruck. Man überlegte, ob man diesen übermüthigen Rechtspraktikanten es nicht wolle fühlen lassen, an wem er sich vergangen hätte. „Herr College, sagte der Assessor A. zu dem Assessor B. haben Sie bemerkt, was der Mann für eine Sprache führt?“

B. Ich werde ja, bester Herr Amtsbruder. Der Bursche muß gezüchtigt werden. Gezüchtigt, sage ich, muß er werden!

A. Ich bin unvorgreiflich der Meynung, daß er vor der Hand von der praxi zu removiren sey. Was dächten Sie lieber Herr Assessor?

B. So ganz eigentlich ist nach unserm Canonico die Heterodoxie kein völlig zuläßiger Grund zu einer Ehescheidung. Aber eine Art von Gewissenssache bleibt es doch immer für eine tugendhafte Frau, mit einem Manne in der Ehe zu leben, zu dessen Glauben sie sich nicht viel Gutes zu versehen hat.

A. Und um deswillen glaube ich immer, bleibt es ein argumentum militans. Man kann es dem andern Theile nicht verdenken, wenn er bey so

gestallten Sachen auf die Scheidung klagt. Und (raunt ihm ganz sachte in das Ohr) zu was säßen wir denn hier, wenn wir dergleichen Dinge abweisen wollten. (Laut) Herr College, ich bin Ihrer Meynung, daß der Advocat fördersamst von der praxi zu removiren seyn dürfte.

Dies würde auch geschehen seyn, weil sich Sr. Hochwürden der Oberbonze erstaunlich alterirt darüber fanden. Indeß der Advocat aber bey Zeiten einsah, daß es ihm schwer werden würde, wider den Stachel dieses hohen Tribunals zu lecken; so that er etwas, wodurch er auf eine glückliche Weise der Remotion entging. Er schickte seine Frau zu dem Herrn Oberbonzen, um ihn in der ganzen Affaire gehörig zu verständigen. Den Tag darauf erschien der ehrwürdige Mann, und versicherte, daß er nun das benöthigte Licht in der Sache empfangen habe. Der Advocat kam mit einem kleinen Verweise davon, welchen ihm der Herr Oberbonze in den sanftesten Ausdrücken selbst gab, indem er ihn dabey auf die Schulter klopfte, und ihn bat, diesen kleinen Verweis nicht übel zu vermerken, weil er ihn blos ex officio habe geben müssen.

Dadurch war Virivi um nichts gebessert. Es schien sogar, daß sein Advocat von der Zeit an, ein vertrauter Freund des Bonzen geworden sey, indem ihn der Bonze fleißig zu Tafel zog, und bey jeder Gelegenheit versicherte, er habe einen sehr

rechtschaffenen Mann an ihm kennen lernen, und das gehe ihm über alles. Nachdem man wieder über ein Jahr lang in der gehörigen Form prozessirt, und, wie der Leser selbst sehen muß, die Punkte außerordentlich auf das Reine gebracht hatte, so bekam der Oberbonze ein artiges Handbillet von der schönen Barsida, worin sie ihn ersuchte, der Sache doch endlich einmal ein Ende zu machen, weil sie besondere Ursachen dazu habe. Ihre Hochwürden waren zu galant, um der größten Schönheit im Lande, für welche sie der Monarch öffentlich hatte erklären lassen, etwas abzuschlagen. Leichter hätte er es dem Monarchen selbst, weil er aus Erfahrung wuste, wie er ihn zu behandeln hätte. Ungleich mißlicher dünkte es ihm zu seyn, wenn er der Geliebten desselben nicht gehorsamen wollte.

Nach kurzer Ueberlegung wurde der Ohrendefect wieder in Anregung gebracht. Barsidens Advocat brachte zur Läuterung bey, daß da sich weder der Oberknutenmeister entsinnen könne, ihm das Ohr abgehauen zu haben, noch in den Registraturen der sämmtlichen geistlichen Gerichte sich nachweise, daß mehrgedachter Beklagte zur Ehre Gottes gestutzt worden sey, so wäre desfalls kein anderer Fall anzunehmen, als daß der Ganga-Gramma irgend eine gegen ihm begangene Impietät selbst bestraft, und den Expräsidenten, zum warnenden Beyspiel für ähnliche Frevler, durch ein

Wunder das linke Ohr habe abfallen lassen. Sonach habe Barsida ungleich mehr Ursache auf die Scheidung zu dringen, da der Ganga-Gramma mehrbesagten Virivi selbst gezeichnet habe, folglich sich gegen die Impietät desselben nicht das Mindeste excipiren lasse.

Ob vielleicht der Herr Oberbonze selbst durch den andern oder dritten Mann dem Advocaten zu dieser glücklichen Idee verholfen hatte, können wir nicht entscheiden. Wenigstens sagten sich einige Subaltern bey dem Tribunale so etwas ins Ohr. Virivis Advocat, der zelther sehr oft bey dem Oberbonzen gespeißt hatte, und jedesmal wohlberauscht in dem vortreflichen Palmweine, womit ihn Sr. Hochwürden beträufelt hatte, nach Hause war getragen worden, indeß seine Frau dort zurück blieb, und ihren Mann, seiner schwächlichen Constitution wegen, entschuldigte, daß er gar zu wenig vertragen könne, Virivis ehrwürdiger Sachwalter stutzte gar sehr, als sein werther College mit dieser Instanz angezogen kam. Nach einigem Ueberlegen trug er darauf an, daß, ehe man in einer so wichtigen Sache weiter verführe, zuvor ein theologisches Responsum einzuholen sey: Ob wohl der Ganga-Gramma in solchen Fällen ein Wunder der Art thun werde?

Dieses Responsum holte der Oberbonze bey einem der ehrwürdigsten Orden der Fakirs ein. Die heiligen Väter desselben deliberirten lange über

diesen schweren Fall; endlich erfolgte es. Nachdem sie eine Menge Wunder namhaft gemacht hatten, die der Ganga-Gramma theils selbst gethan, theils habe thun können, theils durch seine Diener habe thun lassen, als welche oftmals die wundersamsten Krankheiten geheilt, alten abgelebten Männern durch Mirakel und Gebet zu Leibeserben verholfen u. d. gl. mehr, so kamen sie endlich auf den gegenwärtigen Fall, und bewießen mit theologischen Gründen, die als solche zwar nicht zu begreifen, aber zu glauben waren, daß der Ganga-Gramma nicht allein an den Ohren eines Gottlosen ein Wunder thun könne, sondern es auch in dem gegenwärtigen casu zuverläßig gethan haben müsse, woraus die Impietät des Präsidenten mehr als sonnenklar erwiesen sey, und so leuchte vice versa aus der Impietät desselben eben so sonnenklar hervor, daß der Ganga-Gramma, zum abschreckenden Beyspiele Anderer, dieses Wunder wirklich gethan habe.

Die heiligen Väter des Ordens hatten etwas viel Kosten für die Abfassung dieses theologischen Responsums angesetzt, in deren Erstattung Virivi, wie die Billigkeit erforderte, condemnirt wurde. Das Ende des Prozesses war endlich da, weil am Tage lag, daß Virivi nicht viel mehr daran zu wenden hatte. Jedoch ehe wir zu erzählen fortfahren, müssen wir uns noch einmal nach dem weisen Buhuri umsehen.

Vierzehntes Kapitel.

Welches eins von den wichtigsten ist.

Drey volle Jahre und drüber hatte sich nun der große Buhuri bey der schönen Barsida auf eine Art divertirt, die eines Weisen seiner Art vollkommen würdig ist. Auch hatte er für junge Sprossen von seinem ächt Buhurischen Stamme gesorgt. Barsida war für ihre Verdienste recht königlich belohnt worden. Doch was rühmen wir lange dasjenige, was der Monarch zum Besten seines Landes that? die Sache spricht für sich selbst; sein Name muß in der Siamesischen Geschichte vor vielen andern glänzen.

Die Siameser haben ein altes Sprichwort, welches im Lateinischen ohngefähr so viel sagt: Est omnium rerum modus atque satietas. Die Weisen aller Zeitalter haben die Wahrheit dieser Bemerkung mit vielen Gründen erwiesen, und der große Buhuri, der, wie wir alle wissen, selbst ein Weiser war, lehrte sie durch sein eigenes Beyspiel. Nicht zu verwundern, daß er auch in Absicht der schönen Barsida eine gewisse Satietät empfand, die er sich selbst nicht zu erklären vermochte. Vergebens bot sie alle ihre Reitze auf, welche leider! durch die Wochenbetten nicht erhöht worden, aber doch immer noch hinlänglich waren, selbst auf die

Weisesten im Königreiche einen starken Eindruck zu machen; vergebens blitzten die schönsten Diamanten, die sie aus den königlichen Händen des Monarchen empfangen hatte, zahlreich in ihren schwarzen Haaren; vergebens verschwendete sie die angenehmsten Liebkosungen an ihn; vergebens sang sie zu ihrer Laute die süßesten Arietten, vom tapfern Ritter Triktrak und der Prinzeßin Hoppsasah, mit melodischer Stimme, Lieder, die den Monarchen vormals so innig gerührt hatten, daß er allemal bey der dritten Strophe anfing einzuschlafen, und Barsidas Silberstimme mit einem Bärenhaftigen Schnarchen accompagnirte. Der Monarch empfand den Wechsel aller Dinge auch jetzt an seiner Liebe. Der gute König, so schnell er sonst den Dingen auf den Grund kommen konnte, vermochte es nicht, zu begreifen, wie ihm Barsida so gleichgültig habe werden können. Er spürte der Ursache davon nach, nur, wie das Weisen oft zu gehen pflegt, nicht da, wo sie wirklich lag.

Der weise Buhuri befand sich, wie das während seiner glorreichen Regierung mehrmals der Fall gewesen war, bey sehr übler Laune. Die Hofnarren — (da aller guten Dinge drey seyn müssen, so hatte er seit kürzem den dritten installiren lassen) — erschöpften ihren ganzen ergiebigen Fond von Witz und Scurrilität; aber es war ein zu schweres Kunststück für sie, Buhuris düstere Stirne

ne zu entrunzeln. Sie fühlte deshalb sehr oft die feierliche Kunte.

Der Oberbonze schrieb im Lande einen Fasttag aus, und gebot dem Volke, mit inbrünstigem Herzen den Ganga-Gramma anzurufen, daß er dem theuren Landesvater seine gute Laune wiederherstellen wolle. Der weise Buhuri liebte deshalb den Oberbonzen über die Maaßen, und schärfte das Ausschreiben desselben durch einen allergnädigsten Befehl, worin alle diejenigen mit Ohrenabschneiden bedroht wurden, welche nicht recht andächtig für den guten Humor ihres Landesvaters beten würden.

Jener Tag gieng vorüber; aber der Ganga-Gramma hatte sich nicht erweichen lassen. Ein grosses Glück war es für das ganze Land, daß der Leibarzt, Isaschar, den Punkt ungleich richtiger traf. Er hatte eine Tochter, die allbereits ihren siebzehnten Sommer erlebt hatte. Die jungen Beschnittenen hatten sich um Deborahs Liebe, schon da sie dreizehen Jahre alt war, schwarmweise bemüht. Einem jungen Kaufmann Sebulon Ben-Isaak war es gelungen, die Krone der Mädchen davon zu tragen. Da er seine Handelsspeculationen gern ins Große ausdehnte; so war es immer sein angelegenster Wunsch, einmal Hofbanquier zu werden. Aber bald war ihm ein Minister, bald ein Bonze, bald ein Hofnarr zuwider gewesen. Sein Schwiegervater, der Hippokra-

krates Isaschar, sahe jezt wohl ein, wie der gute Sebulon Ben=Isaak zu diesem Posten gelangen könnte. Er stellte ihm vor, daß der Monarch aus Consideration für seine Frau sich wohl nicht abgeneigt finden dürfte, ihn zu dieser Stelle zu avanciren. Sebulon Ben=Isaak, der vielleicht an seinem Vorderhaupte so gar viel nicht vertragen mochte, wollte anfangs von diesem Vorschlage nichts hören. Allein da ihn sein Schwäher öfter auf eine verblümte Weise daran erinnerte, so setzte er sich mit ihm nieder, um Bausch im Bogen zu berechnen, wie viel diese Stelle des Jahrs etwan abwerfen möchte. Zu ihrer beiderseitigen Zufriedenheit war das Sümmchen, welches sie herausbrachten, ganz ansehnlich. „Mey, sagte Isaschar, dos is doch, sall ich leeben und gesund sain, an Sümmche, welches lohnen wird der Mühe.“ Sebulon Ben=Isaak gestand ebenfalls, daß dieses Gewinstchen einer Aufopferung schon werth sey. Die Ausführung der Sache wurde dem Schwiegervater überlassen, jedoch unter der Bedingung, daß er das erste Jahr fünf und $\frac{1}{8}$ Procent von dem Gewinne, welchen der Schwiegersohn machte, baar zu ziehen hätte. Sebulon Ben=Isaak wollte anfangs nicht dran; allein da Isaschar hartnäckig darauf beharrte, mußte er einschlagen.

Die Sache wurde nun dahin eingeleitet, daß Deborah, während der Monarch bey Barsiden

wä=

wäre und ihrer Laute zuhörte, einige kostbare Perlen und Diamanten zum Verkauf darbrächte. Isaschar kam selbst sogleich hinter her, um zu beobachten, was Deborahs funkelnde Augen auf den Monarchen für einen Eindruck machen würden. Sie verfehlten ihrer Wirkung nicht: der Monarch geruhte seinen Aesculap zu fragen, wer dieses Weiblein, oder Mädchen, wäre. Isaschar gab Auskunft, und setzte hinzu, daß sein Schwiegersohn längst gewünscht hätte, Hofbanquier zu sein. „Höre nur an Isaschar, sagte der weise Buhuri, es mag ein vernünftiger Mann seyn, der Sebulon Ben-Isaak. Und seine Frau, ich muß es wohl sagen, hat so was, das mir gefällt. Ich werde ihr Gnade erweisen.“ Mehr brauchte Isaschar nicht zu wissen. Die Sache wurde eingeleitet, daß Deborah eine Audienz bey dem weisen Buhuri erhielt; und sogleich erlangte Sebulon Ben-Isaak, was er längst gewünscht hatte, erhielt auch obendrein ansehnliche Vorschüsse zu den Zahlungen, die für den Hof zu machen waren.

Der Monarch gestand gleich nach der ersten Audienz, welche er der reitzenden Deborah gegeben hatte, daß ihm dieses Weiblein ungleich besser gefalle, als die bisherige Favoritin Barsida. Diese glaubte zwar immer noch diejenige Gewalt über den Monarchen wieder zu erlangen, die sie eine Zeitlang über ihn behauptet hatte. Der Monarch, ungeachtet er hinfort der blühenden Debo-

rah

rah Gnade zu erweisen sich entschlossen hatte, war doch noch geneigt, Barsiden als ein hors d' oeuvre beyzubehalten. Darein hätte sie sich fügen sollen. Aber beleidigt, von einer Nebenbuhlerin verdrängt zu werden, wagte sie es, dem Monarchen mit einiger Empfindlichkeit Vorwürfe über seine Untreue zu machen. „Was, was? sagte der weise Buhuri, ich habe dir keine Treue versprochen. Mir, als dem Weisen, darfst du so nicht kommen!“ Und hiermit ergriff er die Knute und gab ihr einige Hiebe, daß sie vor Schmerzen auf den Fußboden sank, seine Kniee umfaßte und um Schonung bat; indem sie sich bloß aus Liebe und Zärtlichkeit für ihn übereilt habe. „Ich will mich gnädig finden lassen, antwortete der Monarch, aber von meinem Hofe kannst du dich abführen. Du kannst mit der Gnade zufrieden seyn, die ich seit etlichen Jahren — ich weis selbst nicht recht, wie lange es ist — dir erwiesen habe.“

Was der Monarch einmal beschlossen hatte, davon war er schwer wieder abzubringen, mithin stand für Barsiden nichts mehr zu hoffen. Bey dieser Gelegenheit erinnerte man den Monarchen an den Ehescheidungsproceß, den er Barsiden zu gefallen, hatte instruiren lassen.

Die Sache war von ihm rein weg vergessen, und man hatte Mühe, sie ihm wieder in das Gedächtniß zurück zu führen. Er gebot daher seinem Minister Kasappah, dem geistlichen Departement zu er-

eröffnen daß Barsida ihren bisherigen Gemtan behalten sollte.

Bald darauf fing es dem Monarchen an, wieder in etwas zu gereuen, weil der Instinct, Barsiden Gnade zu erweisen, sich nach gerade wieder einfand; allein der Leibarzt Jsaschar wuste ihn durch Gründe zu überzeugen, daß sie entlassen sey.

Funfzehntes Kapitel.

Die Sache kommt zur völligen Entscheidung.

Der Oberbonze, welcher wohl empfand, woher der Wind kam, hielt es nun für gut, die Affaire zu endigen, da selbst von dem Monarchen ein Ausspruch darin gethan worden.

Barsida, wir wissen nicht wie es kam, mußte nun selbst nebst ihrem guten Virivi vorstehen; und der Eindruck, den sie auf die ganze ehrwürdige Versammlung machte, glich gewissermaßen demjenigen, den die schöne Helena, lockern Andenkens, auf die Väter Trojens machte, so daß diese Ehemänner, wenn uns Homer nicht etwas vorgelogen hat, ihre siebzig Jahre gar kläglich beseufzten. Doch wir gehen zu wichtigern Dingen über.

Da bey diesem Prozesse nicht viel mehr zu gewinnen war, und der Monarch schon einen Ausschlag hatte geben lassen, so faßte man endlich die

völlige Entscheidung darüber ab. Sie war folgenden Inhalts: „Da alle vorgebrachten Klagpunkte gegen Virivi gehörig untersucht und nicht zureichend genug befunden worden, immaßen erstens Klägerin den Beklagten, nicht, wie sie zwar angebracht, wider Willen geheyrather habe, zweitens aber gedachten Virivi, obschon er im Schlafe dann und wann irre rede, und irre geredet habe, als dergleichen sich oftermalen bey vielen Leuten finde, dennoch seines Verstandes, wie der Augenschein auch sattsam lehre, sehr wohl mächtig sey, und so auch drittens vorgebrachter Klagpunkt, wegen ehelicher Insufficiens ganz und gar nicht zulässig sey, angesehen es doch sonst seine erforderliche Richtigkeit habe, viertens aber, der Punkt der Untreue nicht erwiesen worden, vielmehr Beklagter sich dagegen genugsam gerechtfertigt, und endlich fünftens der Mangel eines Ohres zur Scheidung nicht qualificirte, immaßen Mann und Frau auch in weit größerm Leide bey einander aushalten müßten, auch Ohren und ähnliche Gliedmaßen nicht wesentlich zum Ehestande erfordert würden; als wäre deshalb Klägerin, obbenannte Barsida, zur Ruhe zu verweisen und ernstlich dahin zu bedeuten, sich fördersamst mit mehrgedachtem Beklagten, ihrem rechtmäßigem Ehemann, als eine rechtschaffene Ehefrau wieder auszusöhnen, sich pflichtschuldigermaßen demselben nicht zu entziehen, oder auf sonst eine Weise in seinen iuribus conjugalibus und maritalibus zu beeinträchtigen

tigen oder zu verhindern, und sich hinführo eines friedsamen Lebens, dem Ehestand zu Ehren, gebührlichst zu befleißigen.“

Hiermit war, wie man sieht, die Sache abgethan. Barsida ließ sichs gefallen, den guten Vivivi wieder zum Mann anzunehmen, ja es war ihr so gar angenehm, wieder in den vorigen Zustand versezt zu werden, da sie, wider ihr Vermuthen, die bisherige wichtige Rolle am Hofe hatte abgeben müssen.

Viviri war äusserst entzückt, seine liebe Barsida endlich wieder heimzuholen. Das Glück hatte sich vorgenommen, ihn jezt ganz besonders zu benedeyen, indem ihm diejenige Stelle im Oberbarbierdepartement, worauf er schon die Expectanz hatte, ich meine die Oberaufsicht über die königlichen Clistirspritzen, allergnädigst conferirt wurde.

Wie er in der Folge mit seiner theuren Barsida gelebt habe, kann den meisten unserer Leser gleich viel gelten; und hiermit hat diese Geschichte ein glückliches Ende.

Heinrich Wilibald,

eine

Geschichte neuerer Zeit.

(ridendo dicere verum.)

Meine ehrenwerthen Leser mögen entscheiden, ob ich die Ehestandsgeschichte aus morgenländischen Urkunden, von welchen die vorhergehende eine Probe ist, künftig fortsetzen soll. Wo nicht, so erzähle ich ihnen Dinge aus unserm Zeitalter, die nicht ohne Belehrung für sie seyn dürften. Eine solche wird hoffentlich die nachfolgende seyn. Ich habe den ehrlichen Wilibald, (ich kenne ihn sehr genau) dazu vermocht, mir seine Ehestandscarriere aufzusetzen. Er wollte anfangs nicht dran, infandum renovare jubes dolorem, rufte er mir ein über das andremal zu; aber, da ich ihn durch Gründe darthat, daß er dem Besten der Welt, oder doch wenigstens einem und dem andern Ehestandscandidaten dieses Opfer bringen müße, so ließ er sich endlich dazu bewegen. So mag er denn immerhin seine Freuden und Leiden selbst erzählen. Für die historische Treue kann ich bürgen. Doch diese Bürgschaft ist unnöthig, da seine Erzählung alle innern unverkennbaren Merkmale der Glaubwürdigkeit an sich trägt.

Er-

Erstes Kapitel.

Geschrieben, um den geneigten Leser zu orientiren.

„Auch aus meinen Arbeiten wird sich der Gang der künftigen Geschlechter, die Weltgeschichte der Nationen, die noch werden sollen, entwickeln. —“ „Ich habe zugleich mit der Uebernehmung jener grossen Aufgabe die Ewigkeit an mich gerissen“, sagt ein sehr kritischer Philosoph, (von dem es verlauten will, daß er berühmt seyn soll) mit liebenswürdiger Bescheidenheit von seinen Werken. — Was sich aus meiner Ehestandsgeschichte für die Nachwelt entwickeln werde, kann ich nicht wissen; aber ich wollte darauf wetten, daß ich die Ewigkeit damit nicht an mich gerissen habe. Doch wer weis? der gutmüthige Horaz hätte sichs nicht träumen lassen, daß er nach achtzehnhundert Jahren noch der Liebling der geschmackvollsten Leser bey einem Volke seyn würde, welches zu seiner Zeit in Thierhäuten einhergieng, und von Wurzeln und Eicheln lebte. Das Glück waltet augenscheinlich über das Leben der Bücher! Was hindert also, anzunehmen, daß diese meine Ehestandsgeschichte auch nach Jahrtausenden von den Nachkommen, der jetzt am Kaukasus herumstreifenden Horden werde gelesen und wie sichs von selbst versteht,

steht, bewundert werden.“ Was hindert, mir die angenehme Perspective vorzuzaubern, daß, wenn einst unsere Litteratur den Kalmucken oder Tschubaschen das seyn wird, was uns gegenwärtig die römische, mein Buch als ein Autor classicus von den jungen hoffnungsvollen Kalmucken dürfte exponirt werden.“ Ich sehe schon im Geiste, wie es in einen Bücherriemen geschnallt in die Gymnasien geschleppt wird, und ein geschmackvoller Conrector seinen lieben Eleven die ausgezeichneten Schönheiten meines Werckchens zu versinnlichen sucht. Freylich möchte eine und die andere neidische Seele wohl einwenden, daß ich mir das nicht einbilden sollte, was selbst ein Horaz zu hoffen, nicht das Herz gehabt hätte. Dawider mag ich denn auch, sehr guter Gründe wegen, nicht streiten. Meinem Verleger — dafür stehe ich — wird es gleich viel gelten, ob sich dieses Product in den Revolutionen der Zeiten so lange erhalten möchte, oder nicht. Um aufrichtig zu seyn, bekenne ich von mir desselbe. Desto nützlicher könnte es aber für das gegenwärtige Zeitalter seyn.

Meine mehrmaligen Ehestandsversuche sind mir, was ich gleich im Voraus gestehe, etwas theuer zu stehen gekommen; ich habe mir aber praktische Lebensweisheit, die wir weder mit auf die Welt bringen, noch aus tiefgedachten Werken schöpfen können, dadurch erworben. Ein reges sympathetisches Gefühl von Humanität hat mich ange-

gespornt, diese Erfahrungen gemeinnützigeer zu machen; denn es ist doch gewiß achtungswerth, und verdient einen traulichen Händedruck, wenn ein Wanderer, der auf der Lebensreise schon etwas fortgerückt ist, seinen nach ihm reisenden Mitbrüdern es sagt, wo gute oder schlechte Wirthshäuser sind; wo man Gefahr läuft bestohlen zu werden, Prügel zu bekommen und dgl. m. der heilige Ehestand gleicht einem solchen Wirtshause. Es liegt gerade da, wo eine wichtige Station des Lebens zu Ende geht, und ein Stillager nothwendig ist. Das ausgehangene goldene Schild ist sehr groß, und wer sich die Mühe nimmt, es durchzulesen, wird gestehen, daß gewaltig viel darauf ausgeboten wird. Allein die innere Wirthschaft mag nicht immer die beste seyn. Ich bin wenigstens ein paarmal sehr schlecht darinn bedient worden, habe auch einmal einer Schlägerey mit beygewohnt, wo ein handvester Balsensulphertäger mit seinem schweren Knotenstocke uns Andern dermaßen zusammen bläute, daß man mich und noch ein Paar von unserer Gesellschaft in Backtrögen wegschleppen mußte. Was ich hiermit sagen will, wird der aufmerksame Leser im Folgenden verstehen.

Bey dem Allen will ich bekennen, daß ich immer noch eine gewisse Achtung dafür beybehalten habe. Ich kann es auch durchaus nicht leiden, daß man den lieben Ehestand zum Gegenstande unnützen Spottes macht, um wenigstens dann,

wenn man die unkosmopolitische Absicht dabey hegen sollte, ehrliche gutmüthige Gesellen vor jenem bekannten Wirthshause vorbey zu scheuchen. Wer sich ruhig und stille darin verhält, kommt, habe ich bemerkt, doch immer so mit heiler Haut davon, und wer sonst genügsam ist, und mit dem, was da ist, fürlieb nimmt, aus einer gewöhnlichen Küche keine Seespinnen, oder Schnepfenpasteten erwartet, der wird auch nicht klagen dürfen, daß man ihn Hunger habe leiden lassen. Zu dieser heilsamen Genügsamkeit sollten wir uns frühzeitig gewöhnen, und wir wären auf jeden Fall besser dran. Das ist aber, bekanntermaßen, nicht jedes Menschen Sache, und dann — habeat sibi!

Zweytes Kapitel.

Als ich im neunzehnten Jahre nach Göttingen auf die Akademie kam, erschien mir die Welt rings um von der lachendesten Seite; denn die heitre Farbe unserer Seele verbreitet sich in diesen Jahren über alle äussere Gegenstände in der Nähe und in der Ferne. Diese Welt war mir die Beste; denn ich hatte mehr Geld, als ich brauchte. Was ich daher von den nothwendigen Bedürfnissen des Lebens übrig behielt — das war allerdings etwas

Namhaftes — verwendete ich zu andern Ausgaben, von denen ich mir hatte sagen lassen, daß sie mir zur Ehre gereichten. Ich spielte ein sehr gutes l'Hombre, und trank gern ungarischen Wein. Denn so manche junge hoffnungsvolle Gelehrte in Göttingen sehen es sehr deutlich ein, wie sehr sie sich beschimpfen würden, wenn sie bey ihren gegenseitigen Besuchen keinen ungarischen Wein vorsetzen wollten, wofür es mit unter billig ist, daß die Herrn Väter zu Hause ihren Durst mit Wasser stillen. Auch befand ich mich unter der bessern Kaste, welche in Absicht der feinen Lebensart den Ton angab. Es war wirklich ein sehr guter Ton, wovon sich der am besten überzeugen kann, der Augenzeuge desselben gewesen ist; wenigstens behaupteten alle diejenigen, die nie einen gesetzten Engländer gesehen hatten, worunter wir natürlicher Weise selbst gehörten, daß wir vollendete Gentlemens wären. Was fehlte uns auch dazu? Wir tranken fleißig Punsch, aßen zu Mittage Rostbeuf, weil wir es auf deutsch nicht zu nennen wußten, baxten uns zu Zeiten ein wenig, waren sehr ungezwungen gegen die Damen, was freylich unsere scheelsüchtigen Neider Ungeschliffenheit nannten, und trugen unsere runden Hüthe, gerade so, wie man sie in London tragen soll. Den Kopf anzustrengen hielt ich eben nicht für nöthig; denn was hat man am Ende für Gewinn davon? Unser Wissen ist leider! ein bloßes Stückwerk, und

ich fürchte nicht, daß jemand das Herz wird haben wollen, richtiger darüber zu urtheilen, als der Apostel des Herrn. So bald ich absolvirt und meine Ehrenschulden bezahlt hatte, ging ich wieder nach Hause, und dachte über die Absicht nach, weshalb man auf Akademien zu gehen pflegt.

Drey und zwanzig Jahre waren, wie man sieht, mit Ehren zurücke gelegt worden; wenigstens hatte ich nicht ermangelt, meinem Geldseckel Ehre zu machen. Was ich nun eigentlich anfangen wollte, oder sollte, wußte ich vor der Hand nicht. Kommt Zeit kommt Rath, war jederzeit einer meiner bewährtesten Grundsätze. Ich überlegte daher die Sache mit meiner Neigung sowohl als mit meinem Vermögensbestand. Man muß wissen, daß Gott meinem verstorbenen Vater im Irrdischen reichlich gesegnet hatte. Nachdem er sich nämlich im Schlesischen Kriege als Lieferant um die kaiserliche Armee äusserst verdient gemacht und den gerechten Lohn dafür in Sicherheit gebracht hatte; so verheyrathete er sich darauf mit einer Kaufmannstochter aus Hamburg, genoß mit ihr das Glück des Lebens, welches eine rechtschaffene und wohldotirte Gattin gewähren kann, machte, zur Erbauung seiner Mitchristen, eine milde Stiftung für das Hospital, zufolge welcher den Hospitalweibern jedesmal an seinem Namenstage eine scharfe Bußvermahnung gehalten wurde, erwarb sich auch manche andere unverkennbare Verdien-

dienste um die menschliche Gesellschaft, wovon ich nur ein einziges anführen will, nämlich, daß er Mir zu meiner Existenz verholfen hat. Durch was für Mittel er sein Vermögen von Zeit zu Zeit vermehrte, kann dem Leser gleichgültig seyn. Mit einem Worte: Ich fand nach meinem Abgange von Göttingen, daß ich ein Thor hätte seyn müssen, wenn ich so eine gelehrte Weisheit hätte einsammlen wollen, um tägliches Brod damit zu erwerben. Dafür hatte mein thätiger Vater ungleich besser gesorgt. Was also zu thun? Ich kündigte einen ansehnlichen Theil der, mir zugefallenen, Capitalien auf, und kaufte mir ein Ritterguth in einer anmuthigen Gegend um B. doch war es meine Absicht nicht, mich hier sogleich niezulassen und zu vegetiren. Nein, ich wollte erst die Welt sehen. Denn daß es noch Mancherley in der Welt gäbe, wovon ich in Göttingen nichts gehört und gesehen hatte, vermuthete ich beynahe. Ausserdem hatte ich mir auch sagen lassen, daß das Reisen seinen sehr guten Nutzen habe und gewitzte Leute mache. Ich machte mich also reisefertig. Wohin? das würde sich finden.

Hamburg z. B. hatte mir jederzeit werth geschienen von Leuten, die Kopf hätten, gesehen zu werden. Wenigstens hatte ich in Göttingen verschiedenemale frische Austern gegessen, die von Hamburg her waren spedirt worden, und ich muß gestehen, daß sie mir behagten. Auch fand ich

das Hamburger Rindfleisch ungleich besser, als das Göttinger, und was dergleichen interessante Dinge mehr waren. Nicht zwar als wenn ich gerade dieserhalb eine Reise dorthin hätte machen wollen, so muß ich doch bekennen, daß ich theils durch solche Dinge, theils durch den Correspondenten vorläufig auf diese ansehnliche Stadt aufmerksam geworden war. Als ich abreisen wollte, vermuthete ich aus guten Gründen, daß sich dort ein Groschen Geld mit Anstand würde ausgeben lassen, und ich versahe mich folglich damit bestmöglichst. Ein guter Freund rieth mir, so fern ich in ansehnliche Häuser Zutritt zu haben wünschte, mich mit Empfehlungsschreiben zu versehen. Die bekam ich denn auch von verschiedenen Personen. Ich hätte sie eigentlich nicht nöthig gehabt; denn eine gefüllte Goldbörse macht sich schon von selbst Platz. Wenigstens möchte ich in großen Handelsstädten seiner Tugend wegen niemand empfehlen, sofern er zugleich die Untugend hätte, kein Geld zu haben. Denn nach banco berechnet, rentirt jene Kleinigkeit so viel als nichts.

Was ich für einen Plan bey dieser Reise hatte, wird hoffentlich der Leser so ziemlich übersehen können. Ich gestehe auch ganz aufrichtig, daß ich nicht willens war, mich nachher durch eine Reisebeschreibung um die Wohlfarth meiner Mitmenschen verdient zu machen, wiewohl ich jedoch desfalls eben so gut an fait war, als die Herrn Kos-

mopoliten mit verschnittenen Haaren und großen Knotenstöcken, die mit Bleyfeder und Schreibtafel versehen auf den Landkutschen und Posten die Länder, als blinde Passagiere, durchfliegen, und von den in statistischen, politischen, ökonomischen, und andern Fächern äusserst wohl unterrichteten Postillionen und Schenkwirthen die interessantesten Nachrichten einziehen, und aus Menschenliebe auf Pränumeration drucken lassen. Mir kam eine solche Aufopferung für die allgemeine Wohlfarth nicht in den Sinn. Ich reißte auch auf keiner Landkutsche, sondern schafte mir Bedienten und eigne Equipage an, versahe mich mit einer Menge schöner Kleider, Westen, goldenen Uhren, setzte mich auf, fuhr ab, und kam wohlbehalten nach Hamburg.

Als ich vor die Stadt kam, war ich unschlässig, ob ich mich nicht lieber Baron von Wilibald nennen wollte. Ich war schon auf dem Punkte, mich ein bißchen zu baronisiren. Aber ich weis nicht wie es kam, daß ich diese Idee wieder aufgab, ehe ich noch zur Stadt hineinfuhr. Es war auch sehr vernünftig gehandelt, daß ich das Baronisirungsprojekt wieder von mir gewiesen hatte, weil ich bald bemerkte, daß, wenn die Herrn Hamburger Kaufleute einen Fremden auf ihrer Goldwage aufziehen, der Baron eben nicht viel vorschlägt.

Meine Empfehlungsschreiben wurden abgegeben und binnen drey bis vier Tagen war ich in verschiedenen Gesellschaften eingeführt. Eine Bekannt-

kanntschaft enfilirte die andere: Man schien sich zu beeifern, mich immer mehreren guten Häusern bekannt zu machen. Die Gesellschaften in den schönen Gärten, welche die Fürsten von Tyrus und Sidon um Hamburg herum haben anlegen lassen, waren auserlesen. Nachmittags um 6 Uhr kamen wir zusammen und spielten, sodann speißten wir, gaben den Bedienten ein ansehnliches Trinkgeld, verfügten uns wieder nach Hause und verdauten. Die beyden erstenmale habe ich um einen Ducaten Einsatz gespielt, etwas Namhaftes (es betrug zwey hundert Thaler) an die Damen verloren, und niemand zweifelte im Geringsten, daß ich ein interessanter junger Mensch wäre, der sich schon sehr formirt hätte.

Von den dasigen Gelehrten habe ich keinen persönlich kennen lernen, weil ich es für pedantisch hielt, Bekanntschaft mit Männern meines Standes zu suchen; zudem versicherte mir auch ein junger Kaufmann, daß man sich schlecht unter ihnen amüssirte, weil sie den Fehler aller Gelehrten an sich hätten, von unnützen Dingen zu sprechen, und den Mann, der Geld hätte, zuweilen wohl gar über die Achsel anzusehen. Ich war zwar auch ein wackerer Gelehrter, aber ich bin mir bewust, daß ich mein Wissen nie zur Schau trug. Denn mir fiel es nie ein, klüger seyn zu wollen, als andere ehrliche Leute. Unter den Damen gewisser Cotterien wurde ich geschwind accreditirt; denn ich war

geleh=

gelehrig und lernte den guten Ton, der mir unter ihnen forthalf. Ich übte mich, in einer Secunde wenigstens zweymal zu lächeln, sprach von Spiel und den neuesten Moden mit aller erforderlichen Ernsthaftigkeit, von andern Dingen hingegen, z. B. von Kirchen und Schulen mit der dahin gehörenden Frivolität, war fähig eine Dame innig zu bedauren, daß ihr ein Liebhaber untreu geworden war, und über den ehrlichen Tropf von Manne zu lachen, der das Einnisten eines Ehevicars nicht merkte, und, altväterischer Weise, in seinem Comtoir sich abarbeitete. Im Medisiren hatte ichs in wenig Wochen ziemlich weit gebracht. Genug ich war ein aimable étourdi, der zuverlässig sein Glück in der Welt machen konnte. Es kam nur auf mich an, es dem günstigen Zufalle zu überlassen, in was er mich versetzen wollte.

Zu einem Ehrenamte empfand ich keine Neigung; denn zufolge meines Scharfsinns hatte ich bemerkt, daß Aemter, meistentheils geniren. Wäre ich von Adel gewesen, und hätte die gehörigen Ahnen aufweisen können; ich würde die ruhigen Domherrnstellen allen andern Stationen vorgezogen haben. Was ist köstlicher, als gesunden Leibes zu seyn? Und hier fordert den Menschen doch Alles auf, diejenige Geistesdiät zu beobachten, die für den Körper die ersprießlichste ist; weil dem harmlosen animulo, der in dem Oberstübchen haußt, durchaus nicht gestattet wird, sich in seinem Sparrwerke

werke dergestalt unnütz zu machen, daß das freie Spiel der digerirenden Maschine weiter unten dadurch gehindert würde. Da ich aber nicht so glücklich war, aus einem adelichen durch sechzehn Ahnen distinguirten Ehebette entsprossen zu seyn, folglich auf solche glückselige Stellen keinen Anspruch machen durfte; so fand ich leider! daß uns andern aus unedlem Geblüte gar keine Aemter und Würden offen stünden, wovon man bequem leben könnte, und bloß die gründlichen Kenntnisse nöthig hätte, durch welche die Domherrnstellen verwaltet werden. Mein Entschluß stand daher fest, gar kein Amt zu suchen. Ich hatte Geld und besaß ein schönes Ritterguth, konnte folglich großmüthig seyn, und armen Teufeln, die bey ihren mühseligen Studiren das liebe Brod mit beabsichten, alle bürgerlichen Aemter zu überlassen. Indeß war ich doch nicht ganz abgeneigt, mir einen Titel, der nach etwas klänge, von irgend einem Hofe, der wahre Verdienste zu schätzen wüßte, zuschicken zu lassen, z. E. den Hofrath, Kriegsrath, Oekonomierath oder sonst ein Prädicat, welches der Attention eines Leichenbitters nicht unwerth seyn dürfte. Der Kriegsrath, gestehe ich, kam mir unter seinen Mitbrüdern am aller ehrwürdigsten vor. Zum Ehestande empfand ich sehr große Lust, denn das Hagestolzengeschlecht war durchaus nicht nach meinem Sinne. Ein liebes Weiblein zu haben, hielt ich, seit den Jahren, da ich Romane

ge-

gelesen hatte, für das Höchste der menschlichen Glückseligkeit. Im Arme der Liebe müßte sichs recht wohl ruhen — dies war meine ganze Theorie vom Ehestande. Wie weit ich damit ausreichte, wird der Leser zur rechten Zeit erfahren.

Schon in Göttingen hatte ich ein paarmal den zärtlichen Entschluß gefaßt, nebst den dort mir erworbenen Wissenschaften auch ein braves Weiblein mit nach Hause zu nehmen. Das Glück hatte aber meine Wünsche nicht begünstigen wollen. In einem gewissen Hause, wo ich mit der ältesten Tochter auf einem bal paré angenehme Bekanntschaft gemacht und von ihrem vortreflichen Charakter ganz bezaubert worden war, zeigte man so wenig Lebensart, mir so gar den Zutritt zu ihr zu versagen. Da ich aber standhaft war, und das Mädchen ihres herrlichen Charakters wegen dennoch sprechen wollte, so nahm man sich die Freiheit, meinem brittischen Edelmuthe ein paar deutsche Grobheiten (was sie Mir wenigstens zu seyn schienen) entgegen zu setzen, daß auf einmal mein ganzer Muth dahin sank. Ich war leider! gezwungen, das trefliche Mädchen zu vergessen.

Kurz darauf hatte ich bey einer solennen Schlittenfahrt, wo wir Göttinger jungen Gelehrten unsere Anglicismen ungleich freyer, als auf dem Tanzsale, spielen lassen konnten, das Glück, mit einer Hofrathstochter, genauer bekannt zu werden. Indem

dem ich auf meiner Pritsche ein kleines geistvolles Gespräch mit ihr anspann, so entdeckte ich den Augenblick, daß das Mädchen, bey einem sehr guten Herzen auch viel Geistespolitur besäße. Man kann denken, daß auch ich meine beste Lebensart zu zeigen suchte: Ich knallte nämlich mit meiner Hetzpeitsche drauf los, und schwur in einem wiederholten god damn me, daß ich dem Vorreiter den Hals brechen wollte; warum? das wuste ich eigentlich selbst nicht. Genug, als die Schlittenfarth geendigt war, fand ich, daß das Mädchen an mir nicht wenig Behagen fand. Sie freute sich unendlich, mit einem jungen Manne, der so viel Welt und dabey einen so edlen Charakter hätte, näher bekannt geworden zu seyn. Ich poussirte die Sache weiter, wurde von ihrem Vater ein paarmal zu Tische gebeten, schrieb einige zärtliche Billets, worauf ich die Antwort noch empfangen soll, und ehe vier Wochen in das Land gingen, führte ein fataler Buchhändler meine Göttin im Triumphe nach Hause. „Zweymal hintergangen? Armer Wilibald!“ rufte ich aus. Doch ich ließ mir diese kleinen Leiden nicht an das Herz gehen, fest entschlossen, wenigstens in Göttingen meine Künftige nicht zu suchen. Lieber wollt' ich, wie Elieser mit seinem Maulesel in ein fremdes Land ziehen, und es dem gütigen Geschick überlassen, was es mir zuführen würde.

Doch der Leser weis, daß ich nach Hamburg gereißt war; und was da mit mir vorgieng, soll er im folgenden Kapitel erfahren.

Drittes Kapitel.

Es wird ernstlich ans Heyrathen gedacht.

Daß ich manche sehr interessante Frauenzimmerbekanntschaften in Hamburg gemacht hatte, weis der Leser allbereits; daß Viele darunter meinen Beyfall hatten, wird er vermuthen können; daß ich wohl gelitten war, parce que ce jeune homme faisait éclater infinement d' ésprit, versteht sich von selbst; daß so manches zärtliche Herz im Stillen für mich schlug, versteht sich ebenfalls von selbst; daß hin und wieder Plane zu meiner Eroberung angelegt wurden, wird niemanden befremden, wenn er sich erinnern will, daß ich bei meinen übrigen gar nicht gemeinen Talenten, hübsches Geld hatte. Was meinen Charakter betrift, so war es entschieden, daß er vortreflich seyn müßte, weil ich mich in den besten Gesellschaften in den darin herrschenden Ton sehr gut zu finden wußte. Welches Mädchen hätte sonach in meinen Armen nicht die glücklichste ihres Geschlechts werden müssen?

sen? Und welche Ansprüche hatte ich nicht selbst zu machen? doch zur Sache!

In dem soliden Hause des Kaufmanns Korbius bemerkte ich, daß mir die Dame mit vorzüglicher Achtung begegnete. Ich wurde oft zu Gaste gebeten; Es war allemal so arrangirt, daß ich entweder mit ihr, oder mit ihrer liebenswürdigen Tochter an einen und denselben Spieltisch kam. Die schönen Augen der Letztern versetzten mich jedesmal in eine solche Zerstreuung, daß ich beträchtliche Sümmchen darüber verlor. So oft bey dem Kartenabheben mein kleiner Finger die Oberfläche ihrer zarten Hand berührte, durchströmte mich gleichsam ein elektrischer Funke. Sprach sie bey Tische z. B. vom Schauspiele, oder von dem Hamburger Musenalmanach, so schien die Muse jener Dichtungen selbst mit mir zu sprechen. Wiewohl ich selbst ungemein viel Geschmack hatte, so war ich doch unpartheyisch genug, mir zu gestehen, daß der ihrige den meinigen bey nahe überträfe. Spielte sie auf dem Flügel, so entschied ich ohne Anstand, (wiewohl ich nie eine Note Musik gelernt hatte,) daß sie den berühmten Karl Philipp Imanuel Bach wenigstens an Feinheit unendlich weit hinter sich lasse. Was hindert, dachte ich sehr ernsthaft, dich um diese Huldin, diese seltene Zierde ihres Geschlechts, zu bewerben? Herr Korbius war ein reicher Mann, der neben der Tochter auch mit

Du-

Ducaten dienen konnte; allein — so niedrig dachte ich nicht! die möchte er behalten, wenn ich nur die Tochter heimführen könnte!

Verliebt war ich, wie man sieht, hinlänglich, um ernsthafte Anstalten dazu zu machen. Ich brauchte noch eine Mittelsperson; und die fand sich.

Das Glück hatte mir einen edlen Freund zugeführt, dessen Treue ich zufälliger Weise auf einem Kaffeehause bestens erprobt hatte. Wir spielten nämlich einige Partien Billard, und tranken für einen Laubthaler Punsch. Was mich sogleich für ihn einnahm war, daß er ein Vierteljahr in London gewesen und sich in einen vollkommenen Britten travestirt hatte. Wir gingen als ein Orestes und Pylades vom Kaffeehause, freuten uns gegenseitig, so interessante Bekanntschaft gemacht zu haben, schüttelten einander auf gut brittisch die Hand, und waren die vertrautesten Freunde. Wer Er seines Zeichens war, wußte ich vor der Hand selbst nicht, denn ich sah bloß den Menschen an. Dieser junge Mann, Namens Rulf, hatte im Korbiusschen Hause als Kaufmannsbursche in der Lehre gestanden, und nachher einige Reisen gemacht, um berühmte Handelsstädte zu besehen. Bald darauf hatte er sich etablirt, aber binnen zwey Jahren seinen Laden wieder zugeschlossen. Jetzt hielte er sich meistentheils in Petersburg auf, und reißte zu Zeiten nach Deutschland, in Geschäften verschiedener Petersburger Kaufleute. Dies alles, den Punkt des Falliments

aus-

ausgenommen, erfuhr ich von ihm den Tag darauf, als er mich auf ein Frühstück besuchte.

Ein Liebender, oder Verliebter, bedarf eines Vertrauten, um seinem eingeengten Herzen Luft zu machen. Rulf schien mir der Mann dazu zu seyn. Ich irrte mich in ihm nicht. Er nahm an meiner Herzensangelegenheit den innigsten Antheil; und ob er gleich mit dem Korbiusschen Hause etwas ausser Verbindung gekommen war, so entschloß er sich doch meinetwegen, sie wieder zu erneuern. Ich bat, ich beschwur ihn, bey allen Gratien, bey der ganzen Mythologie, bey der Unveränderlichkeit unserer Freundschaft, und was weiß ich, bey was mehr? in dieser wichtigen Sache nicht zu zögern! Er versprach alles, was ich wollte.

Nach wenig Tagen brachte er mir den gewünschtesten Rapport, erzählte voll inniger Theilnehmung, daß Mamsell Korbius sterblich in mich verliebt sey; daß es aber von Seite des Vaters einige Schwierigkeiten absetzen würde, mich zu seinem Schwiegersohn zu machen, indem er geneigter sey, seine liebe Ernestine an einen Kaufmann zu verheyrathen, den er sich in der Handlung associiren könnte. Doch vielleicht, setzte er hinzu, würde er sich am Ende fügen müssen, wofern ich mich nur seiner Leitung anvertrauen wolle.

Den Tag darauf wurde ich zum Abendessen eingeladen und ich gestehe, daß ich eine klägliche

Fi-

Figur dabey machte. Ich war so blöde, als es kaum ein Ladenjunge aus Ritzebüttel seyn kann, der zum erstenmal nach Hamburg kommt, und einem angesehenen Banquier vorgestellt wird; denn mein Freund Rulf hatte es der Mutter sowohl als Ernestinen in Geheim anvertraut, daß ich ernsthafte Absichten hätte. Die Mutter blieb sich in ihrer Artigkeit gegen mich gleich, die Tochter hingegen that etwas zurückhaltend, unstreitig, weil sie Mich so verlegen sahe. Zwar versuchte ich verschiedenemale einen recht unterhaltenden Discour anzuspinnen, aber kein einziges von meinen Geistestalenten wollte ansprechen; das Innere meines Kopfs glich an Dürre einem Bimpsteine! Desto tumultuarischer ging es hingegen in meinem Herzen zu. Ich empfand es mit aller Lebhaftigkeit, daß die zärtlichsten meiner Empfindungen, so zu reden, handgemein geworden waren. Dies fühlte ich, und suchte daher recht vorsichtiglich diese Symptomen zu verbergen. Sprach Ernestine mit einem andern in der Gesellschaft, so konnte ich zwar nicht umhin, meine furchtsam = bescheidenen Blicke dahin promeniren zu lassen; aber ich zog sie pfeilschnell wieder zurück, so bald ich fürchtete, daß sie selbst oder jemand anders es bemerkte. Leider! hatte man es allgemein, und sich traulich einander in die Ohren gezischelt, daß ich entweder dringende Wechselschulden haben müßte, die mich so verlegen machten, oder — und dies war die einstimmige Meinung der

Damen — in Mamsell Ernestinchen inamovirt sey.

Mein werther Freund Rulf benahm sich desto unbefangener, tändelte und scherzte mit meiner Göttin, und sie mit ihm, auf eine äusserst vertrauliche Weise.

Gegend Abend wurde eine Promenade vorgeschlagen, und man denke sich die Mortificalien! Meine angebetete Ernestine gab nicht mir, sondern meinem Freunde Rulf ihren Arm; und so oft ich mit ihr sprechen wollte, bekam ich nur *lakonische* Antworten. Das, dacht' ich, sind nicht die besten Aussichten! Aber mein Verstand, von dem sich die Leser hoffentlich keine geringe Vorstellung machen, verwies das ängstliche Herz zur Ruhe. Mein theurester Freund Rulf kam den folgenden Tag wieder zu mir und versicherte, daß Ernestinens Herz, wie er sich ausdrückte, recht zärtlich für mich schlage; ich würde in kurzen der glücklichste Sterbliche unter dem Monde seyn, nur standhaft müßte ich bleiben. Ich würde, fuhr er fort, es ihr gar nicht übel deuten können, daß sie diesen wichtigsten Schritt im menschlichen Leben mit aller möglichen Bedachtsamkeit thun wolle. „So wird dann, erwiederte ich ihm hocherfreut, der Sieg endlich des Kampfes Lohn seyn". Ich werde den Engel, als die Meinige, an dieses tieffühlende Herz drücken können!" „Wie anders!" erwiederte mein werthester Freund Rulf. „Trauen Sie mir zu, mein

mein Bester, daß ich das weibliche Herz kenne; alles was ich zur Zeit beobachtet habe, bürgt mir hinlänglich dafür, daß Sie geliebt, mit innigster Zärtlichkeit, geliebt werden. „O daß Sie wahr redeten!“ fiel ich ihm hastig ein. „Verlassen Sie sich auf mich, fuhr er fort, Sie werden, Sie müssen, zum Ziele gelangen. Oder verkennen Sie Ihre eigenen Vorzüge so sehr, daß Sie sich gar keine Wirkung davon versprechen?„ Er schwieg, und wo ich nicht irre, versuchte ich mit aller Bescheidenheit mir meine Vorzüge vor Augen zu stellen. „Freund, fuhr er fort, Ihre Talente, Ihre gefällige Art sich zu benehmen, Ihre Person, (hier lauschte ich etwas jungfräulich nach dem seitwärts hangenden Spiegel) Ihr artiges Vermögen, (hier schlug ich ganz leise an meine Tasche, die freilich in Hamburg etwas leer geworden war) Ihr gefälliger Witz, (ich war wirklich mitunter ein recht ausgemachter Spaßvogel) Ihr unvergleichlicher Humor, von Ihren Kenntnissen will ich jetzt gar nicht sprechen, (daran that er sehr wohl) welche Ansprüche auf die glänzendesten Eroberungen! Es kommt nur auf Sie an, in Amors Kriegen ein Cäsar zu seyn!“ „Ja ich will es seyn, Freund, antwortete ich ihm, ich werde siegen und Hymenäus soll den Frieden vermitteln.“

Daß ich ein Cäsar seyn könnte, machte wirklich einen mächtigen Eindruck auf meine feuerfangende Einbildungskraft. Ich wollte es nun auch

seyn! Unsere Verabredungen waren jetzt ganz bestimmt. Binnen vier und zwanzig Stunden wollte ich mich dem Mädchen, der Mutter und, zum Ueberfluße, dem alten Herrn Korbius freymüthig entdecken. Zu dem Ende wurde mein werther Freund Rulf voran geschickt, um mit seinen leichten Truppen vorläufig den Feind zu harceliren.

Ich machte meine Aufwartung, Ernestine that gegen mich etwas zurückhaltend, zu sprechen vermochte ich nur wenig, und von dem, was zur Sache gehörte, gar nichts. Mit einem Worte, es würde bey diesem feyerlichen tête — a — tête schlechterdings nichts von Bedeutung geschehen seyn, hätte ich nicht den erstaunlich pfiffigen Einfall gehabt, Ernestinen beym Abschiede eine schriftliche Liebeserklärung in ihre kleine Hand zu drücken, die so herzbrechend und doch dabey so deutlich abgefaßt war, daß der berühmte Mathematiker Euklides wenigstens nicht bestimmter hätte schreiben können.

Darauf wendete ich mich an die Mutter. Sie sprach mit mir, wie eine Dame von gutem Tone über dergleichen Dinge zu sprechen pflegt. Ich küßte ihr ehrfurchtsvoll die Hand, ein leiser Druck belohnte mich dafür. Ich ging, wie ich gekommen war; Madame Korbius versicherte, daß ihr nichts näher am Herzen liege, als das Glück ihrer einzigen geliebten Tochter, deren Entschliessungen oder Neigungen sie in einer so wichtigen Sache,

che, die das ganze Glück des Lebens betreffe, durchaus nicht vorgreiffen wolle. Ich überlegte lange, ob ich den Vater meine Angelegenheit eröffnen wollte; endlich aber hielt ich es für anständiger, es aufzuschieben, bis mich Ernestine selbst mit ihrem Jawort würde erfreut, entzückt haben. Dieses erfolgte. Meiner Extase darüber nicht mächtig, schenkte ich dem Bedienten, der mir sie zu meinem Geburtstage — woher man ihn erfahren hatte, weis ich nicht — nebst einigen artigen Geschenken überbrachte, zwey Friedrichsd'or nebst einem ganz neuen blauen gestickten Kleide und einer schönen Tabatiere mit dem Bildnisse der Gabriele d'Etre'es. Man sieht, in welche Philanthropie mich dieses holde Briefchen versetzt hatte! Es enthielt zwar nur sechs Zeilen; aber ich las wenigstens eine Stunde darüber, weil ich allemal nach Endigung derselben von meinem Stuhle aufsprang, in den Spiegel sahe, mir selbst Glück wünschte, und so gleich es wieder ganz heimlich durchlas. Ich konnte mich an der Lesung desselben nicht sättigen! Endlich besahe ich auch die übermachten Geschenke. Es waren Brimborions, die zwar dem Leser gleichgültig seyn können, aber für mich Millionen Werth waren; denn beyläufig gesagt, rechnet man in der Liebe so gut als in der Astronomie am häufigsten nach Millionen.

Noch wuste der alte Korbius nichts von dem Vermählungstractate, den seine Tochter und ich

mit einander abgeschlossen hatten. „Es ist doch wohl nicht überflüßig, urtheilte ich, dem Alten die Sache vorzutragen? „ Himmel! was für Bedenklichkeiten der Ehrenmann erhub! Die meisten Schwierigkeiten machte er im Betreff meiner Vermögensumstände, als von welchen er noch gar nicht gründlich genug unterrichtet sey, um eine solche Verbindung mit mir einzugehen. Er vernahm mich über Artikel, und verlangte jeden Thaler zu wissen, den ich von meinem Vater ererbt hätte, z. B. wo er jetzt als Capital stünde, und wie viel Interessen ich davon zu ziehen hätte? Ich beichtete, so gewissenhaft, als ich nur konnte; aber das war ihm immer noch nicht hinlänglich. Er forderte mehr: Ich mußte ihm so gar den gerichtlichen Kauf von meinem Gute, meine Obligationen, und jedes Blatt, welches in meinen Vermögensbestande etwas nachwies, kommen lassen. Dies alles genau durchzulesen nahm er sich ein paar Tage Zeit, und endlich erfolgte das längst ersehnte Ultimatum, des Inhalts: daß bey so gestallteten Sache kein Hinderniß mehr da sey, weshalb er mir seine Tochter nicht geben sollte. „ Bester Herr Wilibald, sagte er, indem er mich dabey väterlich auf die Schultern klopfte, liebster, bester Herr Wilibald, ich bin nichts weniger als ein eigennütziger Mann, wollte Gott ich wäre es mitunter ein Bischen mehr! Aber, glauben Sie mir, als einem Manne, der schon verschiedenerley Zeit-

läufte

läufte in dieser Welt mit erlebt hat, man hat in unsern nahrlosen Tagen zu schwimmen und zu baden, daß man mit Ehren durch die Welt kommt. Daher bin ich immer der Meinung gewesen; besser ein Thaler Geld zu viel, als zu wenig! Es ist wahr, Gott hat mich in meiner Handlung etwas gesegnet, ich kann, wie Sie sehen, mit Ehren ein Hauß machen, ich hätte auch mehrmals schon Gelegenheit gehabt, meine Tochter recht anständig zu versorgen. Aber ich bin immer der Meinung: Man thut wohl, sich nicht zu übereilen. Was kommt darauf an, ob sie ein paar Jahre früher zum Ehestande schreitet, oder nicht. Etwan, daß sie ein paar Kinder mehr bekommt? In unsern Zeiten kostet das Geld! Freylich viel Kinder, viel Vaterunser, wie man zu sagen pflegt, he he! aber die Vaterunser bringen nur von Herzen wenig ein, das ist mein Grundsatz! Da ich denn nun sehe, daß Sie so ein ganz hübsches Vermögen haben, und Ihr seliger Herr Vater ein sehr rechtschaffner Mann muß gewesen seyn; je nun! wenn es denn Gottes Wille einmal zu seyn scheint, daß wir in Verwandschaft mit einander treten sollen, so will ich Ihnen meinen Seegen dazu nicht vorenthalten, aber bey meinen Lebzeiten werde ich nicht viel mitgeben können. Denn sehen Sie nur ein, mein allerbester Herr Wilibald, es ist für einen Kaufmann nicht raison, Capitalien, die in der Handlung stecken, heraus zu ziehen; man schwächt sich

dadurch; behält man sie drinnen, so kann man sie binnen ein paar Jahren immer einmal mehr umwenden, als wenn sie herausgezogen sind. Sehen Sie, mein liebster Herr Wilibald, das ist so mein Grundsatz. Meine Tochter soll zwar etwas ausgeworfen haben; aber ich gebe Ihnen nur alljährlich die Interessen, bis etwan mein Siegmund heraufwächst und Compagnon bey mir werden kann.“

Ich merkte wohl, daß ich bey meinem künftigen Schwiegervater mit einem Kaufmann zu thun hatte, der einsahe, wozu das Geld zu gebrauchen wäre. Es war andem, Ernestine hatte ganz ansehnliche Partien gehabt, die sich aber um deswillen wieder zerschlagen hatten, weil der alte Korbius mit nichts hatte herausrücken wollen. Indeß was hatte ich nöthig auf klingende Münze zu sehen. Ueberwog Ernestine nicht alle Millionen, die in den sämtlichen Handelshäusern Hamburgs zu finden seyn mochten? Würde ich nicht unedel gehandelt haben, wenn ich auch nur die mindeste Rücksicht auf die vielgeliebten Ducaten des guten lieben Korbius nehmen wollte? Würde ich nicht werth gewesen seyn, daß jedes liebende Pärchen Steine aufgehoben, mich zu Tode gesteinigt, zu Pulver gebrannt und meine Asche zum warnenden Beispiele für alle diejenigen, die den Amor zu einem Merkur herabzuwürdigen die Frechheit haben, allen zwey und dreißig Winden Preis gegeben hätte?

Noch

Noch hatte Korbius einen andern Plan, den er uns beiden sehr zuträglich ansahe, nämlich meine Kapitalien in seine Handlung aufzunehmen. Sie standen, wie er urtheilte, nicht an dem sichersten Orte. Er betheuerte, daß er dabey bloß auf seiner Kinder Bestes sähe; und was hatte ich für Ursache, daran zu zweifeln? Die Summe belief sich auf zwanzig tausend Thaler. Davon mußte ich, auf sein Zureden, den vierten Theil meinem Freunde Rulf, zu Handelsspeculationen in St. Petersburg, leihen; das Uebrige kam in seine Handlung. Doch ich will den Leser mir solcherley ökonomischen Vorkehrungen nicht weiter aufhalten. Er freut sich unstreitig recht innig mit mir, daß ich Ernestinen zur Frau bekam, und ich gestehe, daß ich mir solche theilnehmende Leser wünsche.

Viertes Kapitel.

Bleib nicht lange, deiner wart] ich mit Verlangen.

Nachdem ich mich noch einen Monat in Hamburg aufgehalten, und gleich den Gottheiten des Epikur in himmlischen Nichtsthun meine in Wonne aufgelößte Existenz fortgesetzt, mit feurigen Küssen und Umarmungen meiner angebeteten Ernestine

nestine den unsterblichen Göttern manches interessante Schauspiel gegeben, meinem edlen Freunde Rulf die verlangten Gelder vorgestreckt, mein übriges baares Vermögen in den großen Handlungscanal meines werthen Schwiegervaters geleitet, eine Menge im heiligen Ehestande benöthigter Dinge angeschaft, manches runde Sümmchen an den Hamburger Spieltischen mit Ehren verloren hatte u. s. w. so machte mein guter Korbius unserer Sehnsucht ein Ende; Er veranstaltete unsere Hochzeit.

Ich kann es wohl sagen, diese zwey Monate waren die angenehmsten in meinem Leben. Die Hoffnung spiegelt uns in diesen Tagen, wo man dem Ziele seiner Wünsche so nahe ist, das künftige konjugalische Glück mit den reizendsten Farben vor. Nichts ist in dieser schönen Perspective, welche die aufgeregte Einbildungskraft, mit vollem Feuer bis in das Unendliche erweitert, was uns nicht mit reiner Wonne erfüllte. Ich glaube, man nennt diese Zeit die Honigmonate; und wie habe ich sie geschmeckt! Ich will daher jedem liebenden Paare recht freundschaftlich anrathen, sich diese Blütenzeit der menschlichen Glückseligkeit nicht zu verkürzen. Damit meine ich nicht so viel, als wenn sie zu Jahren ausgedehnt werden sollte; nein, das zieht mancherley Unannehmlichkeiten nach sich. Es wird da zu viel von dem Vorrathe von Zärtlichkeit vorher aufgezehrt,

zehrt, mit dem sie in der Ehe selbst, ein gutes Stück ausreichen können.

Auch lernen sich die Leutchen bey dem allzulangen Zögern ein Bischen zu genau kennen, und das thut nicht allemal gut. Besser sie lernen es in der Ehe, wer dem andern am wenigsten vorzuwerfen hat. „Der Verfasser spricht sehr altklug!“ Kann seyn; wenn ich nur Recht habe!

Von meinem Hochzeittage habe ich wenig zu melden. Ich dünkte mir ein sehr glücklicher Sterblicher zu seyn! Aber die große Fete, welche meine werthe Frau Schwiegermutter mir und meiner lieben Ernestine zu Ehren veranstaltete, der Bal paré u. d. gl. waren mir äusserst lästige Dinge. Ich bin daher der unvorgreiflichen Meinung, man sollte die Weitläuftigkeiten nicht machen, wenn ein liebendes Paar zum erstenmale auf eine erlaubte Weise in die Schlafkammer gehen will. Ich schlich mich auch bey guter Zeit mit meiner Braut aus dem erleuchteten Tanzsale davon, unbekümmert was die witzigen Köpfe unter der Gesellschaft den Tag darauf Erbauliches darüber anmerken würden.

Den Tag nach der Hochzeit befand sich mein junges Weib nicht recht wohl, und ich fühlte nun schon in meiner dreyßig Stunden langen Ehe, daß Freuden und Leiden in diesem gewünschten Stande mit einander abwechseln müßten. Einige glaubten, sie habe zu viel getanzt, Andere hingegen meinten,

daß das gute Frauenzimmer, ob sie gleich in Hamburg gebohren und erzogen sey, dennoch keinen ächt dauerhaften Hamburgischen Magen besäße, und sich folglich bey dem dritten Gange eines Abendessens gar leicht übernehmen könne. Uebrigens muß ich's der Stadt Hamburg zur Ehre nachrühmen, daß ich in dem Zirkel meiner Bekanntschaften sehr considerable Verdauungskanäle gefunden habe.

Man ließ den Haußarzt kommen: Er verschrieb Ehren halber etwas Pulver und Tropfen, ging ganz unbefangen seines Weges, und versicherte, diese Incommodität werde schlechterdings keine üblen Folgen haben. Wie beruhigend diese Versicherung für das zärtliche Herz eines jungen Ehemanns seyn mußte, werden sich alle diejenigen lebhaft vorstellen können, welche so glücklich verheyrathet sind, als ich es war, oder welche wünschen, es einmal so zu werden. Ich gieng keinen Augenblick von dem Bette meiner lieben Ernestine, und sie mußte ihre ganze Zärtlichkeit aufbieten, um mich zu bereden, daß ich einige Stunden lang am Spieltische mich zerstreute.

Die Unpäßlichkeit meiner guten Frau ging bald vorüber: Ich sehnte mich mit ganzer Seele nach meinem Landgute, welches ich indeß mit verschiedenen romantischen Partien hatte verschönern lassen. Mit einem Worte: Ich kürzte meinen Aufenthalt in Hamburg ab, machte mich zur Ab-

reise

reise fertig, meine gute Frau vergoß, kann man sich leicht denken, bey ihrem Abschiede Ströme von Thränen, wir wanden uns aus den Armen unserer Freunde und Verwandten, Rulf gab uns einige Meilen weit das Geleite, versicherte, daß er uns nächstens mit seinem Besuche überraschen werde — wir gelangten, als das glücklichste Paar, das je Sonne und Mond beschienen haben, auf meinem Rittersitze an.

Hier hätte ich Gelegenheit, manches Lehrreiche und Erbauliche von den Flitterwochen zu sagen. Ich will wenigstens jedem braven Gesellen den Rath geben, sich, wenn er kann, einmal zu beweiben, damit er nicht aus der Welt gehe, ohne die Seligkeit der Flitterwochen genossen zu haben. Schade nur, daß sie wie ein Traum vorübergehen! Aber auch Träume gehören mit zu den angenehmen Zuständen unsere armen Existenz, und wir wollen ihnen deshalb durch keine Vernünfteleyen etwas von ihrem Gehalte entziehen. Freylich mögen die sogenannten Flitterwochen mit dem, was man Flitterstaat nennt, mit unter eine große Aehnlichkeit haben. Aber was thut das zur Sache? Wenn man es mit dem menschlichen Leben gar zu ernsthaft nehmen, und zu oft bey unsern Schellenkappen die Stirne runzeln will, so möchte am Ende so gar viel nicht übrig bleiben, was der Rede werth wäre. „Wenn uns der Morgen nicht zu neuen Freuden weckt, sagt ein sehr gescheuter Mann,

ich

ich besinne mich in diesem Augenblicke nicht darauf, wer er seyn mag, aber ein sehr gescheuter Mann muß er seyn," wenn uns der Morgen nicht zu neuen Freuden weckt, am Abend uns keine Lust zu hoffen übrig bleibt; ist's wohl des An- und Ausziehens werth?" Und ich behaupte hiermit getrost, daß ächte Flitterwochen uns wirklich am Morgen zu neuen Freuden wecken und uns manche Lust auf den Abend zu hoffen übrig lassen. Doch der Leser, zumal der unverheyrathete, schenkt mir unstreitig diese Lobpreisung der Flitterwochen sehr gern.

Fünftes Kapitel.

Scenen anderer Art.

Ein paar Wochen hatte ich auf meinem Landguthe in Lust und Freude verlebt, als meine liebe Ernestine einmal über dieses, ein andermal über jenes zu klagen anfieng. Bald hatte sie keinen Appetit zum Essen überhaupt, bald behagte ihr dieses oder jenes Gerücht nicht; bald sollte ich Dinge herbeyschaffen, die in der ganzen Gegend nicht zu haben waren, z. B. afrikanische Melonen, Straßburger Gänseleberpasteten, Schnepfenfricassee, zu einer Zeit, wo der ämsigste Jäger keine Schnepfe auftreiben konnte, Eyer von Kibitzen, junge Schwalben, wo es keine mehr gab, Mandelkrähen, u.

d. gl. m. Ein etwas soliderer Ehemann würde sich bey dergleichen Ausgaben vielleicht anders benommen, vielleicht sehr ernstlich die junge Frau mit ihrem Eigensinne zur Ruhe verwiesen haben. Ich hingegen war einer solchen Härte nicht fähig. Die Frau meines Schäfers hatte mich in dieser Sache aufgeklärt, und mir gezeigt, woher dergleichen Symptomen bey einer jungen Frau entständen. Konnte ich also auf etwas zürnen, woran ich selbst Schuld hatte? Nein, ich suchte vielmehr alles herbeyzuschaffen, wonach auch die sonderbarsten Launen ihres prägnanten Zustandes gelüsteten, so weit mir das immer möglich war, mochte es Geld kosten, so viel es wollte! Ich freute mich recht innig, bald einen Wilibaldischen Stammhalter wiegen zu können, und eben so innig, ihn so bald zu seiner Existenz verholfen zu haben. Mit welcher seelenvollen Zärtlichkeit blickte ich nicht, erfüllt von dieser reizenden Aussicht, auf mein liebes Weib! Und Ernestine — versicherte mir, wie eine zweyte Berenice ihrem geliebten Ptolomäus, mit allem Zauber weiblicher Empfindsamkeit, daß, wenn mich irgend ein nothwendiges Geschäft, oder eine Reise, ihren Armen entzöge, sie dann einen holden Knaben, der mein Bildniß trüge, statt meiner umarmen würde.

Ich machte auch in meinem Hause verschiedene Veränderungen, ließ einige Zimmer einreißen, und sie unbedingt nach dem Geschmacke meiner

Frau

Frau einrichten. Insbesondere wurde auf die so-genannte Wochenstube viel Fleis gewendet!

Der erwünschte Zeitpunkt kam, meine liebe Ernestine wurde von einem Knäblein entbunden, aber — leider! bey nahe drey Monate zu früh. Ich schlug den Calender nach, der aber, um mein noch nie gefühltes Entzücken der Art vollkommen zu machen, nicht mehr als sechs Monate und eine Woche von meinem Hochzeittage an, nachwies.

Eine ansehnliche Collection alter Weiber, die sich in der Wochenstube um meine Frau versammlet hatten, versicherten mir einmüthig, daß mir der Knabe wie aus den Augen geschnitten wäre, wiewohl er dem Pfortendolmetscher in Constantinopel eben so ähnlich sehen mochte, als mir. Ich betheuerte laut, daß ich mich unmöglich dazu bekennen könnte, weil ich meinen Vermählungstag zu genau wüste, als daß ich diesen Buben auf meine Rechnung setzen möchte. Man versicherte mir aber, daß es mehrere Fälle gäbe, wo Kinder mit sechs Monaten und wenigen Tagen zur Welt kämen. Meine Frau betheuerte unter andern, daß sie, während ich vor einigen Tagen einen Spazierritt gemacht, zehen Stufen von der Treppe herunter gefallen sey, dies sey, setzte sie weinend hinzu, die verdrüßliche Ursache ihrer zu zeitigen Niederkunft! Aus Liebe zu mir habe sie mich mit dieser unangenehmen Nachricht gern verschonen wollen.

Dem

Dem Küster des Orts ließ ich trotzig ansagen, daß er sich nicht unterstehen sollte, meinen ehrlichen Namen in das Kirchenbuch einzuschreiben; aber es half keine Appellation, der Name Wilibald wurde mit großen Kanzleybuchstaben eingetragen. Der Geistliche des Orts erschien, und wünschte mir ore rotundo zur Vermehrung meiner wohlgebohren Familie Glück, und nun konnte ichs nicht länger in dieser Atmosphäre aushalten. Ich ließ Pfarr, Küster, Wehmutter ꝛc. schalten und walten, wie sie wollten, nahm schleunig Extrapost, und fuhr nach **Hamburg**, freylich in einer ganz andern Absicht, als bey meiner ersten Ausflucht.

Meinen werthen Schwiegerältern war mein Besuch ganz unerwartet. Ich meldete meinem guten Schwiegervater, daß er Großpapa geworden sey. Vor Freuden darüber wollte er mich umarmen; aber ich detachirte ihn etwas unsanft von mir, und erklärte unbedingt, daß er seine wohlgezogene Tochter wieder zu sich nehmen sollte, weil ich nicht gesonnen wäre, mir Kinder in meine Familie pfuschen zu lassen, an denen ich schlechterdings keinen Theil hätte. „Lieber Herr Sohn, antwortete mein Schwiegervater sehr gelassen, es kann nicht anders seyn, Sie müssen sich gewiß und wahrhaftig verrechnet haben!“ Ohne ein Wort zu antworten, zog ich den Kalender aus der Tasche, und legte ihm meine Ehestandschronologie so deutlich dar, daß er auf einige Augenblicke verstummte.

„Aber

„Aber lieber, charmanter, Herr Sohn, fuhr er mit einem angenehmen Lächeln fort, Sie haben zwar nach dem Hochzeittage gerechnet, und freylich! da kommt das liebe Kind etwas zu früh. Aber Sie werden sich doch wohl erinnern, daß Sie meine Toch... etwas früher kennen gelernt haben!“ Herr! sagte ich, Sie sind mir ein unverschämter Patron! Ich weiß, was Sie damit sagen wollen; aber Sie irren sich sehr. „Wir sind Menschen, fuhr mein Schwiegervater etwas stotternd fort, Menschen sind wir alle, dagegen ist nichts zu sagen, und man kann wohl einmal ein Fehlerchen begehen: das ist mein Grundsatz! Wir haben alle, wie wir sind, welche begangen, und Sie hätten sich dessen eben so wenig zu schämen, als andere rechtschaffene Leute. Der Hochzeittag thut so gar viel nicht zur Sache. Sie liebten meine Tochter sehr zärtlich und feurig, und ich wollte wetten, Sie müssen es vergessen haben, daß Sie etwan einmal einen Trunk Wein zu viel gethan —“ Herr, sagte ich, treiben Sie mich nicht auf das Aeusserste, oder — hier faßte ich ihn herzhaft bey der Schulter — ich will und muß von ihrer liederlichen Tochter geschieden seyn, und das in wenig Wochen. „

Indem ich dieses unbedingt erklärte, trat der Haußmedicus in die Stube, um sich nach dem hohen Wohlbefinden des Herrn Korbius zu erkundigen. Mein Schwiegervater legte ihm den streitigen

Fall

Fall vor, und der Aesculap versicherte, daß nach dem Ausspruche des Hippokrates ein Knäblein gar wohl mit sechs Monaten und einer Woche zur Welt kommen könne. „Nun so ist es entschieden, antwortete mein Schwiegervater, daß wir hier ein solches Exempel erlebt haben!“ Der Arzt lächelte und empfahl sich.

Nachdem ich mich mit meinem werthen Schwiegervater noch eine Weile, der Scheidung wegen, gestritten hatte, kam meine verehrungswürdige Schwiegermutter von einer Kaffeevisite nach Hause, und mit ihrer Erscheinung ging es zu neuen Debatten. Sie behauptete standhaft, es wäre alles in seiner Ordnung, und gesetzt auch, daß ihre Ernestine von meiner Bekanntschaft irgend einem liebenswürdigen jungen Menschen eine kleine Freyheit verstattet habe, so wäre es absurd von mir, darüber solch Aufheben zu machen. Hätte sie doch auch nicht untersuchen mögen, was ich etwan in Göttingen für Galanterien begangen. Genug, sie fand auf der Welt nichts billiger, als daß ich zu einem schlechtem Spiele eine gute Miene machte.

Ich verlies meinen Schwiegervater mit der Bedeutung, daß er in wenig Wochen seine Tochter, samt dem lieben Enkel, bey sich sehen sollte.

Einige Tage blieb ich noch in Hamburg, und besuchte meine Bekannten, unter andern den Doctor Parstel, der mich aus dem Hippokrotes getröstet hatte. Hier erfuhr ich, was der geneigte

Leser längst wird errathen haben, daß mein schätzbarer Freund Rulf sich bey meiner Frau auf eine Art divertirt hatte, die seiner Denkungsart gemäß war.

Der arme Teufel hatte eine recht nutzbare Nebenabsicht dabey gehabt, nämlich durch eine reiche Frau sich aus seinen schlechten Umständen zu retten, hatte auch bey Ehren Korbius um sie angehalten, und alles, was vorgefallen war, treulich bekannt. Allein, da er kein Geld hatte, wollte Korbius durchaus nicht dran. Nun fügte sich's, daß Mich das Schicksal zum Mann dieses tugendhaften Mädchens auserkohr, und mein Schwiegervater arrangirte die Sache so, daß ich Rulfen fünf tausend Rthlr. vorstrecken mußte, die er ihm selbst zu geben keine Lust hatte, und wovon er versichert war, daß ich nie einen Heller wieder bekommen würde. Man sieht hieraus, daß ich Freund Rulfen seine Arbeit mit baaren fünf tausend Thalern habe bezahlen müssen. Von Rulfen war nichts mehr in Hamburg zu hören und zu sehen. Einige wollten wissen, er befände sich in St. Petersburg; Andere versicherten mir, er habe einen Baronstitul usurpirt und durchstreife, als Glücksritter, die Bäder, und wieder Andere, die mit seinen Affairen recht genau bekannt seyn wollten, sagten mir in das Ohr, er habe, um nicht Schulden wegen arretirt zu werden, sich unsichtbar machen müssen, sey zu Schiffe

gegangen und wolle in Batavia sein Glück finden. „Was kümmert uns der Bruder Liederlich?“ wird einer und der andere Leser sagen. Das glaube ich ganz gerne, aber mir war es nicht gleichgültig, da ich auf diese Weise fünftausend Thaler verschleudert hatte. Zwar wollte ich mich deshalb an meinen Schwiegervater halten, weil ich auf dessen Zureden ihm das Geld geliehen hatte. Aber er erwiederte mir, „daß ihm dieses nicht convenire.“ Er habe, versetzte er, mit sich voll auf zu thun; die Zeiten wären ohnedem so nahrlos, daß man zu schwimmen und zu baden habe, wenn man als ein ehrlicher Mann sich durch die Welt schleppen wolle.

Als ich von Hamburg abreißte, erzählte man an einem Spieltische mit vieler Gleichgültigkeit, Korbius habe vor ein paar Stunden seinen insolventen Zustand angegeben. „Der Schurke, sagte ein neben mir sitzender Kaufmann, wird sein Schäfchen schon in das Trockene geführt haben. Es ist schlimm, setzte er hinzu, daß das Bankerotmachen nirgends leichter ist, und besser gelingt, als bey uns alten Hamburgern.“ Das war eine schlimme Nachricht für mich; denn man wird sich erinnern, daß ich ihm mein baares Vermögen in die Handlung gegeben hatte. Was also zu thun? Ich übertrug die Sache einem geschikten Advokaten, und reißte in der peinlichsten Stimmung von Hamburg, nicht in die wartenden Arme meiner Frau zurück, sondern ich blieb eine Meile davon,

auf dem Gute eines alten biedern Artillerioffiziers.

Dieser gab mir den Rath, das kleine Knäblein, wegen dessen Erscheinung ich mich so sehr alterirt hätte, immerhin auf meine Rechnung zu nehmen. Wenn meine Frau sonst von gutem Charakter wäre, und ich hätte ihm ja versichert, daß ich mich bis dahin glücklich in der Ehe befunden, so sähe er nicht ein, weshalb ich mich dieses Umstands wegen formalisiren wollte. „Mädchen, die ein faux-pas gemacht haben, sagte er, werden zuweilen die besten Weiber!“

Ich. Zuweilen auch nicht.

Er. Das fatale: „Vielleicht auch nicht“ schließt sich freilich an alle unsere Hoffnungen mit an. Sie versichern mir aber doch, daß Sie Ihre Frau geliebt haben.“

Ich. Allerdings! und zwar, mit aller Zärtlichkeit, deren ein männliches Herz fähig ist.

Er. Und Sie glaubten wirklich keinen unwürdigen Gegenstand ihrer Liebe gefunden zu haben?

Ich. Ich war glücklich, so glücklich —.

Er. Und was hindert, es ferner zu seyn?

Ich. Die Schande!

Er. Lassen Sie doch sehen, welche Schande? Ist eine Person, die einmal einen Fehltritt begangen, ihre Ehre einmal einem Buben, welcher Liebe heuchelte, aber bloß Appetit empfand, Preis gegeben hat, nun durchaus ein verworfenes Geschöpf?

Ist

Ist es unmöglich, daß sie sich die verlorne Achtung je wieder erwerben könne? Glauben Sie nicht, als wollte ich die Apologie der Unsittlichkeit übernehmen. Ich finde es vielmehr sehr gerecht, daß ein Mädchen der Art die Verachtung des Publicums tragen muß. Aber so fern ein Mann unter gewissen Umständen ihr einen Fehltritt verzeihen will, wie es mit Ihnen gegenwärtig der Fall ist, so weis ich nicht, ob ihm das eine Schande seyn dürfte?

Ich. Eine Ehre doch auf keinen Fall?

Er. Sie behaupteten, daß Sie verschiedene Monate hintereinander glücklich mit ihr gelebt haben —

Ich. O ihr schönen Tagen der konjugalischen Liebe! —

Er. Unstreitig haben Sie Eigenschaften an ihr entdeckt, welche einer innigen Liebe werth waren: und so wiederhole ich meine erste Frage: Was hindert Sie, wieder so glücklich zu seyn, als zuvor?

Ich. Der frühzeitige Bube! Ach! wäre er doch nur von mir!

Er. Sie können künftig diese Freude haben! Und wenn das Weib, gegen welches Sie sich großmüthig erweisen, ein dankbares Herz hat, wie wird sie sich in der Folge mit dem wärmsten Gefühle der Zärtlichkeit an Sie anschliessen; ganz für Sie leben!

Ich. Ich begreife nicht, wie Sie ein so eifriger Vertheidiger meiner verachtungswerthen Frau seyn können!

Er. Sehr begreiflich! Man pflegt immer die Menschen nach seinen individuellen Erfahrungen zu messen. Auch meine verstorbene Frau habe ich auf die nämliche Art, wie Sie, zur Frau bekommen. Sie beseligte mich im fünften Monate mit einem Erben. Der Vorfall erweckte mir eine so unangenehme Empfindung, als wenn ich eine Contusion von einer Haubitze bekommen hätte. Indeß, was war zu thun? Als ein armer Teufel, der zur Ernährung einer Frau nichts weiter aufweisen konnte, als sein Portd'Epee, hatte ich ein ganz ansehnliches Vermögen mit der Meinigen erheyrathet. Ich gestehe, daß mir das nicht übel behagte. Genug ich überlegte die Sache eine Stunde lang mit einem guten Freunde, und entschloß mich herzhaft, mich für den Autor dieses unverhoften Erben auszugeben: Das Publikum fand auch keinen Grund, daran zu zweifeln. Ich behielt meine Frau, lebte mit ihr die glücklichsten Tage, und halte es kaum für möglich, daß ich glücklicher hätte verheyrathet seyn können.

Ich. So urtheilen Sie, lieber Herr Hauptmann, da das Wagestück gelungen ist. Aber wie oft mag das der Fall nicht seyn? Wie oft mögen sich nicht alte Galane nachher wieder in die Fami-

sie einstehlen, und — dann nach einem bewährten Sprichworte pflegt alte Liebe nicht zu rosten.

Er. Alte Liebe; ja das gestehe ich unter gewissen Einschränkungen zu. Aber selten mag es Liebe gewesen seyn. Appetit — nichts weiter!

Ich. Aber wie? Wenn selbst dieser wiederkehrte?

Er. Möglich allerdings! Ein Sperling, der sich's einmal auf einem Kirschbaume hat gefallen lassen, weis ihn wieder zu finden. Aber das soll mir doch auch niemand bestreiten: Ein Mädchen, welches in dem erwähnten Punkte sich vergessen, nachher aber das unverdiente Glück hat, mit einem braven Manne verbunden zu werden, müßte die verworfenste Seele seyn, wenn ihr nach dem alten lockern Galane wieder gelüsten sollte.

Ich. Was würde aber, ich bitte Sie, das Publikum dazu sagen, wenn ich indolent genug wäre, nachdem, was mit meiner Frau vorgegangen ist, sie zur Frau zu behalten?

Er. Das Publikum würde glauben, Sie wären, was Sie nicht seyn wollen. Es ist auch nicht immer vernünftig gehandelt, durchaus von der Meinung des Publikums abzuhangen. —"

Doch es sey an diesem Fragmente unserer ernsthaften Unterredung genug!

Der alte Kriegsknecht hatte meinen Entschluß bey nahe wankend gemacht. Nach vier Wochen langer Abwesenheit, sahe ich weiter nichts vor mir,

als

als wieder nach Hause zurück zu kehren. Unterwegs empfing ich einen Brief von meiner Frau. Hier ist er:

Mein guter Heinrich.

Schon vier Wochen lang beweine ich, getrennt von Dir, mein trauriges Schicksal. Ich habe überdies die schreckensvolle Nachricht von dem Unglücke meines Vaters erhalten. Ach Gott! was wird aus mir werden? Du mein Einziger, in dessen Armen ich Linderung meines Kummers erwarten kann, überläßt mich meinem harten Schicksale! Soll ich Dich nie wieder sehen? Dich nie an das Herz drücken, das Dich so zärtlich geliebt hat, noch so innig liebt? O laß Dich erweichen! Voll unnennbarer Sehnsucht streckt ihre zitternden Arme nach Dir aus, Deine ewig

treue

Ernestine.

„Ja ja, deine ewig treue Ernestine!" rufte ich bey dem Schlusse dieses empfindsamen Schreibens laut aus. „Wenn ich nur wüßte, wo ich die Treue bey dir eigentlich suchen sollte." Und doch muß ich gestehen, daß mich dieses Billet einigermaßen rührte. Ich konnte es nicht leugnen, daß sie mich wirklich geliebt zu haben schien. Dann wenn Alles, wie uns gewisse Philosophen überreden wollen,

in

in der Welt nur Phönomen ist, so gehört unstreitig die Liebe der Weiber in diese Kategorie. Es scheint, als wenn sie nur sich selbst in der Neigung zu uns liebten. Doch ich gebe auch dieses nur für einen Schein aus, und mag mich gern in die Metaphysik der Liebe nicht einlassen. — Der Herr von Kleist hat uns vor einiger Zeit seine hohen Aussichten darüber zum Besten gegeben. Ich muß aber gestehen, daß diese hohen Aussichten gerade so viel Reitzendes für mich haben, als die Aussicht von einem Küchenfenster nach einer Dachtraufe. Der Herr v. Kleist mag mir das nicht übel vermerken. Doch es wird Zeit, den Leser wieder in meinem konjugalischen Wohnsitz einzuführen. Zuvor muß ich ihm aber auch zu wissen fügen, daß sich sieben Advocaten, die sich in dasiger Gegend angesiedelt hatten, um jeden Unterdrückten, Beinträchtigten, Gefährteten, Verlassenen, großmüthig zu seinem Rechte zu verhelfen, und die dann und wann stockende Geldcirkulation auf eine legale Weise im Umlaufe zu erhalten, bey mir anmelden ließen, weil sie ahndeten, daß ich meine Sache vor dem löblichen Consistorio würde anhängig machen müssen. Jeder versicherte mir, daß er auf die uneigennützigste Weise mir dienen wolle; das versteht sich, aber wenn von Rechtspractikanten die Rede ist, ohnehin allemal von selbst.

Sechstes Kapitel.

Es ist unmöglich meinen Seelenzustand darzustellen, als ich wieder auf meinem Landgute eintraf. Da ich zum Dorfe hineintritt, gab ich mein Pferd dem ersten besten Tagelöhner, der mir begegnete, um es nach Hause zü führen. Ich selbst schlich mich seitwärts durch die Gärten, weil ich glaubte, Jedermann, der mich sähe, müßte nothwendiger Weise über mich glossiren. Allein ich that den ehrlichen Leuten Unrecht. Es ist freylich eine fatale Empfindung, sich sagen zu müssen, von einem Ehestandsprodukte bloß der Verleger, und nicht der Autor zu seyn. Darin unterscheiden sich doch die Geisteskinder von den leiblichen gar sehr. Mein Verleger z. B. ist ein freundschaftlicher Mann, der mir mein geistiges Zeugungswerk auf eine honette Weise bezahlt, und er macht eine freundliche Miene, wenn ich ihm das Werk abliefere, und thut alles, was ein gewissenhafter Pflegevater in solchen Fällen zu leisten hat. Aber ein Ehestandsverleger ist, beym Himmel! ein armseliger Wicht!

Meine Frau empfing mich mit Thränen, und vermochte nur wenig zu sprechen. Ich erklärte ihr, daß ich ihr zwar verzeihen wolle; aber meine Frau könnte sie, bey so gestallten Sachen, nicht länger mehr seyn. Sie möchte sich daher ohne Verzug wieder nach Hamburg begeben. Sie wen-

dete alles an, mich in meinem Entschlusse wankend zu machen; aber der Gedanke, beschimpft von ihr zu seyn, dem Publikum unaufhörlich zum Gegenstande des Gespöttes dienen zu müssen, siegte über meine Empfindung: Ich ließ einen Advokaten kommen, den ich unter seinen übrigen Collegen für den ehrlichsten hielt, und trug ihm auf, die Klage ohne Verzug aufzusetzen. Meine Frau, die dieses mit anhörte, fiel dabey in Ohnmacht, aber mein Advokat brachte sie mit aller Kaltblütigkeit wieder zu sich selbst, indem er ein Pennal mit Schreibfedern aus der Tasche zog, sie bey einem Kohlfeuer anbrannte, und ihr unter die Nase hielt. „Liebe Madam, sagte er, alteriren Sie sich über so etwas nicht. Sie werden, wollen wir hoffen, bald geschieden werden; und es kann kommen, daß Sie von dem löblichen Consistorio die Erlaubniß erhalten, sich anderwärts wieder zu vermählen. Wer weis was Ihnen noch einmal für ein Glück bevorsteht?"

Meine Frau machte den letzten Versuch, mich von meinem Entschlusse abzuhalten. Sie fiel vor mir auf die Kniee wie eine Büssende; aber umsonst! Ich wollte zeigen, daß ich ein Mann wäre. „Nun so muß ich das Aeusserste wagen," rufte sie in einer Art von Verwirrung aus, stürzte sich in ihre Kammer, schloß hinter sich zu, und warf sich, wie ich vernehmen konnte, verzweiflungsvoll auf den Fußboden.

Das Mitleid ergriff mich bey dieser Scene: Ich äusserte meinem Advokaten, wie sehr ich fürchtete, daß das auf das Aeusserste gebrachte Weib, in der Verzweiflung einen Schritt thun werde, vor welchen ich, schon in der Vorstellung, zurück schauderte. „Den thut sie nicht,“ antwortete mein Advokat sehr gelassen. „Das Leben ist den Weibern gar zu lieb, da hätte sich schon manche Frau entleiben müssen, die vor dem Consistorio erscheinen mußte.“

Ohne Anstand ließ ich nun den Advokaten die Klage aufsetzen. Wir sendeten sie ab, und mit dem ersten Postage wurde ich nebst meiner lieben Ehehälfte vorbeschieden. Meine Frau leugnete hier, was sie zu Hause nicht geleugnet hatte. Ich betheuerte, daß sie mir das ganze Gravamen eingestanden und mich um Verzeihung gebeten habe. Auch dieses leugnete sie, und behauptete standhaft, einige Tage vor der Niederkunft zehen Stuffen von der Treppe herunter gefallen zu seyn; daher denn die zu frühzeitige Erscheinung meines prätendirten Stammhalters.

Die Richter erkannten darauf, daß der Stadtphysikus aus N. ein medicinisches Gutachten über die Zeitigkeit des Knäbleins ausstellen sollte. Dieser Ehrenmann ließ sich gut bezahlen und attestirte, daß man über diesen Punkt nach Verlauf von sechs Wochen, (denn so lange war es her, daß wider Verhoffen meine Familie vermehrt war) nicht

mehr

mehr entscheiden könne. Er vermuthe aber, aus guten Gründen, daß der Knabe zu früh gekommen sey. Ueber dieses zu früh debattirten die Advokaten von beyden Seiten, bis es ihnen gelungen war, den Klagpunkt so ziemlich in das juristische Licht zu stellen.

Es wurde ein zweytes medicinisches Responsum eingeholt, in welchem aus dem Hippokrates bewiesen war, daß ich gar wohl nach sechs Monaten und sieben Tagen ein erfreuter Vater habe werden können. Hierauf folgte der Bescheid: „Daß, da Klägerin nichts eingestanden, und durch ein zwiefaches Responsum von gelehrten und erfahrnen Aerzten bewiesen worden, daß bloß der Schein gegen sie gewesen, sich benannter Kläger Herr Heinrich Wilibald dem Ehestande zu Ehren mit mehr besagten Frauen Ernestinen Wilibaldin als seinem rechtmäßigen und unbescholtenen Eheweibe aussöhnen und hinfort ehelich vor aller Welt bey ihr wohnen und leben, und sich derselben auf keine Weise unter irgend einem Vorwande entziehen solle. Indeß, da der heilige Ehestand eine Sache sey, womit keine Kurzweil oder sträflicher Leichtsinn zu treiben, so werde Kläger hiermit zur gehörigen Strafe und in die Erstattung sämtlicher dabey aufgelaufenen Unkosten, von Rechtswegen, condemnirt!“

Hiermit zogen wir ab. — Mein Advokat, der, wie ich nachher erfuhr, meiner Frau alles un-

ter dem Fuß gegeben hatte, was sie zu ihrer Vertheidigung sagen könnte, rieth mir zwar ernstlich, die Sache hierbey nicht bewenden zu lassen, sondern in gehöriger Form zu appeliren und sodann dem Prozesse seinen natürlichen Lauf zu lassen, den ich gewinnen müßte, so gewiß er ein ehrlicher Mann sey, allein, ich hatte nicht Lust, ferner Geld daran zu wenden. Von meiner Frau schied ich mich vor der Hand selbst, d. h. ich räumte ihr ein paar Zimmer ein, wo sie ihr Wesen treiben, essen, trinken, schlafen, sich mit ihrem kleinem Rulf, der nach dem sehr absurden Hippokrates mir angehören sollte, nach Gutbefinden divertiren konnte. Auch erlaubte ich ihr, den Küster des Orts, der mich wider Willen und Dank in das Kirchenbuch geschrieben hatte, und der sich, ich weis nicht wie, ihre besondere Gewogenheit erworben, so oft es ihr beliebte, zu sich kommen zu lassen und um einen Kreutzer Piket mit ihm zu spielen. Essen und trinken durfte sie wie sie wollte; der Wein war das Einzige, was ich ihr abschlug. Selbst wenn sie für ihren Spielcompagnon, den Küster, um ein Glas Wein bitten ließ; schlug ich es ab, so daß sie ihn mit nichts weiter, als mit Bier und Bremer Brieftabak regaliren konnte; auch Geld, muß ich gestehen, gab ich ihr durchaus nicht.

Diese Wirthschaft trieb ich ein gutes Vierteljahr; aber nun war mir's nicht mehr möglich, sie länger fortzusetzen. Dazu kamen die Verdrüß-

drüßlichkeiten von Seiten meines Schwiegervaters, bey dessen Falliment ich meine baaren zehen Procent aus der Masse erhielt. So war ich denn noch kein Jahr verheyrathet, und bey nahe um zwanzigtausend Rthlr. ärmer, als kurz zuvor. Mir ekelte, auf meinem Landgute länger zu leben. Ich verkaufte es an einen reichen Edelmann für dreyßigtausend Thaler und zog nach Bremen.

Als die Zahlungstermine geleistet waren, (welches sehr bald geschah) eröfnete ich meiner Frau, daß ich eine weite Reise vor mir hätte, sagte ihr mein Lebewohl bis auf Wiedersehen, welches sie, ihrer Versicherung nach, recht sehnlich wünschte, und reißte mit meinem Gelde auf gutes Glück in die Welt hinein, von der ich mir hatte sagen lassen, daß sie ziemlich groß sey.

Siebentes Kapitel.

In welchem der Leser erfahren wird, wo ich hin gekommen bin.

Ehe ich meine Reise förmlich antrete, will ich den Leser nur auf einige Augenblicke von meiner Frau unterhalten.

Das Vierteljahr über nach meiner Privatscheidung hatte sie verschiedene angelegentliche Versuche gemacht, sich wieder mit mir auszusöhnen; unter an-

andern den Geistlichen des Orts, von dem es verlauten wollte, daß er jungen Weibern mit der Gabe des Trostes, die er von Gott empfangen, gern diene, ihre Ehestandsnoth auf eine rührende Weise vorgestellt, ihre Unschuld contestirt und das weiche Herz des Herrn Pastors innig gerührt.

Dieser mitleidige Mann setzte daher seine Beredsamkeit in gewaltige Unkosten, und betheuerte, daß Amt und Gewissen ihn verbänden zur Söhne zu reden. Aber wär' er gleich Demosthenes oder Cicero selbst gewesen, seine besten Tiraden gleiteten von meiner Seele wie Regentropfen von einem Schieferthurme ab.

Auch empfing ich von ihr selbst einige Briefe, die ich aber dem Leser nicht mittheilen mag, weil er sich von selbst wird denken können, was sie tröstliches enthielten. Genug, alle ihre Versuche schlugen fehl!

Den Tag nach meiner Abreise schickte ich ihr ein Billet, des Inhalts: daß sie mich nie wieder sehen würde! Sie möchte ferner ihr Glück machen, wie sie wollte, oder könnte. Zu dem Ende stünde es ihr frey mich nach Belieben in den Zeitungen zu citiren, den Desertionsproceß anzustellen, und sich scheiden zu lassen.

Daß sie sich nicht lange in Bremen aufhalten würde, vermuthete ich ohnedem. Ich hatte ihr nicht mehr als zehen Thaler baares Geld zurück-

gelassen, und, um zu borgen, fehlte es ihr an Bekanntschaft. Wollte sie meine zurückgelassenen Möbeln veräussern; so war auch hier schon gesorgt, daß es nicht geschehen konnte. Ich hatte sie nemlich an einen Trödler um einen wohlfeilen Preis verhandelt, das Geld dafür eingestrichen, und ihm Ordre gestellt, sie einige Tage nach meiner Abreise zu sich zu nehmen, und im Fall man sie nicht werde gutwillig verabfolgen lassen, Gewalt zu brauchen. In der Folge habe ich erfahren, daß der Mensch alles pünktlich ausgeführt hat.

Vor allen Dingen gab ich mir nun einen andern Namen, und glaubte, es wäre die rechte Zeit, mir den Barontitel beyzulegen. Ich nannte mich den Freiherrn von Radeberg, und reißte in die große Kaiserstadt Wien. Es ist zu bewundern, wie man dort so bald Bekanntschaften und gute Aufnahme in angesehenen Häusern findet, wenn man nämlich — Geld hat. Indeß muß ich gestehen, daß mir der Geist der ehrlichen Wiener ungleich lieberaler vorkam, als der, der alten, ehrenfesten Hamburger, die so gleich jeden Fremden nach groben Hamburger Courant zu taxiren pflegen. Die harmlosen gutmüthigen Wiener genießen des Lebens, so gut sich's thun läßt, und besitzen ungemein viel Bonhommie, es auch Andere mit genießen zu lassen.

Da ich einen vollen Geldkasten bey mir führte, so konnte mir es an Vergnügungen nicht fehlen.

len. Bald ein Schauspiel auf dem Nationaltheater, bald eine Hatz, bald ein Meisterstück im Casperl, bald eine auserlesene Partie im Prater, bald eine Lustreise nach Lachsenburg, nach Baaden, bald ein ausgesuchtes Soupee, bald ein frugales Frühstück in einem Gewürzgewölbe, — alles durchkreuzt sich, alles entbietet sich, dem Genius des Lebens Opfer zu einem süßen Geruche darzubringen!

Der Scharfsinn der Wiener entdeckte sehr bald, daß der Baron von Radeberg ein Mann von feiner Lebensart sey, und sehr ansehnliche Güter in den Rheingegenden besitzen müße; denn da, pflegte ich zu windbeuteln, wäre ich eigentlich zu Hause, und mache nur eine Reise zu meinem Vergnügen, sey auch weit davon entfernt, eine Reisebeschreibung herauszugeben, und die gastfreien Wiener, zur schuldigen Danksagung für alle erwiesene Ehre, an meinen statistisch-politischen Pranger zu stellen. Man könnte auch ganz sicher seyn, daß ich mich durch keine christkatholischen Processionen, oder das unaufhörliche Lauten von St. Stephansthurme, und ähnliche Scenen, um den wahren Wohlgeschmack einer Bouteille Ausbruch, frischer Austern, gebachener Händel, Lungenbrätel, Gebetwürstel, u. s. w. werde bringen lassen. Mein Magen sey viel zu aufgeklärt, um im geringsten darnach zu fragen, ob die Menschen, die ihn mit solchen begehrungswürdigen Dingen vollpfropf-

pfropften, an sieben Sakramente glaubten, oder an zwey.

Die Wiener Damen, kann ich nicht leugnen, hatten recht sehr meinen Beyfall: Ich fand so viel Gutherzigkeit bey Ihnen! Auch die Stubenmädchen gefielen meinem Auge ganz wohl! Es ist doch ein angenehmes Leben in der großen Kaiserstadt, rufte ich des Tags mehr als einmal aus. Indeß ist es eine eigene Sache um uns Homuncionen, sonst Menschen genannt. Von dem Tage meiner Verheyrathung an, schien ich mir ein ganz anderer Mensch zu werden. Der Geist der Ordnung hatte mich auf einmal mächtig belebt! Ich befliß mich einer ehrbaren Sparsamkeit, weil ich auf die Kinder schon bedacht war, die ich in meiner Ehe zu zeugen nicht ermangeln würde. Jetzt war ich eine Art von Witwer, und der bekannte Egoismus, der nur durch das Heyrathen ganz von uns kann abgeschliffen werden, stellte sich nach gerade wieder bey mir ein; denn der Mensch, der nur für sein werthes Ich zu sorgen hat, nimmt es mit manchen Dingen, die der Rede werth sind, nicht eben so genau. So ging's jetzt mir!

In Hamburg hatte ich bloß darauf gedacht, mir etwas bene zu thun: In Wien geschah' es ebenfalls. Dort labte ich mich an den wohlrenomirten Ochsenbraten, (wie man sie da zu nennen pflegt) in Wien an den Brätels, die aber, ungeachtet ihrer bescheidenen Diminutivbenennung, im

Gewichte immer noch etwas derber ausfallen, als die Hamburger. Dort spielte ich etwas grob, und hier nicht niedrig. Mit einem Worte: dort lebte ich Hamburgisch, und hier, wie ein Mensch in der Hauptstadt. Es war schlimm, daß ich schlechterdings nichts zu thun hatte, leider! auch eben nicht viel Lust dazu empfand. Ein gewisser Alter, aus dessen Feder fast eben so geistreiche Gedanken geflossen sind, als aus der meinigen, sagt unter andern sehr richtig: ingenium omnium hominum a labore proclive, est ad *lubidinem!* das heißt im guten Wienerischen Deutsch, „daß wir halt! lieber Lust haben, was zu schmudeln, als was gescheutes zu treiben.“ Doch ich mag den ernsthaften Leser mit demjenigen nicht aufhalten, was ich in Wien hätte bleiben lassen können.

In Bremen hatte ich mir einen treuen Correspondenten angeschaft, der um meine sämtlichen Angelegenheiten wußte, und mir vor allen Dingen Nachricht geben sollte, ob meine Frau den Desertionsproceß angestellt habe? Es erfolgte lange kein Brief. Endlich kam die gewünschte Neuigkeit, daß es ihr gefallen habe, mich citiren zu lassen, sich von Bremen einstweilen nach Hamburg begeben, und nun geschieden sey, mit der unbedingten Erlaubniß, sich wieder zu verheyrathen. Mir war das ein wahrer Festtag! Man feyerte eben in Wien das Fest der heiligen Thecla, und ich brach auf das Wohlseyn dieser Heiligen zwey schönen Bouteillen

Ausbruch auf eine recht andächtige Weise die Hälse. So bist du denn wieder frey! dacht' ich, Freiheit ist ja die Losung der ganzen bedrängten Welt. Ha! wie willst du ihrer genießen! wie willst du! zwar hatte mein monarchischer Verstand so manches gegen dieses Systemchen einzuwenden, und bestand in einigen Augenblicken sehr ernstlich darauf, den unbändigen Sanscülotten und Feuillants, meinen Neigungen, eine gemäßigte Constitution vorzulegen, in welchem seine Majestätsrechte best möglichst aufrecht erhalten würden; aber das Gesindel meiner Neigungen dethronisirte mit poissardenmäßiger Unverschämtheit meinen armen Verstand, und wollte durchaus frey seyn. Diese Art Freyheit kostete mir in kurzer Zeit einige tausend Thaler baares Geld, die ich an den Farotischen verlor, um zu zeigen, daß der Baron von Radeberg, der aus einem so alten Hause abstammte, kein so elender Finkenritter sey, um eine Bagatelle der Art nicht verschmerzen zu können. Ich will es daher niemanden rathen, gern aus einem alten Hause abstammen zu wollen, es wäre denn, bloß das berühmte Hauß, welches Noah erbaut haben soll.

Wäre ich bey meinem alten ehrlichen Familiennamen Wilibald geblieben, ich glaubte, ich hätte es diesem Namen nicht zu leide gethan, auf seine Rechnung so locker zu wirthschaften. Aber es ist eine eigene Sache, wenn man sich,

sey es weshalb es wolle, anders benamset hat; denn man glaubt gar nicht mehr derselbe zu seyn! Selbst das Wörtchen von, so bald es unserm ächten Namen vorgesetzt wird, ändert erstaunlich viel in unserm alten Systeme. Man wird dadurch, nach römischer Art zu reden, ein homo novus; und ein adlicher neuer Mensch steht mit dem neuen Menschen der Theologen gerade im entgegen gesetzten Verhältnisse. Dieser ist begierig nach der Gnade, und treibt den alten Adam tagtäglich von sich aus; Jener hat den Geist der Bürgerlichkeit von sich ausgetrieben und nach dem er selbst genädig geworden, so sind jene sieben Geister in ihn gefahren, die, weil sie aus Erfahrung wissen, daß der Kopf eines neugebackenen Adlichen meistentheils mit Besemen gekehrt ist, da am liebsten zu hausen pflegen.

Gewohnheit wird, nach einem alten bekannten Sprichworte, dem Menschen zur andern Natur. Auch ich gewöhnte mich daher sehr geschwind an meinen usurpirten von Radebergstitel, so wie sich mancher Lügner von etwas feuerfangender Einbildungskraft überredet, daß seine mehrmals erzählten Lügen unleugbare Thatsachen seyn. In dieser angenehmen Selbsttäuschung ging ich mit dem ehrenvollen Vorsatze um, mich wirklich in den Reichsfreiherrnstand erheben zu lassen. Doch der Gedanke, mich bloß zu geben, daß ich der nicht sey, für den ich mich bisher ausgegeben hatte, hielt

mich

mich noch davon ab. Indeß hatte ich mich meiner Vorfahren auf keine Weise zu schämen. Mein Vater war, wie man schon weis, Lieferant im Schlesischen Kriege gewesen. Mein kühner Onkel hatte, so wie der großmächtige Kaiser Karl V. zu St. Justi, sein eigenes Leichenbegängniß mit angesehen, nur mit dem Unterschiede, daß sich's der fromme Kaiser Karl selbst veranstaltet, bey meinem Onkel hingegen die Justitz freywillig die Besorgung desselben übernommen hatte. Der gute Onkel hatte im siebenjährigen Kriege einige nicht unbedeutende Versuche gemacht, ob es nicht möglich wäre, eben so gute Ephraimiten auszumünzen, als Friedrich der Einzige. Nicht zu verwundern, daß ihm zum Andenken an seine numismatischen Verdienste bey Freyburg in Chursachsen, einige Eichenstämme mit Querbalken errichtet wurden, an welche ihn die Justitz selbst als Denkmal befestigen lies.

Was meinen würdigen Großvater anlangt, hatte ich einmal gehört, daß er für ein ähnliches Leichenbegängniß nur die Gebühren bezahlt habe; indem die Justitz, aus Achtung für die ansehnlichen iura stolae, die er, um sein Leichenbegängniß zu verhindern, dargebracht, ihm erlaubt habe, ferner sein Wesen so lange in der Welt zu treiben, biß er von Ehre und Jahren gesättigt, sich mit andern Menschenkindern auf die gewöhnliche Weise abführte. So viel weis ich, daß er in einem ho-

hen

hen Alter von fast achtzig Jahren als Oberforst-commissarius das Zeitliche gesegnet, nachdem er zuvor noch eine milde Stiftung gemacht, nach welcher in den Städtlein A. alle Quartale das Lied: „Mit Fried und Freud ich fahr dahin,“ von dem Thürmer geblasen, und dem Küster an der Stadtkirche alle fünf Jahre ein Conventions-thaler zu einer neuen Stutzperücke gereicht werden sollte.

Mein Großonkel ist als Oberamtmann an demselben Orte zu seinen Vätern versammlet worden. Witwen und Waisen haben den Tod dieses Gerechten betrauert, nicht weil er erfolgt, sondern weil er nicht zwanzig Jahre früher erfolgt war. War irgend ein Mann darauf bedacht, die Menschen zur ursprünglichen Gleichheit der Güter zurückzuführen, so war er es gewiß! Er dachte wie jener Alter: nos breve vitae iter maguo viatico oneramus, und wendete deshalb diesen Grundsatz unter seinen Amtsunterthanen so praktisch an, daß er einer großen Menge von dem unnöthigen Gepäck, womit die kurze Lebensreise beschwert wird, nichts weiter als einen linnenen Quersack nebst einem weissen Stabe übrig lies. Ich habe seinen Leichenstein, der vieles Geld gekostet hat, bey einer Durchreise durch A. wo ich auf die Postpferde warten mußte, und aus langer Weile die Epitaphia musterte, selbst gesehen. Ich weis die Inschrift noch auswendig. Sie lautet wie folgt:

Hier

Hier ruht
der Wohlgebohrne
weiland Oberamtmann allhier
Herr,
Balthasar Tobias Cyprian Wilibald
geb. 1710. gest. 1766.
Er fürchtete seinen Gott, ehrte
seinen König, war ein Menschenfreund
ein Freund der Gerechtigkeit und aller
christlichen Tugend:
Ueber wenig allhier getreu ist er
nun über viel
gesetzt: Eingegangen ist er zur Freude
seines Herrn.

(Selbstgewählter Leichentext.)

Herr ich warte auf dein Heil!

Doch

Doch zu was dieser Nekrolog meiner vollendeten Vorfahren? Ich glaube aber doch, dergleichen Zurückerinnerungen sind nicht unnütz. Man weis ja, daß mir das Projekt, mich nobilitiren zu lassen, nicht ganz mißfiel. Was für eine herrliche Anlage, zu einem ehrenvollen Stammbaume! Sollte dies keines Stück Pergaments würdig seyn? doch ich überlasse diese Betrachtungen dem Leser selbst!

Achtes Kapitel.

Der Baron von Radeberg sucht seinem Stande ferner Ehre zu machen.

Ich könnte viel von dem sagen, was ich in Wien hätte unterlassen können, und ich hoffe, meine Geschichte würde in Ansehung des Pragmatischen eines und das andere dabey gewinen. Doch ich glaube, daß ich selbst mehr dabey gewinne, wenn ich nichts davon sage. Hätten doch manche große Geschichtschreiber älterer und neuerer Zeit diesen rühmlichen Grundsatz befolgt! Ich rede hier nicht von dem berühmten Verfasser der Gespräche im Reiche der Todten, dem harmlosen Plutarch, der den verewigten Nikol List, Lips Tullian, Käsebier, Mausedav'd, und andern Originalgenies, deren Büsten in natura auf dem hölzernen

Pan-

Pantheum unter freien Himmel neben den Landstraßen aufgenagelt worden, ihre Heldenthaten, in katechetischer Form, selbst erzählen läßt. Ich versichere aufrichtig, daß ich diesen Mann, seiner prunklosen Darstellung wegen, sehr hochschätze, weit höher als den Curtius Rufus wegen seiner bekannten Lipstulliade auf Alexander den Großen, und noch weit höher als den unbefugten Hugenottenbekehrer und Bischof Flechier, wegen seiner viel bewunderten Leichenreden; eine herrliche Beyspielsammlung zu seinem Buche de la fausseté des vertus humaines! doch wenn ich so fortrede, so komme ich nicht weiter. Ich erkläre hiermit sehr freymüthig, daß ich die Unart, von der Hauptsache dann und wann abzuschweifen, und auf Nebenwegen einher zu schlendern, sehr gut einsehe; aber es fällt mir schwer, ihr zu entsagen, da sie mir beynahe zur andern Natur geworden ist. Und da weis hoffentlich der gelehrte Leser, wenn ich anders einen haben sollte, jenes bekannte naturam expellas furca rc. so gut als ich. Die Philosophen wollen freylich behaupten, der Fehler liege bloß daran, daß man die hierzu bestimmte Ofengabel nicht recht zu gebrauchen wisse, und ich wüßte wohl mehr als ein Buch, sowohl von Kantianern, als von den zahlreichern Antipoden derselben, welche auf eine gründliche Weise von dem zweckmäßigen Gebrauche dieser Ofengabel handeln, wiewohl erstere meistentheils nichts weiter darlegen, als daß

die

die Natur, wenn sie durch besagtes Manövre ausgetrieben worden, durchaus nicht wieder zum Fenster hinein steigen solle. So viel liegt unstreitig am Tage, daß ich diese Ofengabel oder Heugabel, sey sie was sie wolle, an mir nicht immer so versucht habe, als das hätte geschehen müssen, wenn ich von manchen etwas sehr albernen Streichen frey bleiben wollte. —

Unter den Bekanntschaften, die ich in Wien auf eine etwas wohlfeile Weise gemacht hatte, fand sich auch ein gewisser Herr von Worakewsky, gebürtig aus Warschau, atavis editus regibus, wie er selbst von sich zu behaupten pflegte; und was lag darin unwahrscheinliches? Er besaß, wie er ebenfalls selbst versicherte, sehr ansehnliche Güter bey Lemberg, und hielt sich jetzt in Wien auf. Warum? das kann dem Leser gleichgültig seyn. Er machte eine ansehnliche Farobank, an der ich eben nicht reich wurde. Eines Abends, als ich beynahe dreyhundert geränderte Ducaten an ihn verlohren hatte, bat er mich den nächsten Morgen auf ein Frühstück zu sich, weil er mir Dinge von Wichtigkeit zu sagen habe. Ich war voller Erwartung, was das wohl seyn könnte? Als ich in sein Zimmer trat, gab er mir sogleich meine dreyhundert Stück Ducaten wieder, mit der väterlichen Ermahnung, nie wieder zu spielen. „Sie treiben, sagte er in einem theilnehmenden Tone, die Sache mit augenscheinlicher Leidenschaft;

Mo-

Motive genug, Ihnen auf immer davon abzurathen!“ Diese Großmuth rührte mich ungemein! So viel ich auch Umstände machte, das verlorne Geld nicht wieder anzunehmen; es half nichts, ich muste! „Wenn Sie mich genauer kennten, fuhr er in einem vertraulichen Tone fort, Sie würden anders von mir denken. Es ist wahr, ich liebe das Spiel: Ich setze aber auch fast jedes Jahr die Einkünfte von den gar nicht unbeträchtlichen Revenüen von meinen Gütern dabey zu. Ich suche, selbst durch das Spiel, manches Gute in der Welt zu bewirken. Abgerechnet die ausgebreitetere Menschenkenntniß, die ich mir durch den Umgang mit verschiedenerley Menschen dabey erwerbe, und die ich, zu vielen gemeinnützigen Zwecken in der Welt benutze, habe ich mir's zu einem besondern Geschäfte gemacht, allenthalben, wo mir's nur möglich ist, junge leidenschaftliche Gemüther vom Spiele abzuhalten. Sie sind nicht der erste, dem ich sein, in Hitze des Affects verlornes, Geld wieder gegeben habe. Glauben Sie mir, lieber Radeberg, schon manche dankbare Thräne ist mir deshalb geflossen, von guten Menschen, die ohne mich in diesem gefährlichen Strudel würden zu Grunde gegangen seyn.“ Dies alles mußte mich, wie anders möglich? für diesen, von so Vielen verkannten, Mann außerordentlich einnehmen.

Ein Bedienter kam und servirte, auf gut Wienerisch, ein artiges Frühstück. Mitlerweile wir von verschiedenen wichtigen Dingen, z. B. von der Aufklärung, von der Litteratur in den östreichischen Landen, von Aufhebung der Klöster, von der abolirten Keuschheitscommission in Wien, vom übertriebenen Luxus, der allenthalben sein Haupt empor hebe, und das Mark der Staaten aussauge, von den auffallenden Mängeln der Justitzverfassung, von der fehlerhaften Erziehung der Jugend, von St. Pierres ewigen Frieden, der unstreitig nie kommen werde, von dem Weinbaue in Ungarn, und andern interessanten Gegenständen, als Männer sprachen, welche wohl im Stande waren, wichtige Reparaturen an den Staaten vorzunehmen, wenn man ihnen nur diese kleine Mühewaltung übertragen wollte; indeß, sage ich, wir unsere gegenseitigen tiefen Einsichten und frappanten Bemerkungen gegen einander austauschten, kam eilig der Bediente wieder in das Zimmer, und meldete dem guten Worakewsky, daß sein Sohn eben von Berlin angekommen sey, und seinen Herrn Vater überraschen wolle. Sein Gesicht klärte sich bey dieser unvermutheten Nachricht auf, und war so hold wie das Angesicht eines Engels. Ein zärtlicher Vater! dacht ich bey mir selbst. Der Sohn öfnete die Thüre: Beide stürzten einander in die Arme. „Sehen Sie, lieber Freund, sagte er darauf zu mir, meinen einzigen Sohn,

einen jungen Offizier in Preussischen Diensten! Ein guter Junge, der mir schon viel Freude gemacht hat!" Der Vater erkundigte sich hierauf nach seiner lieben Constantie, und der junge Lieutenant versicherte ihm, daß sie sich bey der Tante in Berlin sehr wohl befinde, und sich binnen den zwey Jahren, daß sie dort sey, ungemein formirt habe. „Wie freut mich das!" erwiederte der Alte, indem er sich umdrehte, um seine Vaterthränen zu verbergen," solche Nachrichten, fuhr er mit sichtbarer Rührung fort, und wandte sich dabey gegen mich, solche Nachrichten sind die süßesten Augenblicke im menschlichen Leben!" Hierauf verlies er das Zimmer, um dem Bedienten zu befehlen, noch eine Bouteille Ausbruch mehr aufzusetzen. Der Lieutenant raunte mir sogleich in das Ohr, daß er dem Vater noch eine zweyte Ueberraschung zugedacht habe. Seine Schwester Constantie sey zugleich mit ihm von Berlin abgereißt, sie kleide sich nur ein wenig in der Auberge um, und werde wahrscheinlich in einigen Minuten da seyn. „Ach! es ist ein so guter Vater!" sagte er, indem er zugleich, sehnlich wartend, zum Fenster hinaussahe, ob die Schwester etwan schon käme. Auf einmal öfnete sich die Thüre: Eine junge Schöne, sittsam gekleidet, trat herein. Sie schien etwas betroffen zu seyn, da sie, statt des erwarteten Vaters, einen Fremden bey ihrem Bruder sahe. „Ach lieber Wilhelm! wo ist dann —

„Bst

Bst. bst! unterbrach der Bruder ihre Frage. „Der Vater soll überrascht werden,“ und sogleich öfnete er den Alkoven und verbarg das Mädchen. Die äusserst nymphenhafte Figur dieser blühenden Schöne, ihre überaus sittsame Miene, und was weis ich, was alles weiter? bezauberte mich in diesem Augenblicke so sehr, daß ich es nicht einmal gewahr wurde, als der Vater wieder vor den Tisch stand, und zu einer neuen Libation für den Genius des Lebens in größern Stutzen einschenkte. „Auf das Wohlseyn meines guten Sohns!“ war die erste frohe Gesundheit, die er aufbrachte. „Und auf das Wohlseyn meiner lieben Constantie in Berlin!“ husch sprang Constantie aus dem Alkoven hervor.“ Danke lieber Vater, danke!“ und Vater und Tochter lagen einander in den Armen. Welche süße Freuden, dachte ich bey mir, kann der Mensch von Gefühl nicht aus diesem reinen nie versiegenden Becher der Natur trinken? Es durchströmte mich in diesem Augenblicke eine solche Philanthropie, daß ich eine Thräne des innigsten Mitgefühls nicht verbergen konnte. Der Vater unterhielt sich mit seiner Tochter — man vergaß, wie ganz natürlich, mich darüber —. Da gab' es Fragen, Schlag auf Schlag, Antworten, die nichts beantworteten, und nur neue Fragen enthielten, Verwunderungen, Ausrufungen! Ich hatte indeß eine Viertelstunde lang so unbeweglich dagestanden, wie ein Gränzpfahl: Meine Seele

war in Ituition dieses schönen Mädchens tief versunken! Endlich kam ich zu mir selbst, und bat um Verzeihung, daß ich so unbescheiden gewesen wäre, mich noch nicht zu empfehlen, da er unstreitig mit seinen Kindern gern allein seyn wolle. Wenn ich mir es gefallen lassen wollte, sagte der alte Worakewsky, zu Mittage auf eine freundschaftliche Suppe wieder zu ihm zu kommen, so werde es ihm sehr angenehm seyn. Wer sich nicht lange bedachte, diese Einladung anzunehmen, war Ich. Das Bild der schönen Constantie begleitete mich überall, wo ich diesen Vormittag hinging. Wie beneidete ich nicht im Voraus den glücklichen Sterblichen, dem es einmal vergönnet seyn würde, so viel Schönheit, so viel Sittsamkeit, so viel unverdorbenes Naturgefühl, so viel Tugend, in seine Arme zu schliessen. Leser, die gewohnt sind, bey Allem nach Grund und Ursache zu fragen, werfen hier unstreitig die unnütze Frage auf, woher ich denn habe wissen können, daß dies alles in dem Mädchen vereinigt gewesen? Aber ich antworte hierauf ganz kurz, daß einem Menschenkenner, wie Mir, so etwas nicht wohl entgehen konnte. Man wird doch, hoffe ich, nicht das Herz haben wollen, klüger zu seyn, als der weise Sokrates. Wenn der Altvater der griechischen Weisen einen schönen Jüngling erblickte, (ich wette darauf, er wird in Ansehung der Mädchen eben so gedacht haben) so schloß er daraus, es müßte auch eine

schöne Seele in diesem Körper wohnen; weil der hohe Abkömmling von edler Art unmöglich in einem häßlichen Körper zur Miethe inne seyn könne. Ich lasse die Wahrheit dieses Satzes auf sich beruhen. Was ich zu thun pflege ist, ich sehe nach den Fenstern der Seelenwohnung; und da habe ich unstreitig viel vernünftige Leute auf meiner Seite. Wenn ich z. B. durch eine Stadt reise, wo die Leute par terre wohnen, und ich sehe hinter den Fensterscheiben Personen auf eine zurückhaltende Weise lauschen und dann erst das Fenster öffnen, wenn ich mit meinem Klepper schon vorbey bin, halt! denke ich, der hat es hinter den Ohren, viel zu theilen möchtest du nicht mit ihm haben! Finde ich nun, daß die Seele eines Menschen durch ein paar übelfurnirte Kapplöcher sich auf eine mürrische, übellaunische, gravitätische, oder Herrnhutherische Weise zu erkennen giebt, so urtheile ich nach dem nämlichen Maasstabe. Ich bin übrigens ganz offenherzig zu gestehen, daß ein blühendes Mädchen mit schönen Augen jederzeit etwas bezauberndes für mich gewesen ist; und daß mich das Auge so gleich zu ihrem Vortheile bestochen hat. Der Leser wird hieraus wohl schon geurtheilt haben, daß Constantie von der lieben plastischen Natur ein paar ganz vorzüglich schöne Augen empfangen haben mußte. Ich könnte sie beschreiben; aber was hölfe es dem Leser, wenn ich sie gleich mit eben der antiquarischen Genauigkeit commentirte,

mit welcher uns der berühmte Winkelmann das Auge der Liebesgöttin zu Florenz dargestellt hat.

Nachdem ich mich, in Reverien versunken, einige Stunden in dem Augarten aufgehalten, so sahe ich nach meiner Uhr, und fand, daß es hohe Zeit sey, mich zu dem bewußten Mittagsmahle einzufinden.

Die Revolution, welche hier in meiner Seele vollendet wurde, vermag ich nicht zu beschreiben. Ich hütete mich, so viel ich konnte, meinen seltsamen Zustand nicht zu verrathen; aber eben dadurch entdeckte ich ihn mehr, als zu deutlich. Alles gieng bey diesem vertraulichen Mahle heiter und froh zu, nur ich — fühlte die Wunde, die mir der kleine Bogenschütze Amor beygebracht hatte, zu lebhaft, als daß ich mit unbefangener Seele bey diesem kleinen sokratischen Gastmale in die frohe Laune der liebenswürdigen Anwesenden hätte einstimmen können.

Man sprach viel von Berlin, insbesondere von dem Militair. Der Lieutenant gedachte des hohen Rangs, den ein Preusischer Officier behauptete, und der ganz vorzüglichen Achtung, die ihm in den sämmtlichen königlichen Landen erwiesen würde. Mir machte das Lust, in preusische Dienste zu treten. Einige Stutzen alten Rheinweins machten mich gegen den Lieutenant ganz offenherzig; ich entdeckte ihm mein Projekt, und fragte ihm, ob ich hoffen könnte, etwan binnen einem Vier-

teljahre Cavallerielieutenant zu seyn? „Warum das nicht?“ antworte er mir. „Sie sind von gutem Adel, sind ein junger Mann voller Talente — was hindert Sie, bald möglichst Ihr Projekt auszuführen?“ Kurz, wir wurden einig, daß er alles für mich besorgen, an den General J. meinetwegen schreiben, mir zur Anschaffung der Equipage mit Rath und That aushelfen wolle u. s. w.

Der alte Worakewsky lobte meinen Entschluß, und versicherte, wenn er noch jung wäre, er würde zuverlässig Soldat werden und zwar in preussischen Diensten.

Indeß hatte ich noch mehr Lust, zuvor einen andern Feldzug zu machen, und zwar unter der Fahne des kleinen Helden, der seiner Siege nie müde wird. Ich habe wohl nicht nöthig, dem Leser zu entdecken, daß ich die schöne Constantie erobern wollte. Ich fühlte mich ganz demüthig, indem ich diesen wichtigsten aller Gedanken (was er wirklich für mich war) mit Ernsthaftigkeit ventilirte. Meine kühnsten Einbildungen von meinem Werthe sanken in Nichts herab, wenn ich mich im geistigen Anschauen der erhabnen Vollkommenheiten dieses Engels verlor.

Neun=

Neuntes Kapitel.

Ich ärgere mich über den Leichtsinn von ein paar Wiener Petitsmaitres.

Nach Tische wollte ich mich beurlauben; aber es war mir, als wenn mich mein Genius mit Gewalt zurücke hielt. Constantiens schöne Augen hatten eine gar gewaltige Bresche in mein übel verschanztes Herz geschossen. Ich konnte diese Bresche nicht wieder stopfen, wollte es wenigstens nicht, weil ich fürchtete, das ganze Herz möchte darüber zu Grunde gehen.

Mein Freund der Lieutenant — denn vertraute Freunde waren wir schon geworden, ohne nach der Regel eines alten Weltweisen zuvor einen Scheffel Salz mit einander aufgezehrt zu haben — mein werthester Freund, sage ich, bat um Verzeihung, daß er mich auf eine Stunde verlassen müsse: Er habe einige nöthige Geschäfte abzuthun, werde aber bald wieder bey uns seyn.

Mir war das nicht unangenehm; denn so war ich wenigstens einen Beobachter los. Mein Herz hatte so viel mit der schönen Constantie abzuthun; aber meine Zunge versagte mir den Dienst! Was ich sprach, waren einige unbedeutende Fragen über Berlin, z. B. ob die dortige Gegend auch sandig wäre? Ob die Kirchthürme weit über die Häuser hinwegragten? Ob in und um Berlin auch Salat gebaut würde? u. dgl. m. daß das Mädchen es

sehr

sehr bald entdeckt hatte, was für ein schwerer Stein auf meinem armen Herzen lag, versteht sich, ohne mein Erinnern.

Indem ich nun in dem äusserst interessantem Gespräche, dessen ich eben gedacht habe, mit ihr begriffen war, verlies uns der Vater. Womit er sich entschuldigte, weis ich nicht mehr, eben so wenig, was ich solus cum sola gesprochen habe. Ich vermuthe, daß das, etwas geräumige, Zimmer von meinen herzhaften Seufzern mag ertönt haben. Mein Plan war gemacht: Ich wollte mich um Constantiens Liebe bewerben, und so fern mir der gütige Himmel dieses seelenvolle Mädchen zur Frau bestimmt hätte, ohne Anstand in preußische Dienste gehen.

Den einzigen gar nicht unwichtigen Scrupel hatte ich noch, was ich, im Fall mir das Fräulein von Worakewsky ihre Hand geben sollte, nachher mit meinem Baron von Radeberg anfangen dürfte; denn, daß ich ihn auf die Länge nicht usurpiren könnte, sah ich wohl ein. Indeß hielt ich mich an meinem alten Grundsatz, „Kommt Zeit, kommt Rath!“

Der Abend kam herbey, der Lieutenant kam wieder, der Vater mit ihm, und man schlug vor, in die Comödie zu gehen. Daß ich von der Partei war, versteht sich von selbst.

Hier hatte ich Gelegenheit, Fräulein Constantiens feines Gefühl und ihrem überausgebildeten Ge-

Geschmack noch näher kennen zu lernen. Es wurde der Deutsche Haußvater aufgeführt, und Constantie vergoß bey dem wichtigen Auftritte des Malers mit seiner Tochter rührende Thränen. O daß ich diese Thränen nicht von ihren holden Wangen wegküssen konnte! Ich war ganz in süße Gefühle versunken! Ich dachte mir die Möglichkeit, diese Heilige zu besitzen! Ich beneidete sogar mich selbst, wenn ich meiner angeregten Einbildungskraft erlaubte, eine himmlische Scene conjugalischer Wonne nach der andern vorzubilden, und Constantien, die hohe Schutzgöttin meines Lebens, als die Hauptperson in dieselben hinein zu zaubern. Dieser Traum war mir so angenehm, so reitzend! Aber ich sollte auf die verdrüßlichste Weise aufgeweckt werden.

Nicht weit von der Loge, in der ich mich mit Constantien befand, standen ein paar Wienerische junge Herrn, mit Longnetten und Riechgläsern bewafnet. Auf die indecenteste Weise richteten sie ihre profanen Blicke nach Constantiens sittsamen Busen, auf welchen Ich es kaum wagte, verstolner Weise nur einen halben Blick furchtsam hintaumeln zu lassen. Aber die jungen Etourdis benahmen sich nicht anders, als wenn dieses point le vue bloß für sie da wäre. Ich bemerkte es sehr deutlich, daß sie auf eine faunische Weise mit einander lachten, ja der eine beging sogar die Frechheit, mit einem Finger auf Constantien hinzuwei-

weisen. Solche Insülten sogar an der Tugend verübt! dachte ich bey mir, und ergrimmte nicht wenig in meinem Geiste. Aber was sollte ich dagegen anfangen? Als ich Constantien aus dem Comödienhause wieder nach ihrer Wohnung begleitete, schlenderten die beiden Hahnenkämme hinter uns her, und man überlege, wessen der eine von ihnen fähig war? Er nahm sich die Freyheit, meine Constantie zu necken; denn ich durfte sie wohl als die Meinige betrachten, da sie sich jetzt unter meinem Schutze befand. Der Zorn entbrannte in mir, ich hub, ohne ein Wort zu sagen, mein Rohr auf, und die leichten Spindelfüsse ergriffen die Flucht. Daß dieser Zug von Heldenmuth dem lieben Fräulein ausnehmend gefallen mußte, daran ist kein Zweifel.

Die ganze Nacht über floh der Schlaf meine Augen. Constantiens Bild schwebte mir unaufhörlich vor. Ich streckte meine Arme nach ihm aus —. Doch zu was diesen Rauch ausführlicher darstellen? Wer je dergestalt inamorirt gewesen ist, wie man es seyn muß, um der Liebe Ehre zu machen, der weis, wie es da mit dem Menschen aussieht. Wer es noch nicht weis, nur Anwandelungen von schnödem Appetit, nicht von Liebe empfunden hat, der kann zu dieser Kenntniß bald gelangen. Er mache die Probe, und verliebe sich einmal recht innig, und dann wird er mir gestehen,

daß

daß sein und mein Zustand einander sehr ähnlich waren.

Man giebt verliebten Leuten den wohlmeinenden Rath, doch hübsch zu überlegen, ob der Gegenstand ihrer Anbetung es auch werth sey, sich ihm ganz dahin zu geben. Es mag unstreitig eine herrliche Sache um des Ueberlegen seyn — ja wer das recht könnte! Wenn man nur nicht glaubte, man begienge damit eine Art von Hochverrath an dem angebeteten Idole! den Inamorato möchte ich wenigstens sehen, der nicht seine Schöne hauptsächlich ihres ganz herrlichen Charakters wegen anbetete! Und geht der nicht über alles? Sollte da viel zu überlegen seyn? Aber leider! ist der gute Charakter am Ende nicht mehr und nicht weniger, als ein dienstfertiger Gelegenheitsmacher für Grobzeug derjenigen Begierden, auf die die Herrn der Schöpfung dann nicht Ursache haben, sich viel einzubilden.

Da nun, mit dem Dichter zu reden, der müden Naturen sanfte Wiederhersteller, der balsamische Schlaf, der schon seit vielen Stunden sein bleiernes Zepter über unsere Halbkugel ausgestreckt hatte, gleich einem untreuen Freund mich verlies; so sprang ich aus meinem Bette, ergriff ein Feuerzeug, zündete mir Licht an, legte ein ganzes Ries Papier vor mir auf den Tisch und schnitt eine Rabenfeder, um meinem Herzen durch eine Ode auf Constantien Luft zu machen. Ich setzte die

die Ueberschrift hin, „An die himmlische Constantie“ aber ich bemerkte sogleich, daß die Schriftzüge mit der Rabenfeder zu klein waren, und das glaubte ich, verriethe zu wenig Achtung für sie. Glücklicher Weise fand ich in meinem Schreibepulte eine Trappenfeder, und diese wählte ich zum beneidenswerthen Werkzeuge, mein hohes Lied, welches das Siegel der Vollendung an der Stirne tragen sollte, auf das glückliche Papier zu werfen. Die mehr als Pindarische Exaltation meines Dichtergenies ging so weit, daß ich, schon begeistert von dem Bogen Papier, der eine Ode auf meine Constantie aufnehmen sollte, zuförderst den Lumpensammler glücklich pries, der den Stoff dazu zusammengebettelt, und den Papiermüller unter die Unsterblichen versetzte, aus dessen Fabrik dieser Bogen gekommen sey. So ging es dann in einem wahrhaft lyrisch verschlungenen Plane immer weiter, bis ich auf die schöne Constantie selbst kam. Früh um vier Uhr, als es auf den Straßen lebendig zu werden anfing, war meine Ode vollendet. Ich sage nichts weiter von dem Schicksale derselben, als daß sie Constantien eingehändigt, und meine Muse, mit dem vollkommensten Beifall des holden Mädchens, belohnt wurde.

Zu der Ode legte ich noch einige artige Geschenke, unter andern eine junge Rose, die ich aus einem Gewächshause hatte holen lassen, und die eben aus der Knospe hervorbrechen wollte. Ich glaub-

glaubte, die Rose dürfte ohne Verse nicht überreicht werden. Folgendes Gedicht nach einem Französischen Originale diente ihr zur Begleitung.

Die Rose an Chloris.

Der Name Constantie war dem Versmaße nicht wohl einzupassen, und über dies klang mir der Name Chloris noch dichterischer. Also

Die Rose an Chloris.

Holde Frucht, gebohren aus Aurorens Thränen
Süßer Gegenstand für Zephyrs Kuß!
Königin in Florens buntgeschmücktem Reiche
Eil' im vollen Glanze aufzublühn!

Aber nein; was sag' ich? fürchte zu erscheinen!
Harre noch als Knospe eh' du blühst;
Denn der Augenblick, der dich an's Licht gebieret,
Ist der Punkt, der dich hinwelken sieht!

Gleichwie du, so blühend jung und schön, so müsse
Meiner Chloris theures Leben seyn;
Mit Auroren hab ich dich gepflücket;
Pflückt ich sie an ihrem Morgen auch!

Du beklagst dich über deine kurze Dauer;
Sieh', wie ihre Jugendzeit entflieht!
Du verblühst, wenn Boreas bald rauher wehet,
Ach! und Chloris weicht dem Hauch der Zeit!

Komm

Komm und steige von dem Dornenstrauch hernieder,
Finde anderswo dein nahes Ziel!
Du sollst jetzt die glücklichste von allen Blumen,
So wie jederzeit die schönste, seyn.

Geh und stirb auf Chloris liebevollem Busen
Er sey dein Grabmal und dein Thron!
Neidisch über dies dein auserwähltes Schicksal
Wünsch' ich mir selbst diesen schönen Tod.

Da wird Amor dich mit Anmuth unterrichten,
Wo du duftend dich hinneigen sollst.
Blende prachtvoll, unsern Augen unbeschadet,
Schmücke ihren Busen unversteckt.

Hier wirst du vielleicht der Tage mehr erleben
In dem Zufluchtsort, der dich aufnahm:
Hier wird dich ein Seufzer aufer wecken,
Wenn nur Chloris zärtlich seufzen kann.

Sie, an ihrem Theile laß' die Waffen eigen
Jenem Gotte, der mein Bündniß knüpft.
Und wenn sie einst deine Reitze sterben siehet,
Lerne sie der ihrigen Genuß.

Ob ich dieses Gedicht selbst aus dem Französischen umgegerbt habe, kann dem Leser gleichgültig seyn. Meiner Constantie gefiel es ausnehmend. Die Ode, welche lange, lange Zeit in meinem Pulte

Qua-

Quarantaine gehalten hat, theile ich meinen Lesern hier nicht mit. Sie wird nächstens, einer italiänischen Musik von Paesiello untergelegt, auf Pränumeration dem Drucke übergeben werden. Zu dem Ende ist sie schon allbereits dem geschickten poetischen Kesselflicker Herrn V. ausgeliefert worden, um sie in die Musik einzurenken.

Zehntes Kapitel.

In welchem ein deutscher Liebesbrief abgefaßt wird. Dem Leser dient aber im Voraus zu seinem Troste, daß er ihn nicht zu lesen bekommt.

Nachdem ich eine Woche lang meine bezauberte Existenz im Umgange mit meinem schätzbaren Freunde, dem Lieutenant, und, was ungleich mehr sagen will, mit der Ersten ihres Geschlechts, seinem Fräulein Schwester hingeseufzet, hingetaumelt hatte; so übergab ich ihr einen Brief, worin ich förmlich um ihre Hand anhielt. Das Jawort ihres ehrwürdigen Vaters hatte ich schon, mit der Exception, daß es nur noch auf die Neigung seiner Tochter dabey ankommen werde. Er wünsche sie so glücklich als möglich zu sehen; Er hoffe, nach der Kenntniß, die er allbereits von mir habe, daß sie es in meinen Armen seyn werde;

aber

aber zureden könne er ihr auf keinen Fall: die Wahl, bey diesem so unglaublich wichtigen Schritte im menschlichen Leben, müsse ihr ganz allein überlassen bleiben. Würde sie mich wählen, was wirklich sein ungeheuchelter Wunsch sey, so wolle er mir seinen Segen nicht einen Augenblick vorenthalten.

Constantie bat sich noch acht Tage Zeit zum Ueberlegen aus. Indessen empfieng der Lieutenant Briefe aus Berlin, die mich angingen. Meine Sache war gemacht. Der Minister, bey dem der Lieutenant fast alle Tage zu speisen pflegte, hatte die ganze Ausführung meines Plans übernommen. Der Baron von Radeberg erhielt das Patent zu einer Cornetsstelle unter dem * * schen Husarenregimente. Alles war expedirt, der König selbst, den man von meinen Verdiensten unterrichtet, hatte es unterschrieben. Ich konnte abreisen, so bald ich wollte. Diese Affaire kostete mich zwey hundert Stück Ducaten.

Nun mußte ich mich, wie ganz natürlich, equipiren. Zu dem Ende zahlte ich meinem Freunde zwey tausend Thaler aus. Binnen vierzehn Tagen, versicherte er mir, sollte alles auf die Stelle geschaffet seyn. Er setzte sich auch sogleich nieder, und schrieb an einen östreichischen Rittmeister, daß er mir drey Stück gute ungarische Pferde besorgen möchte.

Endlich war der entscheidende Augenblick da: Constantie, ach die himmlische Constantie! gab mir, mit sanften Errôthen, ihre Hand. Nun hatte ich nicht långer Lust, in Amors Reiche zu dienen: der ernstere Hymenåus sollte mich in das Seinige aufnehmen! An Geschenken ließ ich's nicht fehlen, ich ließ einen Jubelier kommen, und nahm ihr einen Schmuck fůr zweytausend Thaler aus. Ueberdies bat ich sie dringend, noch tausend Gulden von mir anzunehmen, um sich, zu was sie selbst Lust noch fånde, dafůr anzuschaffen. Sie wollte durchaus nicht, und versicherte mit der ihr eigenen Offenherzigket, daß sie eine Feindin des Luxus und ůberhaupt aller unnůtzen Ausgaben sey. Ich versichere, daß ich sie nur mit åusserster Můhe bewegen konnte, dieses kleine Geschenk von mir anzunehmen.

Den Tag darauf ging unser erwůnschtes Beylager vor sich. Wir fuhren auf ein Dorf unweit Wien, mein guter Schwiegervater und mein treflicher Schwager begleiteten uns, ein Pater — meine Braut war katholischer Confession — sprach ůber uns den Ehesegen, und ich war nun so glůcklich, so selig, als ein Neuverheyratheter es auf diesem weiten Erdenrunde immer seyn kann. Es war, als wann mir der ehrwůrdige Pater mit seinem Ehesegen ein unabsehbares Elysium erôfnet håtte! Wir fuhren ohne Aufschub wieder zurůck nach Wien.

„Nun

„Nun Constantie! Liebe! sprach ich zu ihr, indem ich sie an meinen stürmenden Busen drückte, es ist geschehen! Du mein!“

Constantie. (Indem sie ihre Arme, wie Epheu, um mich schlang) der, den ich mehr als mein Leben liebte, ohne den ich nicht leben könnte, der Inbegriff meiner kühnsten Wünsche, die dieses Herz verschloß ach! mein Heinrich! nun mein auf immer, bis der Tod uns trennt! Ich weine vor Freude!“

Sie weinte, und ich küßte eine Thräne von ihren Wangen. — Dies sey zur Probe von dieser äusserst zärtlichen Scene genug. Unser alter Vater weinte mit uns vor Freude; der Lieutenant ebenfalls. Der Tag ging vorüber, wir genoßen ein kleines trauliches Mahl. „Und nun sagte der Lieutenant, sind wir hier nicht weiter nöthig Vater! lassen sie uns gehen!“ Ich nöthigte die guten Seelen mit keinem Worte.

Nun war ich mit meiner angebeteten Constantie allein! daß ich mich nicht mit ihr werde hingesetzt und die Wiener Hofzeitung gelesen haben, glaubt man mir wohl ohne Betheurung. Was nun Wichtiges vor sich gehen sollte, liegt am Tage. Zur Wahlstatt Hymens hatte ich eine ziemlich geräumige Klause aptiren lassen. Es kostete mir Mühe, das jungfräulich schüchterne Mädchen dahin zu nöthigen. Doch ehe ich mir's versahe, husch! war sie hinein. Ich löschte die Lichter aus.

Quid multa? (ich übergehe ihr ganzes Deshabilliment, welches sie mit zitternder Hand vollbrachte, und wobey ich sie als Kammerdiener, mit aller Bescheidenheit bediente.) Sie verfügte sich an den Ort ihrer Bestimmung! Ich meines Theils warf mein jetzt unnütz Bräutigamsgewand mit aller Hitze von mir; da flog die Weste, dort ein Strumpf über eine Stuhllehne! schon stand ich als ein wahrer Sanscüllotte ausgerüstet zum Dienst der pronuba luna da; als sich auf einmal ein heftiger Lerm vor meiner Kammerthüre erhub. Ich stutzte; die Thüre öfnete sich; ein Mensch mit einer Laterne in der Hand, begleitet von vier handfesten Bengeln mit schwer beschlagenen Stökken bewafnet, stürzten in mein Heiligthum. Einer von den Sbirren faßte mich, den Apollo Belvedera im Hembde, mit seiner nervigten Rechte sehr unsanft bey der Schulter. Der Anführer mit der Laterne revierte nach dem Bette. Meine Constantie, die freylich in dieser feyerlichen Stunde auf ganz andere Unterhaltung gerechnet, hatte vor Furcht die Decke über sich hergezogen. Der Laternenträger schleuderte ohne alle Discretion die Pflaumdecke herunter, „da ist sie halt!" rufte er in einem rauhen Bierbaße. „Jesus Maria!" schrie das arme erschrockene Mädchen. Dieser Ueberfall hatte mich meiner Sprache gänzlich beraubt: Meine Zunge war wie vom Schlage getroffen. Die Brutalen mit den großen beschlagenen

Knotenstöcken nöthigten meine Constantie, sich ein wenig anzukleiden, rafften ihre Kleidungsstücke vollends zusammen, und so ging die Reise mit uns fort. Unterwegs sagte ich zu dem Anführer dieser streitbaren Männer, ich wüßte nicht, was ich verbrochen hätte, oder in wessen Hände ich hiermit gefallen wäre. Das eiserne Gesicht dieses Menschen verzog sich auf eine sarkastische Weise; er antwortete mir lakonisch, daß ich morgen schon Auskunft darüber erhalten würde. Nun fiel mir erst ein, was mir zweckmäßiger *in meiner Braut*kammer hätte einfallen sollen, dem Burschen meine Börse in die Hand zu drücken. Sie wurde angenommen, als wenn sich das von selbst verstünde, und die Reise ging weiter.

Nachdem man uns durch verschiedene Straßen escortirt hatte, gelangten wir an ein großes Palais. Man zog die Klingel; das Thor öffnete sich, und nun sahe ich wohl, wo wir waren. Aus den Knuten von verschiedenen Calibre, die an einer Säule hingen, schloß ich, daß man uns in ein Raspelhauß gebracht hatte. Meine theure Constantie bekam ich nicht wieder zu sehen: Man hatte ihr, fern von ihrem neuen Ehemann, ein anderes Zimmerchen angewiesen. Der Aufwärter, dem ich übergeben wurde, schien gutherziger zu seyn, als Menschen dieses Gelichters es insgemein zu seyn pflegen. Ich erzählte ihm meine Geschichte, die er mit vieler Aufmerksamkeit anhörte: Er

schien

schien aufrichtigen Antheil daran zu nehmen, bedauerte mich, weil ich, allem Anschein nach, ein Betrogner sey, und sprach mir Trost zu. Da ich, wie ganz natürlich, diese Nacht nicht schlafen konnte, so bat ich ihn, bey mir zu wachen, und mir die Zeit zu vertreiben. Um ihn Lust zu machen, gab ich ihm einige Gulden Geld, die ich in einer Nebentasche bey mir trug, und die wendete er nicht übel an. Er hohlte dafür ein paar Bouteillen Osterauer Bier, einige gebachene Händl. ein paar Salamiwürstel, Kipfel u. dgl. m. Ich sollte mit ihm Hahnewackel verzehren, aber ich überlies es ihm allein. Dafür unterrichtete er mich über die Justizverfassung, die mir völlig unbekannt war, sagte mir, wie ich mich morgen bey dem Verhöre zu benehmen hätte, und redete mir zu, guten Muthes zu seyn. Mein Zustand war bey dem Allen entsetzlich.

Eilftes Kapitel.

Ich komme zum Verhör.

Morgens um 9 Uhr meldete sich ein Gerichtsdiener bey mir an, um mich zum Verhöre einzuladen. „Sie sind kein Baron, sagte er zu mir, wir wissen das alles schon, Sie heissen Wilibald, und da wollte ich Ihnen wohlmeinend rathen, bey

Ihrem rechten Namen zu bleiben. Dazu bedürfte es auch keiner langen Ueberredung: Ich deponirte ohne Anstand meinen Reichsfreiherrn von Radeberg im Raspelhause, und wilibaldisirte mich auf der Stelle wieder.

Nun führte man mich ab. Man denke sich einen jungen Ehemann, der an dem ersten Morgen nach seiner ersehnten Vermälung aus dem Raspelhause kommt, und man kann sich leicht vorstellen, daß er gar nicht die brillante Figur macht, um, wie der König David gethan hat, die liebe Sonne mit ihm zu vergleichen.

Das Verhör dauerte über zwey Stunden: Ich kontestirte auf alle mögliche Weise meine Unschuld. man vernahm mich über meine Bekanntschaft mit dem Soidisant von Worakewsky, mit dessem Sohne, dem preusischen Lieutenant, mit meiner Neuvermählten, mit dem Orte der Trauung u. s. w. Alles wurde auf das genaueste registrit. Man vernahm gleich darauf auch das Fräulein Constantie, und nachher wurden wir confrontirt.

Ich verschone, wie billig, den theilnehmenden Leser, mit den hierbey nothwendigen juristischen Formalitäten, und gebe ihm nur kürzlich einen gedrungenen Auszug dieser erbaulichen Geschichte. Der ganze Plan, mich in die Falle zu locken und, so viel möglich, am Gelde zu erleichtern, war von dem ehrwürdigen Worakewsky angelegt. Dieser Mann, (er hieß eigentlich Limpert) seines Zeichens

ein

ein entlauffener Kammerdiener, von einem rußischen Gesandten, hatte sich lange in der Welt, als Spion, als Kuppler, als Glücksritter, als Beutelschneider, herumgetrieben, und unerfahrnen Leuten, bald auf diese bald auf jene Weise, die Seckel gefegt. Sein Sohn, tanto patre dignus, war, wenn man so will, wirklich sein Sohn. Zwar führte er nicht seines Vaters Namen, weil ihn der alte Limpert mit einer jungen Zigeunerin in Siebenbürgen erzielt hatte. Aber dafür war er der Intestaterbe seiner sämtlichen Tugenden; und wenn man zu diesem ansehnlichen Capital noch die Tugenden seiner Mutter schlagen will, die auf alle Fälle sehr ansehnlich seyn mußten, so liegt am Tage, daß er in dieser Rücksicht seinen würdigen Erzeuger noch weit überwog. Meine liebe durch Priesterhand mit mir verbundene Constantie — sie hies eigentlich Egidia Kobatschin — hatte einige Zeit als Stubenmädchen in Wien gedient, war mit einem jungen Herrn von altem Adel und guten Sitten nach Berlin gegangen, einige Zeit nachher wieder entlassen worden, hatte sich zu dem Lieutenant Worakewsky, sonst genannt Putzly, gefunden, mit ihm und dessen Vater hier und da herumgeschweift, ihnen alle guten Dienste erwiesen, manchen Vogel, der noch nicht lange ausgeflogen war, mit rupfen helfen, bis sie endlich so unzertrennlich mit mir verbunden wurde.

Die

Die Herrn Limpert und Putzly hatten sich unter andern auch gelüsten lassen, Kremnitzer Ducaten zu schlagen und zur innern Substanz derselben weiches Rehleder zu wählen. Auch wußte man schon, durch die Aufpasser der Policey, daß mir Putzly ein Lieutenantspatent fabricirt und des Königs Namen gemißbraucht hatte. Man verhörte mich scharf, um herauszubringen, ob ich in diesen Gaunerstreichen mit begriffen wäre; aber selbst die Aussagen der Egidia Kobatschin bewiesen durchaus meine Unschuld.

Die würdigen Herrn Limpert und Putzly hatten sich an dem Abende meiner Fete aus Wien empfohlen; aber schon standen die Steckbriefe in allen öffentlichen Blättern.

Man ließ mich wieder auf freien Fuß: Ich mußte aber zweytausend Gulden Caution stellen, und mit einem Handschlage versichern, daß ich, bis nach Austrag der Sache, in Wien bleiben wolle. Diese Bedingung ging ich ein. Nun wollte ich aber auch von der schönen Constantie d. h. von der preißwürdigen Egidia Kobatschin, geschieden seyn. Das konnte vor dem weltlichen Forum nicht geschehen; die Sache gelangte also vor das geistliche. Ich hoffte, nichts würde leichter seyn; aber ich irrte mich sehr. Man forderte die Pseudoconstantie nebst mir vor: Ich trug, unter dem Beystande eines erfahrnen Rechtsgelehrten, meine Klagpunkte vor: Ich betheurte, daß, wenn ich im min-

mindesten hätte vermuthen können, mit wem ich zu thun hätte, ich ein Mädchen von solcher Regulation nie würde geheyrathet haben; betheuerte, daß sie mich mit falschen Namen und Herkommen hintergangen; der Advocat fügte noch sehr nachdrücklich hinzu, daß die Ehe wirklich noch nicht vollzogen worden, indem ich mich nur in dem procinctu befunden, und durch den unverhoften Besuch der Polizeydiener von der Ausführung des Wesentlichen wäre abgehalten worden. Man fragte die Psevdoconstantie: Ob sie von mir geschieden seyn, oder mich ferner zu ihrem ehelichen Gemahle behalten wolle? Sie versicherte, daß sie mich herzlich liebe und meine Frau bleiben wolle. Schon war ihr Urtheil von den weltlichen Gerichten gesprochen, nämlich, daß sie mit andern ehrsamen Leuten die Gassen in Wien kehren und sich's ein halbes Jahr im Zuchthause gefallen lassen sollte. Ich fragte, ob man mir zumuthen könne, eine Frau aus dem Zuchthause zu haben, und noch dazu auf ihr glückliches Wiedersehen zu warten? Es half nichts! der Bescheid lautete dahin: daß zur Ehre des heiligen Ehestandes unsere Verbindung nicht zu trennen sey, denn was Gott zusammengefügt, müsse selbst im Zuchthause unzertrennlich bleiben.

Mein Advokat rieth mir, zu appelliren. Er untersuchte die Sache genauer, und vermuthete, daß uns ohne Zweifel kein wirklicher Geistlicher getraut habe. Wäre dem so; so sey ohne alle Wider-

derrede die ganze Affaire damit geendigt. Diese Aussicht war mir äusserst angenehm. Ich bediente mich dieses Umstands als Exception gegen das geistliche Urthel. Man ließ sie gelten; aber nun sollte ich den Geistlichen, der uns getraut hätte, auf die Stelle schaffen. Und wo diesen her? der Schenkwirth auf dem Dorfe, wo die heilige Handlung geschehen war, sagte, er kenne ihn nicht; die Pseudoconstantie versicherte das Nämliche, was freylich nicht ganz wahrscheinlich war. Endlich kam es an das Licht. Ein Polizeydiener war an meinem Ehrentage in seinen Berufswegen, in jenem wohlrenomirten Bierhause gewesen, und hatte einen Menschen in schlechter Kleidung und mit einem Antlitze, das dem höchsten Galgen Ehre machen könnte, aus einer Kutsche steigen sehen. Er beschrieb mir ihn, nach allen Lineamenten so deutlich, daß ich unsern ehrwürdigen Pater den Augenblick in ihn erkannte. Ich war hocherfreut darüber und bot dem Menschen Geld über Geld, wenn er den Ehrenmann herbey schaffen würde. Er versprach es, und ehe vier und zwanzig Stunden vorüber waren, hatte er seinen coup ausgeführt.

Genannter ehrwürdiger Pater diente als Aufwärter in einer kleinen Auberge vor dem Kärnther Thore, welche unter dem Schutze des Venus Pandemos stand. Der Mensch war zu allen möglichen Geschäften zu gebrauchen, nur zu keinem ehrlichen, als wozu er sich äusserst dumm anstell-

te.

te. — Er wurde vernommen, ich zeugte wider ihn, er gestand sein Verbrechen, und wurde ohne Umstände zum Raspelhause befördert, mit dem geschärften Zusatze, ihn mit der Knute vom derbsten Calibre nach Würden zu bewillkommen. Man hat mir nachher erzählt, daß er auf diesem Bette der Ehre geblieben sey.

Durch diesen glücklichen Zufall wurde ich von der Egidia Kobatsch geschieden. Die beiden Herren Limpert und Putzly sind, wie ich einige Zeit nachher erfahren habe, in Passau arretirt worden, und ziehen, wenn sie noch am Leben sind, Schiffe an der Donau. Hiermit mag dieses wichtige Kapitel sich schliessen.

Zwölftes Kapitel.

Ich setze meinen Wanderstab weiter.

Was ich dem dienstfertigen Putzly zur Anschaffung meiner Equipage ausgezahlt hatte, die grosen Summen, welche an den Farobänken heidi gegangen waren; der kostbare Brautschmuck, den ich der Egidia Kobatsch aufgedrungen hatte, die Caution, die ich stellen mußte, und eine Menge andere Geldausgaben, hatten mich in Wien gerade um funfzehntausend Thaler ärmer gemacht, als ich dahin gekommen war. Ich war nicht geneigt, mich

hier

hier ferner auf gutes Glück, herumzutreiben, sondern dachte ernstlich darauf, mich irgendwo zu fixiren. Noch besaß ich funfzehntausend Thaler, und die glaubte ich nützlich anlegen zu müssen. Auch überlegte ich bey mir, was ich wohl für ein Amt annehmen könnte, dem ich hinlänglich gewachsen wäre. Kommt Zeit, kommt Rath, dachte ich auch hier. Zu Hause war ich eigentlich nirgends, und da wollte ich denn verschiedene Städte bereisen, und, wo mir's am besten gefallen würde, mich niederlassen. Ich gieng daher nach Linz, nach Prag; aber nirgends wollte mir es so behagen, als ich es wünschte. Ich änderte daher den vormaligen Entschluß, auf katholischem Grund und Boden mein Glück zu versuchen, und kehrte wieder in das protestantische Deutschland zurück.

Von Prag ging ich nach Dresden; und hier muß ich gestehen, gefiel mir's, aus vielen Gründen, ausnehmend wohl. Ich versuchte auch, ob man mich hier zu einem Amte befördern wollte, und es fehlte nicht viel, so konnte ich zu einer Supernumerarstelle in dem Finanzdepartement avancirt werden. Hier hätte ich anfänglich ohne Gehalt dienen müssen; aber so bald die zwey und siebzig Expectanten vor mir, entweder durch den Hunger aufgerieben, oder durch ansteckende Krankheiten weggeraft waren, so zeigten sich mir die besten Aussichten, in eine vacante Stelle einzurücken, wobey ich Besoldung zu ziehen hatte. Die Sachsen

sen sind wirklich ein eigenes Völkchen! Was da keine Lust hat, Soldat zu werden, oder hinter dem Pfluge herzugehen, das rottet sich, bandenweise, auf den Gymnasien zusammen und — studirt. Daher die Menge Candidaten des heiligen Predigtamtes, deren Name Legion heist, die in geflickten seidenen Strümpfen und abgeriebenen Chapeausbas die Häuser der Vornehmen umlagern, um durch ihre Empfehlungen in dem Weinberge des Herrn angestellt zu werden! daher die zahllose Menge Supernumerare in allen Departements, die, wenn die Hauptstadt belagert werden sollte, gewiß nicht auszuhungern wären, weil sie sich Jahrelang darin geübt haben. Daher die Menge Aerzte, die für ein billiges Gratial von vier Groschen, Menschen von eherner Constitution aus dem Getümmel des Lebens auf ewig hinaus befördern. Daher die Menge encyclopedischer Gelehrten, die sich mit gutem Gewisien zu allen vier Facultäten bekennen können, und aus ihren einsamen Dachstuben, den Taubenschlägen gegen über, ihre Mitmenschen durch Brochüren erleuchten; die Pädagogen nicht mit eingerechnet, für die es vielleicht am rühmlichsten ist, wenn ich gar nichts von ihnen sage. Schade, daß der gute Friedrich August keine wüsten Länder in Amerika oder in der Südsee besitzt, um jährlich einige derbe Schiffsladungen von Gelehrten, als wackere Colonisten, dahin abzuliefern!

Noch hatte ich das gelehrte Leipzig nicht gesehen, und wie wäre mir's zu verzeihen gewesen, wenn ich nicht eine Excursion dahin hätte machen wollen? Ich glaubte, die höchste Eleganz und Feinheit den Sitten bey allen Menschenklassen hier anzutreffen, wenigstens waren mir jederzeit die vortheilhaftesten Beschreibungen davon gemacht worden. Als ich, durch die schöne Allee von Linden und Pappeln hindurch, zum Stadthore hineinkam — ich weis nicht mehr, was es für einen Namen führte, — so strömte eine Menge junger Leute aus einem Durchgange heraus; Einige davon hatten ein halbes Dreyerbrod in der Hand, und bissen heißhungrig hinein; Andere warfen sich mit Steinchen, oder Knochen, die sie aus der Tasche herauszogen; Andere lachten so laut, und rissen den Mund so weit dabey auf, daß wenigstens ein Revolutionsalmanach in dem Hiatus Platz gehabt hätte; Andere schlugen sich mit ihren Knotenstöcken, aus Scherz, auf die Köpfe, und behandelten einander in einer überaus attischen Manier. Ich bildete mir ein, die Handwerksbursche hätten ihren blauen Montag; und was lag darin unwahrscheinliches? „Hör Er einmal guter Freund, sagte ich zu einem, der neben meinem Pferde vorbey stolperte, sey Er doch so gut, und sage Er mir, wo ich zunächst in eine gute Auberge komme?“ Der Mensch kam mir ganz verzweifelt grob, daß ich ihn Er nannte, und in dem Augenblicke flog

mir ein Knochen an den Kopf, der, nach dem Eindrucke, den er machte, ganz ansehnlich seyn mußte. Man schalt mich einen sakr. Kerl, und da ich das hörte, gab ich meinem Pferde den Sporn, und sprengte die Straße hinunter. Als ich sicher zu seyn glaubte, hielt ich mein Pferd wieder an und fragte ein paar langsam daher schlendernde Chaisenträger, wo ich in eine Auberge kommen könnte; und erhielt die benöthigte Auskunft. Ich erzählte dem Aubergisten im Joachimsthale, einem kleinen altfressenen gelenksamen Petitmaitre den Vorfall, den ich bey meinem Eintritte in die Stadt unter den Handwerksburschen gehabt hätte? „Nein, nein, bitte ganz ergebenst, sagte der kleine Aubergist, da habe ich die Ehre Ihnen zu dienen. Das sind die Herrn Studiosi, die im Convictorio gespeißt haben. Es ist nun so die Art der Herrn Studenten; sie sind zuweilen ein wenig lustig —". „Gut gut, sagte ich, ich verstehe schon."

An der table d'hote, woran ich zu Mittage speißete, lernte ich eine andere Kaste etwas näher kennen. Es waren fast lauter Adliche. Das Gespräch roulirte über die Actricen, die in dem gestrigen Schauspiele debütirt hatten, wobey sie ganz seltene Theaterkenntnisse zeigten. Einige behaupteten, diese Coulissenprinzessinnen, wären leider! von ganz unzugänglicher Tugend. Ein paar liefländische Barone hingegen schwuren bey der ganzen unterirrdischen Dämonologie, daß sie ihnen die-

diesen Abend noch ihr Geld zeigen wollten, und es sollte zuverläßig acceptirt werden.

Das Theater machte einen ganz natürlichen Uebergang zu dem großen Bal. Ich fand, daß die Herrn hier ebenfalls in ihrer Sphäre waren. Die Damen passirten in einem langen Zuge die Musterung. Man wußte sehr genau, wie weit man bey einer jeden über die Gränzpfäle der Convenance hinausgehen könne. Es wurden auch allerhand erbauliche Anekdötchen bey dieser Gelegenheit aufgetischt. Die edle Unbefangenheit, — nach altdeutschen Style auch Unverschämtheit genannt — womit diese jungen hofnungsvollen Stammhalter ihren uralten Familien von allen diesen Dingen sprachen, ließ mich vermuthen, daß wohl ein gut Theil dieser Chronik nicht wahr seyn möchte. Bey Gelegenheit des grossen Bals, der nach dem Beyworte, der Grosse, zu schließen, für die beau- monde unstreitig sehr wichtig seyn mußte, unterrichtete ich mich von einer sehr sonderbaren Sitte. Die jungen Elegants zogen nämlich ihre Souvenirs aus der Tasche und zeigten einander, mit sichtbarer Freude, auf welche Tänze sie das ganze Halbjahr hindurch z. B. bey Madam K. bey der Demoiselle, Z. bey der Demoiselle Y. ꝛc. engagirt wären.

„Ha ha! dacht' ich, hier herrscht unstreitig noch die Dorfsitte, wo sich Barthels Tobies mit Stülpens Sabinen ein Vierteljahr zuvor zum gros-

grossen Bal auf das Pfingstbier zu engagiren pflegt, nur mit dem Unterschiede, daß der Bursche, der freylich mehr zu thun hat, dieses angenehme Engagement in kein Souvenir einträgt.“ Da ich mich eine Zeitlang in Leipzig aufhielt, und es hier und da verlauten wollte, daß ich einen Thaler Geld mit Anstand ausgeben könnte, so kam ich mit ein paar guten Häusern in Bekanntschaft, und wurde, um mir alle die Ehre zu erweisen, worauf ein ausstaffirter Mensch, der noch jung ist, Ansprüche zu machen hat, auf jenen berühmten großen Bal eingeladen. Da hatte ich denn das ausnehmende Vergnügen, tanzen zu sehen. Alle die Damen, die ich um einen Tanz bat, waren versagt, und, die es nicht zu seyn schienen, so beschaffen, daß sie jeden tanzlustigen Sterblichen den Appetit dazu vertreiben konnten. Ich dankte also sehr verbindlich, als ich vierzehen Tage nachher zum zweitenmale eingeladen wurde. —

Was den Geist der Matadors der Stadt, der Kaufleute, anlangt, so sahe ich wohl, daß er im Wesentlichen von dem, der Hamburger, eben nicht verschieden war. Es ist im Ganzen genommen eine sonderbare Mischung von wesenloser Höflichkeit und wesentlicher Grobheit. Ich gestehe, daß ich, im Allgemeinen, ungleich lieber mit Adlichen zu thun haben mag, als mit den Comtoirmenschen. Was für eine Menge wohlerzogener, naiver, süßer Geschöpfe, ohne

Prä-

Prätension, giebt es nicht unter den Landfräuleins in Sachsen, deren Geist sehr wohl gebildet ist, und die niemanden es fühlen lassen, daß sie das Wörtchen von vor ihren Namen setzen? Aber die lieben Kaufmannstöchter in Städten, besonders in dem angesehenen Leipzig! Ich sage kein Wort weiter von ihnen, und lobe mir die Landfräuleins!

Eine zahlreiche Classe von Menschen, sind hier diejenigen, die, wenn sie einige Jahre auf der Akademie existirt haben, mithin erstaunlich viel wissen, sich bey dem Decan zu *einem Examen* melden, sich einige Stunden darin schämen, und dann die sogenannte höchste Würde in der Weisheit, mit ausnehmenden Lobe, davon tragen. Da die Weisheit unter allen nützlichen Dingen in der Welt am wenigsten einträgt, und sie ihre Erwählten mehr zum Entbehren als zum Genießen angewöhnen will; so kostet es manchen von den jungen Lehrern der Weltweisheit einen harten Kampf, sich daran zu gewöhnen. Da die Schuster und Schneider, aus einem gewissen natürlichen Mangel an Großmuth, nicht eben geneigt sind, auf den Ehrenkranz der Weisheit dieser Welt viel zu borgen, so ist es nicht zu verwundern, daß mancher preiswürdige Magister der sieben freyen Künste mit gar übelfournirten Füßen auf dem ruinösen Pflaster einherschreitet, so daß man es innig bedauren muß, daß er neben seinen sieben freyen brodlosen Künsten, nicht noch die achte äusserst nützliche hinzugelernt hat, seine

baufälligen Schuhe selbst zu besohlen. Ich habe unter andern bey einem Schneider, der mir das Maas zu einem Frack nehmen mußte, ein Magisterdiplom auf der Werkstätte liegen sehen. Es war von dem Besitzer desselben versetzt werden, weil der Schneidermeister Anstand genommen hatte, dem guten Manne seine ausgebesserten Sontagsbeinkleider ohne baare Bezahlung verabfolgen zu lassen. Woher das Uebel? die Menge der Studirenden, die alle Jahre aus den trojanischen Pferden, den vielen Gymnasien, heraussteigen und nach Leipzig strömen, ist zu groß. Hinc illae lacrymae!

Dreyzehntes Kapitel.

Mein fernerer Aufenthalt allhier.

Daß es in L. sehr hübsche Mädchen giebt, hat noch niemand bezweifelt, dem die Natur gesunde Augen verliehen hat; und, ist er ein Myope, so mag er sich ein Fernglaß zulegen, und er wird die Mägdleins der Stadt eben so hübsch finden, als sie jeder Reisende gefunden hat. Was die ehrbaren Schneider dazu mitwirken, um mancher spindelhaften Figur etwas mehr Vollkommenheit zu geben, oder ausgetretene Hüften dem Auge zu entziehen, das lassen wir hier unberührt; wir wollen

es ihnen vielmehr Dank wissen, daß sie uns zu täuschen gelernt haben. Das Ding mag so weit gehen, daß mancher ehrenwerthe Bräutigam, wenn er in der ersten mystischen Nacht seines angetretenen Ehestandes, zu nähern Untersuchungen seiner Braut veranlaßt wird, er zuweilen gar nicht glauben will, er befinde sich bey der nämlichen Person, mit der er eingesegnet worden, und wohl gar auf den Argwohn fällt, sein hinterlistiger Schwiegervater habe den alten Laban nachgeahmt, und ihm, nicht eine häßliche, sondern eine höckerige Lea, statt einer schlanken Rahel zuprakticirt. Doch was gehen mich die schiefen Hüften der Mädchen und die Schneidermeister an, welche ihre Kunst daran sehen lassen?

Ich, der ich ein ungemein reitzbares Gefühl habe, ergötzte mich weidlich an der schönen Bildergallerie, welche die Natur hier ausgestellt hat. Wie? dacht' ich, wann du hier ein Weiblein aussuchen könntest? Der Leser, der schon etwas Runzeln vor der Stirn hat, wird vielleicht mit dem Kopfe schütteln, und fragen, ob ich denn meine holde Egidia Kobatsch so bald habe vergessen können, um frisch weg wieder eine andere Frau zu nehmen, so wie man etwan ein Lotterielos aus einem Huthe greift, oder sonst eine unbedeutende Entscheidung an den Rockknöpfen abzählt? Die Herrn, welche mir so kommen, müssen wissen, daß es von einer sehr furchtsamen Gemüthsart

zeigt,

zeigt, sich durch ein paar fehlgeschlagene Versuche von einer eben so wichtigen als angenehmen Sache abschrecken zu lassen. Ich habe immer gefunden, daß ganz zufällige Dinge in der Wagschale unsers Willens den Ausschlag geben. Ich gehe zufälliger Weise in Leipzig bey einer Kirche vorbey, (ich glaube, man nannte sie die Paulskirche) ich höre in dem hohlen Gebäude eine zarte Stimme, gehe hinein, und siehe da! ein junges Herrchen, sehr elegant coeffirt, predigte von der Glückseligkeit des ehelichen Lebens. Er machte seine Sächelchen so schön, und sprach so rührend von der Freude eines guten Vaters, wenn er Kindtaufe ausrichtete, daß ich glaube, er würde sein Auditorium ausnehmend bewegt haben, wenn nämlich der gute Mann eins gehabt hätte. Aber so war, ausser dem vorübergehenden Gaste, den er an mir bekam, keine Seele weiter zugegen, als ein altes Mütterchen, die sich in einem sanften Schlummer wiegte. Auf mich hingegen mußte diese wohlgesetzte Rede einen tiefen Eindruck machen, weil sie nothwendiger Weise mir allein galt. Als der berühmte Dechant Schwift zu St. Patrik in Dublin eine Wochenpredigt zu halten hatte, und bey seinem Auftritte niemanden in der Kirche gewahr wurde, als den Küster; so redete er diesen auch ganz allein an: „Mein lieber Paul Jakson! Wenn Er über Sein bisher geführtes Leben ernstlich nachdenkt, so wird Er finden, was für ein grosser Sünder

Er bisher gewesen ist 2c.“. Ich sollte meinen, diese Predigt müßte dem ehrlichen Küster zu St. Patrik hundertmal nützlicher gewesen seyn, als wenn er sie in einer vollgedrängten Versammlung mit angehört hätte, eben darum, weil sie ihn allein anging. Der Discantredner in Leipzig wagte es zwar nicht, mich insbesondere anzureden; allein es war auch gar nicht nöthig. Ich, der ich es an Geistesgewandheit mit manchem Küster im heiligen römischen Reiche gewiß aufnehmen will, urtheilte den Augenblick, daß da niemand da wäre, der dieses Kanzelmonologs sich annehmen könnte, nothwendiger Weise mir solches zukäme. Genug ich nahm mir ernstlich vor, bey meinem fernern Lebenswandel bald möglichst Gebrauch davon zu machen. Man hat ein altes Sprichwort: Wer gern tanzt, dem ist leicht gegeigt. Nicht zu verwundern, daß dasjenige, was mir der bartlose Ehestandspanegyrist so rührend vorgekräht hatte, auf einen guten Boden fiel. —

Man glaube ja nicht, daß ich, bey meinem dritten Ehestandsversuche so blind habe zufahren wollen. Wer auf mein Benehmen bey dergleichen Dingen bisher genau Acht gehabt hat, wird ohnedem schon wissen, daß mir so etwas gar nicht ähnlich sieht. Doch gestehe ich, hatte ich alle Ursache sehr auf meiner Huth zu seyn. Denn es war mir nicht leicht möglich, meine Runde um die Stadt her zu machen, einer Kirchenparade beyzuwohnen,

oder in ein Schauspiel zu gehen, ohne mich beiher ein oder ein paarmal in Gedanken zu beweiben. Was diesen schlimmen, oder nicht schlimmen, Zufall bey mir vermehrte, war, daß ich schlechterdings nichts zu thun hatte. Und da könnte ich, wenn ich wie Sancho Pansa mit Sprichwörtern umgehen wollte, wohl mit Recht sagen: Müssiggang ist des Amors Ruhebank und vieler Liebschaft Anfang! Es gab zwar Mancherley, was ich hätte vornehmen können, z. B. ein Buch schreiben, von was? das würde sich gefunden haben, und von den dasigen reichen Verlegern ein erkleckliches Honorarium dafür einstreichen. Uebrigens hatte ich ein paar gesunde Hände, und da versteht sich von selbst, daß sich schon ein Stück Arbeit für mich gefunden haben würde, wenn anders Neigung dazu da gewesen wäre.

Unter den Bekanntschaften, die ich in L. gemacht hatte, gab es auch eine, mit einem alten Spediteur. Sie war nur weitläuftig; denn noch nie hatte ich ihn in seinen vier Pfählen besucht. An einem heitern Nachmittage trafen wir einander vor dem Thore; er bat mich ihm Gesellschaft zu leisten, und mit ihm auf ein Dorf zu gehen. Ich nahm den Vorschlag an. Wir tranken dort ein paar dickbäuchiche Bouteillen Gose. Mein Spediteur ließ sich noch eine dritte geben. Als wir uns Abends wieder mobil machten, um den Rückweg zu suchen, konnte mein Freund nicht mehr

Li=

Linie halten. Es fehlte nicht wenig, so segelte sein schweres Haupt etwas früher die Treppe herunter, als seine Füße. Unterwegs nahm er einigemahle das Maas auf der Landstrasse: Es half nichts, wir mußten einander forthelfen, so gut es gehen wollte. Er sagte verschiedenemale ganz ernsthaft zu mir: die albernen Leute, welche da vorbey gingen, dächten wohl gar, er habe zu viel getrunken, aber er wolle es ihnen ins Gesicht sagen, daß sie Lügner wären. Ich gab ihm Recht. So wie wir nun immer einen Schritt um den andern fortsetzten, kamen wir der Stadt näher, endlich so gar in die Stadt selbst. Ich wollte mich beurlauben und seiner fernern Gewogenheit empfehlen; aber er lies nicht nach, ich sollte durchaus mit zum Abendessen kommen. Seine Töchter, versicherte er, würden es gern sehen, und seine Nichte sey auch ein hübsches Mädchen. „„Seine Töchter, wiederhohlte ich stillschweigend, werden es gern sehen, und die Nichte auch ein hübsches Mädchen?“ Der Leser sieht mich ohne Zweifel ihm folgen; und er irrt sich nicht.

An den Töchtern fand ich ein paar höchst unscheinbare Gesichter, und dieser Umstand hob das reitzende Ovalgesichtchen der Nichte, die wirklich schön war, desto mehr. Das Mädchen war eine Huthfabricantenstochter aus M. ein holdes Geschöpf!

Wie

Wie ich ferner ihre Bekanntschaft suchte, wie ich so glücklich war, ihr Herz zu erobern, wie brünstig ich dem gütigen Geschick dankte, daß der zufällige Weg aus einer Weißbierschenke, der Weg zu meinem Glücke geworden war, übergehe ich jetzt, und versichere meine theilnehmenden Leser nur so viel, daß ich alle gegründete Ursache hatte, mit meiner Wahl zufrieden zu seyn. Unsere Verbindung wollte ich nicht aufschieben, und so reißte ich auf Extrapost, in Gesellschaft des alten Spediteurs, mit meiner Albertine ab, um die Einwilligung ihrer noch lebenden Mutter zu empfanden, und mich dort trauen zu lassen.

Vierzehntes Kapitel.

Mein häusliches Glück.

Alles gieng nach Wunsch. An der Mutter meiner guten Albertine fand ich eine sehr brave Frau. Sie hatte eine einzige Bedenklichkeit, diese nämlich; daß ich noch nirgends fixirt wäre. So fern ich mich also zu irgend einem Amte oder zu sonst einem nützlichen Geschäft entschließen könnte; so wollte sie mir in Ansehung ihrer Tochter nicht hinderlich seyn. Ich äusserte meine Neigung, Soldat zu werden, aber weder Mutter noch Tochter schienen diesem Stande sehr gewogen zu seyn, zu-

mal, da ich, als ein Bürgerlicher eben keine Aussicht zu einem besondern Avancement vor mir hätte. Ich bestimmte mich also für den Buchhandel, und versprach, daß ich, gleich nach meiner Hochzeit in M. einen Buchladen eröfnen wolle. Hiermit war man vollkommen zufrieden. Ich heirathete meine liebe Albertine, und war ein sehr glücklicher Mensch.

Gleich nach der Hochzeit miethete ich mir ein geräumiges Gewölbe, wo ich mit bedruckten Papier handeln wollte. Noch fehlte mir's aber an Menschen, die, mit dem Gänsekiele bewafnet, zuvor erst anderes Papier vollschreiben, ehe etwas Gedrucktes verkauft werden kann. Um mich damit zu versehen, steckte ich meine Taschen voll Geld, und machte, gleich den achten Tag nach der Hochzeit, eine Geschäftsreise in verschiedene ansehnliche Städte, um einigen Autoren meine Aufwartung zn machen, und, wenn es nöthig seyn sollte, ihnen vorläufig etwas Geld aufzuschütten.

Meine Reise war nicht ohne guten Erfolg. In Leipzig z. B. handelte ich ein pädagogisches Werk von einem Haußinformator: „Ueber die beste Methode, Kindern auf eine angenehme Weise Genie einzuflößen. Der junge Mann versicherte mir, das Ganze könnte zu drey bis vier Octavbändchen anwachsen, und bat sich dabey aus, daß es mit Didodschen Lettern gedruckt werden möchte.

Von einem jungen Bellettristen bekam ich ein anderes Werk aus dem Fache der schönen Litteratur, betitelt: Storax der Teufelskünstler, eine Rittergeschichte, aus dem mittlern Zeitalter. Er betheuerte mir, daß die Ritter aus seiner Fabrik gewiß an altdeutscher Ungeschliffenheit und matrosenmäßiger Grobheit keinen Rittern in der Welt etwas nachgeben sollten. Aber wenn ich meinen Vortheil ganz verstände; wenn ich wollte, daß er seinen edlen Rittern ein recht volles und gerütteltes Maas von Ungezogenheit einflößen und seine Pfaffen so boßhaft und heimtückisch machen sollte, daß sein Storax recht gierig vom geschmackvollen Publicum verschlungen würde, so sollte ich ums Himmelswillen keine Umstände machen, sondern auf der Stelle Geld zahlen. Seine Muse, versicherte er mir, sey ein eigenes Wesen. Sie fliehe von ihm, so bald sie inne werde, daß Fasttag bey ihm sey, oder begeistere ihn wenigstens zu keiner tüchtigen Arbeit. Was also zu thun? Ich machte ihm einen ansehnlichen Vorschuß, und damit war der Handel geschlossen.

Von hier kam ich zu einem Magister. Dieser schlug mir vor eine kleine Sammlung Predigtentwürfe zu liefern, und zwar, nach den Bedürfnissen unserer Zeit. Er beklagte, daß wir in dieser Art noch wenig oder gar nichts hätten, und so hoffe er damit eine wichtige Lücke in der Litteratur auszufüllen. Weitläuftigkeit sey seine Sache im Gering-

ringsten nicht; indeß dürfte sich das Ganze doch etwan auf achtzehn bis zwanzig Bändchen, jedes von drey Alphabeth, belauffen. Ich schied von ihm, mit der Erklärung, daß ich die Sache noch überlegen wollte.

Von dem Magister stieg ich eine Stufe höher und besuchte einen Professor. Dieser Mann legte mir eine ganz neue Idee vor, nämlich, eine allgemeine Epigrapheologie zu liefern, d. h. eine vollständige Sammlung von Büchertiteln aus allen Fächern der Wissenschaften, versteht sich, von Werken, die noch geschrieben werden könnten. Nichts sey schwerer, versicherte er, als den Titel zu einem Werke aufzutreiben. Daher könne er nicht zweifeln, daß alle Gelehrte und alle Buchhändler sich dieses Werk anschaffen müsten. Diese Idee schien mir äusserst fruchtbar zu seyn. Ich ging den Plan ein, mußte aber den ganzen Ehrenlohn vorausbezahlen.

Von Leipzig nahm ich meinen Weg nach D. wo ich von einem Secretair ein neues vollständiges Titelaturbuch erhandelte. Hierauf, sagte er, müßte ich pränumeriren lassen, und wenn ich bey diesem Werke meine Rechnung nicht fände, so fände ich sie bey keinem. Noch kam mir ein wackerer Gelehrter in den Wurf, der hinter dem Ofen und seinem nie versiegenden Dintenfasse so manche interessante Reisebeschreibung geliefert hatte, an welcher insbesondere die Erdbeschreiber eine neue Quel-

le

le von noch unbekannten statistischen Nachrichten entdeckt hatten. Diesen treflichen Statistiker warb ich an, zahlte ihm ein namhaftes Quantum an Gelde voraus, und der Accord war geschlossen.

Ausserdem wurden mir von ein paar Buchhändlern verschiedene Verlagsartikel, z. B. Erbauungsbücher, Sammlungen von Trauerspielen u. d. gl. gegen baare Bezahlung abgetreten.

Ich bin so glücklich gewesen, sie alle unter Zugestehung eines billigen Rabats bey dem Infanterieregimente in M. abzusetzen, welches mir die ganze Ladung auf einmal abgenommen, und nach und nach zu Patronen verbraucht hat.

Bey aller meiner kaufmännischen Thätigkeit war es doch eine schlimme Sache, daß ich durchaus nichts vom Buchhandel verstand, weshalb ich voraus sahe, daß ich auf keinen grünen Zweig kommen wurde, wenn ich mir nicht einen einsichtsvollen großen Jungen an die Seite setzte, der das Merkantilische der Geschäfte besorgte.

Als ich von dieser Speculationsreise wieder nach Hause kam, und mich innig freute, mein liebes Weib, heiter und meiner wartend, zu umarmen, so hatte sich indeß das Haußkreutz in meine Wohnung eingeschlichen. Meine gute Albertine lag krank an den Blattern. Noch war es der Anfang dieser zerstörenden Krankheit; aber die Aerzte fürchteten für ihr Leben. Ich kam keinen Augenblick von ihrer Seite: Ich wachte ganze

Näch-

Nächte bey ihr: Ich unterlag beynahe meinem Schmerze. Nie haben vielleicht diese fürchterlichen Zerstörer der menschlichen Schönheit einer Person so heftig zugesetzt, als meinem armen Weibe. Acht Tage lang war sie völlig blind. Die Todesgefahr ging endlich vorüber, aber welche schreckliche Verwüstungen zeigten sich nicht auf dem vormals so reitzenden Gesichte dieses guten Weibchens? O ihr edlen Männer, ihr Zierden Deutschlands, würdiger Hufeland, menschenliebender Faust, daß doch eure Stimmen zu den Ohren der Großen der Erde dringen möchten! daß sie doch auch mit vereinigten Kräften die Hände bieten und alle Vorkehrungen mit euch und durch euch treffen möchten, wodurch dieses schaudervolle Uebel aus Europa vertilgt würde! Zwar werden eure patriotischen Stimmen, euer lauter Zuruf an die Menschheit, noch lange in Wüsten verhallen. Man wird noch lange auf ganz andere Dinge zu denken haben, als auf die Erhaltung des Lebens und der Gesundheit so vieler Millionen; noch lange wird man euch gutmüthige Träumer nennen, die unmögliche Dinge ausführen wollen; die Schwierigkeiten, welche dabey zu überwinden sind, und deren vielleicht noch mehr sind, als ihr selbst glaubt, werden das erschlafte Zeitalter von jedem Versuche noch lange abschrecken; aber vielleicht, wenn ihr längst die edle Rolle eures wohlthätigen Lebens ausgespielt habt, wenn selbst die Blätter eurer Schriften in

dem

dem Strome der Zeiten verschlungen worden, wirkt euer Geist noch fort auf die entferntere edlere Nachwelt, die mit männlichem Muthe; dasjenige ausführt, was ihren unthätigern Vorfahren zu schwer, oder wohl gar zu unwichtig, dünkte!

Der Leser wird diese Apostrophe nicht befremdend finden, wenn ich ihm sage, daß mein armes Weib ein Auge und einen Theil der Nase durch die Blattern einbüßte, und ihre ganze Gestalt auf das widrigste entstellt war. Traurig ist der Anblick eines vom Ungewitter zerstörten blühenden Saatfeldes; aber was ist das gegen einen solchen? Ich betrübte mich um mein trefliches Weib; und sie litt meinetwegen so viel, ach so viel! Sie verschloß sich halbe Tage lang in ihre einsame Kammer, um mir durch ihren Anblick keine traurige Empfindung zu erwecken. Ich war aber nicht fähig, sie ihrem Schmerze allein zu überlassen, ich suchte sie auf, sprach ihr Trost zu, und wenn sich mein Auge unwillkührlich auf den traurigen Ruinen ihres Gesichts verlor, so entströmten mir Thränen. Wie unnennbar glücklich hätte ich nicht mit ihr seyn können! Oft streckte ich meine Arme nach ihr aus, um sie, ihrer zerstörten Züge ungeachtet, an mein liebendes Herz zu drücken, aber es war mir dennoch nicht möglich!

So lebten wir einen ganzen Monat mit einander. Eins fühlte des Andern Leiden mit aller Lebhaftigkeit! Endlich that mir meine Frau den

hel-

müthigen Vorschlag, daß wir uns wollten trennen lassen; selbst ihre Mutter war nicht abgeneigt. „Lieber Heinrich! sagte sie einmal Abends zu mir, wir leiden gemeinschaftlich; keins kann dem Andern helfen: wir werden uns endlich vor Kummer selbst abzehren, und ich möchte dich doch so gerne glücklich wissen. Du wirst es bey einer andern Gattin seyn, und ich werde des Trostes genießen, dein Glück wenigstens nicht gehindert zu haben. Deine Achtung, das sagt mir mein Herz, wirst du mir nie entziehen.“ Das großmüthige Weib rührte mich bis zu Thränen! Ich wollte diesen Vorschlag durchaus nicht eingehen: Ich mußte endlich nachgeben.

Wir reichten daher gemeinschaftlich ein Schreiben an das Consistorium ein. Aber was erfolgte? da bey dem Verluste eines Auges und der Hälfte von der Nase das Wesentliche des Ehestandes immer bestehen könne, so sey diese Ehe durchaus nicht zu trennen. Mann und Frau seyen daher forderſamst zu ermahnen, in Freude und Leid bey einander auszuhalten, und werde ihnen ihr ungeziemendes Ansuchen hiermit ernstlich verwiesen. Dafür zahlten wir die hergebrachten ansehnlichen Gebühren, und hatten unsern Bescheid.

Meine Frau that mir darauf den Vorschlag, wir wollten uns selbst trennen. Sie wäre entschlossen, versicherte sie, sich einen fremden Namen zu geben: Sie wolle sich nach Rostock zu

einer

einer Verwandtin begeben, und mir es freystellen, ob ich mich anderwärts verheirathen wollte.

Dieses großmüthige Anerbieten schlug ich aus, fest entschlossen, bey ihr zu bleiben, bis der Todesstreich uns trennen würde. Freylich würde ich meine Frau, wenn sie sich als Mädchen, in diesem bedaurenswürdigen Zustande befunden hätte, gewiß nicht geheyrathet haben; aber was konnte das arme Geschöpf dafür, daß sie es jetzt geworden war? die Last meines Mißgeschicks fieng an, mir nach und nach leichter zu werden; aber der Gram hatte die Lebenskraft meiner Frau nach und nach aufgezehrt: Sie starb; und wie habe ich sie beweint! In meinem Herzen setzte ich ihr ein Denkmal: Noch steht es unversehrt darin! Mit meinem Buchhandel wollte es nicht recht fort. Die Autoren, denen ich Heu auf die Rauffen gesteckt hatte, hielten mit den Manuscripten nicht ein. Manches unsterbliche Werk wanderte mit der ersten Messe in die Makulatur. Verschiedene Buchhändler blieben mir die Rimessen schuldig: Andere leugneten mir die Exemplare ab, die sie mit mir changirt hatten, und ließen mich das bezahlen, was ich von ihnen hatte. Ich zog meinen Kalkul, und siehe da! ich hatte mich schon um ein Merkliches eingehandelt, sahe folglich wohl ein, daß ich die Sache gescheuter anfangen müßte, wenn ich nicht mein Vermögen vollends zusetzen wollte. Unter andern bildete ich mir ein, daß M

gar keine wohlgelegene Stadt für den Buchhändler sey. Ob ich Recht hatte, mögen andere untersuchen. Genug ich verkaufte meine Handlung, versteht sich, mit merklichem Verluste, und beschloß, wieder nach Leipzig zu gehen, um da mit den Oberältesten der Buchhändler zu überlegen, wo ich mich vortheilhafter etabliren könnte, und wie ich überhaupt die Sache mit Kopf anfangen müßte. Den Erfolg von meiner zweyten Spekulationsreise soll der Leser im folgenden Kapitel vernehmen.

Funfzehntes Kapitel.

Die Buchhändler, deren Gutachten ich in Leipzig einhohlte, waren, glaube ich, ehrliche Leute. Sie riethen mir, lieber gänzlich von einem Geschäft abzustehen, dem ich, wie der Augenschein lehre, nicht gewachsen sey. Ich folgte ihnen; aber etwas mußte doch ergriffen werden, und was sogleich? Wer sich Lust zu nähren hat, dacht ich, findet schon sein Unterkommen; denn noch hatte ich zehntausend Thaler im Vermögen, keine Kleinigkeit! gegen das freylich, was ich gehabt hatte, sehr wenig! Doch ehe ich hiervon weiter spreche, muß ich andere Dinge erzählen, die abermals in Leipzig mit mir vorgingen.

Da ich ein Jahr zuvor so glücklich gewesen war, ein so herzensgutes Weib hier zu finden, so glaubte ich, es könne auch zum zweytenmale nicht fehlen. Freilich, hätte ich lieber in M. wählen sollen, denn meine verstorbene Frau war eigentlich dort her, wie man gelesen hat. Ich bildete mir aber ein, ich müsse zum zweitenmale in Leipzig glücklich seyn: Canis a corio non absterrebitur uncto, ist ein bekanntes Sprichwort.

Hier holte ich mir denn zuförderst einige ganz artige Körbe; den einen von einer Kaufmannstochter, welche nur dann heyrathen würde, wenn ihr ein Reichsgraf, ein englischer Lord, ein russischer Knese, ein Nabob aus Indien, ein Mandarine aus Sina, und was weis ich, wer sonst? seine Hand antragen würde. Sie glaubte, es könne ihr nicht fehlen, da sie so schön sey, ein paar tausend Rthaler im Vermögen habe, und so gar Verse mache, die mehr als einem jungen Herrn Bewunderung abgenöthigt hätten. Den zweiten empfing ich ditto von einer Kaufmannstochter, die mich darum ausschlug, weil ich zu wenig feine Lebensart besäße, und durchaus nichts von dem guten Tone wüßte, der einen jungen Mann empfehlen könnte. Sie hatte sehr Recht; denn leider! hatte ich mein Talent, Zweydeutigkeiten zum Besten zu geben, noch viel zu wenig ausgebildet. Ich fürchtete sogar, mich sehr übel zu empfehlen,

wenn ich es wagte, ein junges Frauenzimmer dadurch erröthen zu machen.

Aber ich einfältiger Tropf irrte mich sehr! Die junge Schöne war weit über das bäurische Erröthen hinweg! Das dritte Körbchen bekam ich in natura. Eine Caffeeschenkenstochter schickte mir wirklich durch den Marqueur so ein Ding zu. Der Mensch kam mit einer recht freundlichen Miene, brachte ein groß Compliment von seiner Mamsell, wie er sagte, setzte das Nähkörbchen auf den Tisch, das Uebrige würde ich schon darin finden. Ich war zu discret, um hinein zu sehen, und da eben an dem Tage mein Geburtstag war, so bildete ich mir ein, es sey ein kleines Angebinde für mich. So gleich griff ich in die Tasche und gab dem Ambassadeur einem Dukaten Trinkgeld. Der Kerl lachte, und mit zwey Schritten, hatte er die Thürschwelle hinter sich. In dem Köbchen, welches mir sehr anlächelte, lag ein niedliches Briefchen, und Himmel! was las ich da? Es war eine abschlägige Antwort auf mein eingereichtes Liebesmemorial, so vornehm, so schnippsch! Und weswegen? Das erfuhr ich von einem Bekannten, der mit mir dann und wann das Caffeehauß besucht hatte.

Ein junger Baron hatte ihr zuweilen süße Kekheiten vorgesagt; sie glaubte daher, nur ein Mann von Hochwohlgeborner Wichtigkeit dürfe es wagen, ihr seine Hand anzubieten. Ich mußte

es

es also entgelten, daß ich das Herz gehabt hatte, mein Absehn auf eine Caffeeschenkenstochter zu richten.

So viel von meinen Körben. Ich klagte dieses Leidwesen einem meiner Bekannten, und er sprach mir den Trost zu, daß es nicht immer so gehen würde. Es wäre freylich eine Fatalität, die nicht jedem Ehestandscandidaten wiederführe. Wenn mir dran gelegen wäre, so könnte ich hier so viel Mädchen auffinden, die mich zum Manne nehmen würden, daß ich am Ende so viel Weiber haben sollte, als der Großherr der Türken. Ich gestehe aber, daß ich schlechterdings nicht Lust hatte, mein Heil weiter zu versuchen. Die Körbe, die Körbe, gingen mir gewaltig im Kopfe herum!

Verschiedene Leserinnen vermuthen ohne Zweifel, daß meine Figur wenig Eindruck auf ihr Geschlecht müsse gemacht haben; aber da befinden sie sich in einem gewaltigen Irrthume. Ich könnte hier mit leichter Mühe einen vollständigen Steckbrief von meiner Person mittheilen, und z. B. von meinem blauen Barte recht viel Vortheilhaftes sagen; aber ich bin im mindesten nicht eitel. Hat indessen eine Dame Lust, mich wenigstens im Bildnisse kennen zu lernen, so bin ich viel zu galant, als daß ich ihre lobenswerthe Neugier nicht befriedigen sollte. Ich stehe zu Diensten, es sey in Pastel, oder in Oelfarbe. Ist die bloße Silhouette hinreichend, desto besser; so darf ich keinem Maler sitzen. Bestellungen wird mein Ver-

leger herzlich gern annehmen, versteht sich, daß die Damen die Güte haben, das Geld gleich franco einzusenden, denn auf meine eigene Kosten kann ich mich unmöglich abmahlen oder absilhouetiren lassen. Wie käm' ich dazu? Hätte ich bey meinem Buchhandel nicht so viel zugesetzt, so könnte ich eher ein paar Thaler verschlaudern, und mich abmahlen lassen. Aber so muß man das Seine zusammen nehmen.

Sechzehntes Kapitel.

Meine Wallfahrt nach Erfurt.

Von Leipzig gieng meine Reise über Naumburg nach Jena, von Jena nach Weimar, von Weimar nach Erfurt. Hier besuchte ich einige Collegia, und ich weis nicht, wie mir der Wunsch beykam, hier Professor zu werden. Ob ich ahndete, auf diesem Schauplatz meine Talente und Kenntnisse am leichtesten geltend zu machen? Um vorläufig einen Schritt zu diesem erhabenen Ziele zu thun, wurde ich in Erfurt Magister. Doch damit man nicht glaube, als wäre mir der Einfall, Professor zu werden, im Traume beygekommen, so will ich kürzlich sagen, wie es damit zuging.

Unter den Bekanntschaften, die ich in Jena gemacht hatte, zählte ich auch eine mit einem

Bier=

Bierbrauer. Es war kein übler Mann, dieser Bierbrauer! da er hörte, daß ich nach Erfurt einen Abstecher machen wollte, so erbat er sich, mir ein Empfehlungsschreiben an einen dasigen Professor mitzugeben, dessen Name zwar weder im Meusel noch sonst in einer grossen Insectensammlung von Gelehrten, mit Musäus zu reden, vorkommt; dessen Verdienste aber dennoch entschieden waren. Besagter Professor hatte zwar seit zwanzig Jahren keine Vorlesungen gehalten; dafür aber mit dem Bierbrauen sich abgegeben, und sich, den Revenüen nach, ungleich besser dabey befunden, als wenn er durch Vorlesungen die Welt hätte erleuchten wollen. Er wirkte durch sein Geschäft eben so wohl auf die Köpfe seiner Mitmenschen; denn sein Bier war ungemein stark. Er besorgte dem eben genannten wackern Brauer in Jena, (einem Manne, der bey einer zahlreichen Menge studirender Handwerksbursche, vulgo Studenten, in grossen Ansehen stand) jährlich eine ansehnliche Quantität Hopfen, und daher die genaue Bekanntschaft; daher die gütige Empfehlung an ihn.

Meine Aufnahme in seinem Hause war, wie ich sie wünschen konnte. Der Professor war ein sehr unterhaltender Mann; nur mit Litteratur durfte man ihm nicht kommen. Da gestand er offenherzig, daß er seit zwanzig Jahren keine Notiz von dem Unwesen der papierverderbenden Welt genommen habe. Was er als Gelehrter brauche,

ver-

versicherte er, vor dreyßig und mehreren Jahren gelernt zu haben. Der Mensch, meinte er, müsse sich den Plunder endlich von der Hand schlagen. Ob er so gar Unrecht hatte, will ich hier nicht untersuchen.

Dieser ehrliche Schlag machte mich mit einer Menge Menschen in Erfurt bekannt, meistentheils mit Geschäftsleuten. Ich muß es den Erfurtern zum Lobe nachsagen, daß ich eine sehr gutmüthige Menschenklasse an ihnen gefunden habe. Mir gefiel es, in der, ihrer Lage wegen, sonst nicht eben angenehmen Stadt, und beschloß, mich häußlich hier niederzulassen.

Der mehrbenannte Professor gab mir den Rath, ein bürgerliches Gewerbe anzufangen; daß ich beiher eine Professur bekäme, dafür wolle Er sorgen. Die alten Professoren, versicherte er, wählten ihre Mitglieder selbst, der Churfürst könne nach den Statuten keine Aenderung vornehmen, denn das dürfe nur der Kaiser! Dem zufolge wolle er es bey seinen guten Collegen schon dahin bringen, daß bey der ersten Gelegenheit die Wahl auf mich fiele. Wäre ich gesonnen, Vorlesungen zu halten, wobey ich aber meine anderweitigen Geschäfte vernachläßsigen würde, so könnte mir das Anfangs wohl etwas Mühe verursachen; aber es würde sich bald damit geben. Er wäre, versicherte er mir mit einem traulichen Handschlage, erbötig, mir seine Hefte, die er vor dreißig Jahren gebraucht habe,

un-

unentgeltlich abzutreten. „Ich versichere Ihnen, lieber Magister, sie sind sehr leserlich geschrieben. Ich habe mir sie ehedem, da ich in Greifswalde studirte, für ein gutes Schreiberlohn abcopiren lassen, und die Dinge kamen mir nachher, da ich hier Professor wurde, gar sehr zu statten. Es ist ein Heft über die Philosophie dabey, das ist der beste: Er ist so deutlich geschrieben, daß sie ihn ohne Anstoß ablesen können."

Ich nahm dieses Anerbieten an, und bat mir besonders den Heft über die Philosophie aus, weil der unter allen am deutlichsten geschrieben seyn sollte. Ich empfing ihn auf der Stelle; und mein alter Professor hatte Recht. Er war ungemein leserlich, folglich zu meinem Zwecke vortreflich. Von dem Inhalte verstand ich zwar schlechterdings nichts; aber das kümmerte mich wenig. Vielleicht, dacht' ich, werden ihn die Zuhörer verstehen. In Geheim schmeichelte ich mir, nicht wenig Aufsehen damit zu machen, vielleicht gar eine Secte nach meinem Namen zu stiften, die Epoche machte. Ich hofte sogar, daß man, so wie in den benachbarten Jena die Kantianer, hier in Erfurt die Wilibaldianer in kurzem schaarenweise würde zusammentreiben können. Ich hatte mir von zwey Hauptparteien sagen lassen, die es jetzt in der philosophischen Welt gäbe, und welche tapfer gegen einander zu Felde rückten. Ich nahm mir vor, eine dritte Hauptpartey zu formiren.

Na-

Natürlicher Weise würde mich jede zum Freunde haben wollen; welch eine Aussicht auf Ansehen und Wichtigkeit!

Warum die Leser von der Ausführung dieses äusserst wichtigen Entwurfs allbereits in der A. Litteraturzeitung gelesen haben, das können sie sich leicht selbst enträthseln.

Doch ich vergesse die Hauptsache, nemlich mein Etablissement in Erfurt.

Auf Anrathen meines alten industriösen Professors fieng ich einen dreysachen Verkehr an. Ich handelte nemlich mit Brettern, mit Lein- und Rübsamenöl, und drittens, (wodurch ich besonders viel zu gewinnen hofte) mit Pferdehaaren zu Matrazen und Federn zu Betten. Da ich dies alles mit besonderm Nachdrucke betreiben wollte, so steckte ich ein ansehnlich Capital in diese drey Artikel.

Ich entdeckte sehr bald, daß ich den Geschäften nicht allein gewachsen war. Eine Gehülfin, glaubte ich, könne mir die besten Dienste dabey leisten. Man sieht, daß ich wieder Lust empfand, mich zu verheyrathen. Und wenn man nur Lust zu einer Sache hat, so wird sie gewiß ausgeführt.

Hatte ich in Leipzig Körbe bekommen, und mich über ein solches Unwesen weidlich geärgert, so fanden sich hier in Erfurt drey Mädchen in einem Hause, die, wie mir ein Bekannter insinuirte, alle Neigung hatten, mich durch ihren Besitz zum glücklichsten Erdensohne in Erfurt zu machen.

chen. Ein Weinhändler hatte drey erwachsene Töchter; die, aus dem Grunde, weil sie erwachsen waren, den festen Entschluß gefaßt hatten, keinen wackern Sponsirer, der ihnen gefiele, abzuweisen. Ich schien ihnen ein Mann zu seyn, der keinen Repuls verdiente, so fern ich auf ihr Herz ausginge. Ich habe gar nicht nöthig, viel von ihren Vollkommenheiten, insbesondere von ihrem gutem Geschmacke zu sagen; ich kann ihnen kein gültigeres Testimonium darüber ausstellen, als daß ich mit schlichten Worten sage: Sie fanden Wohlbehagen an Mir. Was bedarf es weiter Zeugniß? Auch ich, der ich überhaupt in Ansehung des schönen Geschlechts einen gewissen Universalgeschmack besitze, fand diese Gratien alle drey nicht übel. Ich nenne sie Gratien; und da ich nicht gern ein Wort ohne Ursache brauche, so muß ich mich wohl ein wenig weiter über sie erklären. Sie waren alle drey von mittler Größe, angenehm gewachsen, ungefähr von der Länge der florentinischen Venus, d. h. sie maßen circa zwey bis drey und sechzig Zoll; ob nach preusischen Maße? das kann ich nicht sagen. Die älteste schien der Aglaja, die zweyte der Thalia, die dritte der Euphrosyne ähnlich zu seyn. Worin diese Aehnlichkeit bestand, das übergehe ich hier, weil ich nicht gesonnen bin, mich in eine weitläuftige antiquarische Erörterung einzulassen. Ich glaube wenigstens eben so viel Recht zu haben, diese drey Schwestern Charitinnen

nen zu nennen, als jeder Liebhaber seine Herzallerliebste eine Liebesgöttin zu tituliren pflegt.

Für eine mußte ich mich bestimmen, wenn ich die ernsthafte Absicht hegte, zu heyrathen. Die Aglaja, d. h. die älteste aus diesem Gratientriumphirate, gefiel mir am besten. Um recht pfiffig, wie das überhaupt meine Art ist, zu Werke zu gehen, schuf ich mir einen Vorwand, um zum Vater zu gehen; denn noch hatte ich die drey liebenswürdigen Töchter nur am dritten Orte gesehen, oder auf einen Familienbal mit ihnen getanzt.

Dieser Vorwand war ganz vortreflich ausgesonnen. Ich gab vor, daß ich in Weinangelegenheiten zu ihm komme. „Ich brauchte, sagte ich, ein paar Sorten guten Wein; ein Faß Rheinwein und ein Faß Burgunder." Den Augenblick, mein Bester, sollen die Proben zu Diensten stehen, Söphchen — so hies die älteste Tochter — bring einmal den Herrn einige Proben. „Ich forderte von dem Besten, nahm die Proben, zog mein Gesicht in die rechten Kennerfalten, schlürfte die Weine tropfenweise auf der Zunge hinunter, drückte das linke Auge ein wenig dabey zu, versicherte, daß ich sogleich die Jahre, und den Weinberg angeben wolle, wo dieser Nektar gewachsen wäre, beiher blickte der blonden Aglaja in das blaue schmachtende Auge, und bestimmte mich, wie ich nachher herausbrachte, für die schlechteste Sorte, den mir aber der Herr Facius (der Na-

me des Weinhändlers) zu einen ganz ansehalichen Preise anschlug.

Zufrieden, einen guten Handel gemacht zu haben, bat er mich zum Mittagsessen, wobey der gute Mann im geringsten nicht Weinscheu war, auch mich aufforderte seinem guten Beispiele zu folgen. Die Aglaja saß neben mir und vertrat die Stelle der Hebe. Es herrschte bey Tische eine allgemeine Lustigkeit, ich zeigte mich in meinem brillantesten Humor, war eben so witzig, als ich mich gegen meine schöne Nachbarin galant bewies. Die Schwestern bemerkten etwas, und stichelten nach Tische auf die blauäugigte Sophie. Der alte Facius lachte dazu in einem so durchdringenden Weinbasse, dessen sich selbst Vater Bachus nicht zu schämen gehabt hätte. Ich muß gestehen, daß ich mich ganz metamorphosirt fühlte, und gab der schönen Sophie auf eine verblümte Weise, die aber doch nicht allzuräthselhaft war, es zu verstehen, warum ich heute auf den Weinhandel ausgegangen sey. Sie erröthete, und schlug bescheiden die Augen nieder. — Genug, binnen zwey Tagen war diese wichtige Angelegenheit zu Stande gebracht! Ich will hoffen, daß die solidesten unter meinen Lesern mit dieser Art Liebesprocedur zufrieden seyn werden. Wer weis es nicht, daß eine Menge empfindsamer Liebhabereien, mit tiefgefühlten Hinschmachten beginnen; daß erstaunlich viel geseufzt wird; daß die Thränen stromweise dabey fließen; daß die guten

Seelen, die rechtschaffenen Liebhaber, sich freywillig casteien und fasten, als wenn sie sich auf das ganze künftige eheliche Leben für das Hungerleiden abrichten wollten. Ich gestehe aufrichtig, daß ich gegen den letzten Punkt von jeher eine unüberwindliche Apathie gefühlt habe. Jedes Geschäft gelingt, glaube ich, denn am besten, wenn der Mensch gehörig gegessen und getrunken hat. Dem zufolge war ich fast überzeugt, daß diese meine vierte Ehe ausnehmend gelingen müste, weil ich denn erst eine kategorische Liebeserklärung von mir gab, nachdem ich an der Tafel des alten Facius einen welschen Hahn mit verzehren helfen, und den Weinbouteillen die schuldige Ehre erwiesen hatte. Ich will wenigstens, da ich doch einmal meine Ehestandsgeschichte, so nützlich als möglich zu machen suche, allen ehrlichen Sponsirern den freundschaftlichen Rath geben, ja nicht nüchtern auf die Heyrath auszuwandern; sondern lieber einen Schnapps für den bösen Nebel zu sich zu nehmen. Es fehlt uns überhaupt noch eine Diätetik für Liebhaber, denen es mit der Sache ein Ernst ist. Ich wünschte, daß jemand diese Lücke in unserer Litteratur ausfüllen möchte!

Siebzehntes Kapitel.

Ich Heyrathe.

Ohne Vorrede melde ich so gleich in diesem wichtigen Kapitel, daß ich nach Verlauf von vier Wochen meine Sophie heimführte. Ich weis nicht, welcher Dämon, gleich am Tage meiner Hochzeit, in mich fuhr, daß ich anfing eifersüchtig zu werden. Ich könnte hier sehr ernsthaft über dieses Uebel sprechen; könnte meine ganze Beredsamkeit aufbieten, und jeden Neuvermählten zurufen, gegen die Versuchungen dieses fürchterlichen Kakodämons auf seiner Huth zu seyn; könnte die verschiedenen Quellen anzeigen, woraus dieses Uebel zu entspringen scheint. Doch ich will ohne Anstand die Folgen darstellen, die es in Absicht meiner hatte.

Meine Sophie war ein gutes Weib; jedoch von so feinem, zartem Gefühle, als meine unvergeßliche Albertine, war sie nicht. Ich spannte meine Forderungen zu hoch, und wollte mit lebhafterer Innigkeit geliebt seyn, als sie mich zu lieben schien. Sophie war, da ich sie nun nicht mehr mit den Augen des Liebhabers, sondern des Ehemanns betrachtete, eine Frau von ganz gutem haußbackenem Verstande, und, im Ganzen genommen, mehr fröhlicher und, in einem gewissen Sinne, mehr flüchtiger Gemüthsart, als meine verstorbene Albertine. Was hinderte mich aber,

vergnügt und zufrieden mit ihr zu leben? zumal da sie auch sehr thätig war, meine Handelsgeschäfte mit besorgte, und treulich die Rechnungen über Einkauf und Verkauf übernahm? Aber der Mensch ist meistentheils sein eigener Plagegeist! Mich quälte, wie ich schon gesagt habe, die Eifersucht. Wenn meine Frau mit irgend einer Mannsperson freundlich sprach, oder auf eine unschuldige Weise scherzte, so glaubte ich schon, sie suche neben ihrem Mann noch so ein fatales Wesen, was man Cicisbeo nennt. Ich ließ ihr merken, daß mir der Ton ihrer Unterhaltung mit Mannspersonen nicht eben gefalle. Anfangs glaubte sie, es wäre Scherz von mir, und lachte darüber. Da ich aber das nämliche Lied öfter intonirte, so nahm sie ebenfalls einen andern Ton gegen mich an. Sie fragte mich: was sie mir wohl zutrauen sollte, da ich ohne alle Ursache aus blosser Laune, ein Mißtrauen in sie setzte? Bloß mein Benehmen gegen sie, erklärte sie mir mit vieler Entschlossenheit, werde ihr zur Richtschnur dienen, was sie für einen Ton gegen mich anstimmen sollte.

Meiner Geschäfte wegen mußte ich dann und wann eine kleine Reise machen, und da bestellte ich einen Candidaten des h. Predigtamts, der in meinem Hause wohnte, zum Wächter über sie. Dieser junge Mann Gottes hatte mich sehr für sich eingenommen. Der Leser wird gleich nachher erfah-

fahren, wie viel ich Grund dazu hatte. Herr Gastmann — so hieß er — wollte, wenn ich nach Hause kam, bald dieses bald jenes bemerkt haben, bald ein zu freundliches Compliment, daß sie einem vor dem Fenster Vorübergehenden zugenickt, bald ein vertrauliches Gespräch mit dem Herrn X. oder dem Herrn Z. die, um Bretter, oder Matrazen zu kaufen, dagewesen, u. d. m. Meine Stirne runzelte sich von Tag zu Tage immer mehr: Sophie hingegen versuchte alles, dessen sie fähig war, mir diesen unglückseligen Argwohn zu benehmen. Aber, die unselige Eifersucht nagte an meinem Herzen, und griff, gleich einem krebsartigen Schaden, immer weiter um sich.

Das Schlimste war, daß mein beobachtender Freund mir bald diese bald jene zweydeutigscheinende Entdeckung mittheilte. Ihr Männer, ihr Männer! hütet euch vor den Freunden, dergleichen ich einen an dem halbehrwürdigen Theologen, den Candidaten Gastmann, hatte! Dringen sie sich euch von selbst auf, so werft einen solchen Burschen recht freundschaftlich zur Thüre hinaus, oder erwiedert ihre guten Dienste mit der flachen Hand. Dieses Mittel ist etwas auffallend; ich gestehe es aber, wirksam auf jeden Fall.

Es ist eine bekannte Beobachtung, daß man die Menschen erst böse macht, wenn man ihnen nichts gutes zutraut. Dies war der Fall bey meiner Frau.

War ich zu Hause, so hatte ich auf alle ihre Tritte und Schritte mit Argusaugen Acht. Selbst, wenn ein Fuhrmann kam, und Bretter oder Rübsamenöl ablud, so lauschte ich hinter der Thüre, was sie wohl mit ihm conversiren möchte. Sie ertappte mich einigemale darüber, und fragte mich sehr höhnisch, was ich denn Schönes vernommen hätte, setzte auch wohl hinzu, daß ihr der alte Fuhrmann ausnehmend gefalle, und ich nur auf meiner Huth seyn möchte. Gute Freundinnen zu besuchen, gestattete ich ihr durchaus nicht. Selbst wenn sie in die Kirche ging, und ich nicht Lust hatte mitzugehen, mußte ihr der Candidat Gastmann wenigstens von ferne nachschleichen; wozu er sich denn jedesmal willig und gern verstand. Endlich forderte meine Frau von selbst, daß, wenn sie irgend einen Weg über die Straße zu gehen hätte, mein ehrenwerther Gastmann, den ich ihr einmal, wider Willen und Dank zum Aufseher bestellt hätte, ihr folgen sollte.

Eines Abends, als Gastmann bey mir auf der Stube war, kam meine Frau hastig zu uns, und zankte sich mit diesem Ehrenmann derb ab, daß er die elende Rolle eines Wächters über sie zu spielen das Herz hätte; worauf dieser die Repliken nicht schuldig blieb. Den Tag darauf hatte ich eine Reise vor mir. Ich stellte meinem Gastmann gemessene Ordre, sein Aufseheramt in meiner

ner Abwesenheit so strenge als möglich zu verwalten. Mit schwerem Herzen reißte ich ab.

Ehe ich aus der Stadt gieng, sprach ich bey meinem Schwiegervater ein, und dieser gab mir eine derbe Lection, des Inhalts, daß ich ein sehr ungerechter Mann wäre, meine Frau mit Eifersucht zu plagen. Er habe seine Tochter streng erzogen, habe nie Ursache gehabt den mindesten Argwohn in diesem Punkte gegen sie zu schöpfen. Durch mein Benehmen könne sie nun erst verderbt werden. Und sollte das auch nicht geschehen, so müsse es allemal äusserst kränkend für das Herz einer braven Frau seyn, von ihrem Manne mit Mißtrauung und übler Laune behandelt zu werden. Er sagte mir noch mehreres der Art. Ich versprach, mich zu bessern, mir alle möglichen Gründe vorzuhalten, das Giftkraut der Eifersucht aus meinem Herzen zu vertilgen, und künftig meine Frau besser zu halten.

Mit diesen guten Vorsätzen reisete ich ab, handelte einige Fuder Spindebretter, blieb zwey Tage aussen, und kehrte zurück, belebt von dem glücklichen Gedanken, meiner Frau auf den Abend eine unvermuthete Freude zu machen. Ich wollte ihr zu Ehren, eine kleine Familienfete geben; Gastmann sollte sie mit anordnen helfen. Himmel! wo war meine Frau? und Gastmann dazu?

Beide hatten sich miteinander aufgemacht und waren durchgegangen! der ehrenfeste Gastmann

schien endlich dasjenige von ihr erhalten zu haben, worauf er gleich anfangs sein Absehen gerichtet haben mochte. Auf meinem Schreibepulte lag ein Brief, der mir in wenig Worten erklärte, daß ich sie nie wieder sehen würde. Sie würde sich mit ihrem treuen Gastmann an einem Ort begeben, wo sie vor allen meinen Nachstellungen sicher seyn dürfte.

Was sie und Gastmann mitgenommen hatten, war ganz ansehnlich. Meine ganze Kasse, die Losung von meinem Handel, war ausgeleert; die Federn und Matrazen hatte ein Jude um einen billigen Preis erhalten; die ganze Niederlage von Brettern war Bausch in Bogen verhandelt worden; ferner hatte sich bey dieser Gelegenheit eine goldene Uhr von mir unsichtbar gemacht; ein paar theure Steinschnallen, mein Pathengeld, vier stark mit Silber beschlagene braungerauchte Pfeiffenköpfe, ein herrlicher Degen, den ich mir am Tage meiner errungenen Magisterwürde angeschaft, meine silbernen Löffel und Tischmesser, und ähnliche Dinge hatten sich bey dieser Gelegenheit mit empfohlen. Man glaube ja nicht, daß meine Frau eine ausgemachte Spitzbübin war. Sie und der ehrenwerthe Gastmann brauchten ja zu ihrer vorhabenden Desertion Geld; und woher das? Man nahm es also, wo es war. Noch hatte ich mit ihr keine Mitgift erhalten. Sie erklärte daher in ihrem Valetschreiben, daß ich mir dieses Reisegeld

von

von ihrem Vater möchte ersetzen lassen; auf diese Weise wären wir quit.

Dreymal ließ ich meine Entlauffene in den Zeitungen citiren; und da sie sich nicht wieder einstellte, klagte ich vor dem Consistorio, daß sie boßhafter und diebischer Weise von mir gewichen sey; und die Scheidung erfolgte.

Nun bekam ich aber drey Prozesse auf einmal; den ersten mit meinem Schwiegervater, welcher durchaus nichts von meinem entwendeten Vermögen ersetzen wollte. Ich schätzte den Schaden auf dreytausend Thaler. Ich verlor den Proceß gleich in der ersten Instanz, und so sehr mir auch mein Advocat rieth, ihn fortzusetzen, so wenig hatte ich Lust, mehr Geld daran zu wagen, und den Zungendrescher in Nahrung zu setzen.

Die zweite Klage war wider den Israeliten, der meiner Frau die Federn und Matrazen abgekauft hatte. Da ich nicht leugnen konnte, daß sie in meiner Abwesenheit die Vollmacht hatte zu handeln, wie sie es gut fand, so wurde ich mit meiner Klage abgewiesen. Eben so gieng mirs mit der dritten, gegen den Menschen, der meiner Frau die ganze Niederlage von Brettern abgenommen hatte. Ich verlor sie, aus dem nämlichen Grunde. —

Vier bis fünftausend Thaler hatte ich in Erfurt zugesetzt. Sollte ich denselben Verkehr von neuen anfangen? Allerdings wollte ich wieder eine Art

von Handel anfangen, nur nicht wieder hier. Der Aufenthalt in Erfurt war mir zuwider; da ich hier zum viertenmale auf eine so unverantwortliche Weise Witwer geworden war. Ich hatte wenig Trost dabey, denn ein grosser Theil der Schuld fiel mit auf mich. Aber, wo nun hin? die Welt ist groß, dacht ich, und so zog ich auf gut Glück weiter.

Meine Wanderung ging durch Thüringen, wovon ich nichts zu sagen habe, das den theilnehmenden Leser interessiren könnte. In *Langensalze* hatte ich Lust mich einige Wochen aufzuhalten, das Völklein, das man auch seiner undeutschen und kauderwelschen Sprache wegen, kaum versteht, gefiel mir im geringsten nicht. Der Bierkrug scheint das höchste Gut desselben zu seyn, selbst das sogenannte schöne Geschlecht stellt hier seinen Mann, und dem edlen Gerstensafte mag es vielleicht die dort gewöhnliche Corpulenz zu verdanken haben. Es war eben Jahrmarkt, als ich dahin kam, und die ganze Stadt roch wie eine Häringstonne, unstreitig zum Behuf des wohlthätigen Bierkrugs.

Von hier nahm ich meinen Weg in die Reichsstadt Mühlhausen. Da gefiel mir's etwas besser. Die Mühlhänser Reichsbürger, deren Kultur freilich noch in der Wiege liegt, sind so ganz ehrliche Kautze, und um deswillen muß man ihnen etwas Grobheit, die sie allein nicht dafür anerkennen, schon zu gute halten. Ich hatte nicht übel Lust

hier

hier zu bleiben und einen Getraidehandel anzufangen. Aber war es Nahrungsneid, oder was sonst, ein Mühlhäuser Aufkäufer widerrieth mir es sehr ernstlich. Indeß zehrte ich mich in Ansehung meines Vermögens immer mehr und mehr ab; es war zu fürchten, ich möchte am Ende nichts mehr haben, um ein Negoz anzufangen. Man sieht, wie nöthig es war, bald wieder etwas zu ergreifen. Da ich in Mühlhausen nichts vortheilhaftes vor mir sahe, so wanderte ich in eine andere freie Reichsstadt nach — Nordhausen.

Achtzehentes Kapitel.

Mein Aufenthalt im Nordhausen.

„Wo wird sich, mag wohl einer und der andere Leser denken, der Mensch noch ferner herumtreiben?" Est modus in rebus: Auch mich wird er nun bald fixirt sehen. Ich selbst kann ihm dieses am gewissesten voraussagen; denn, indem ich dieses schreibe, bin ich es, und sehe, als einer, der in den Hafen eingegangen ist, mit einer Art von Wohlbehagen, auf das stürmische Meer zurück. Ich glaube, wenn ich die Farth meines Lebens noch einmal antreten sollte, ich würde vorsichtiger dabey zu Werke gehen; vielleicht aber auch nicht, wer weis das? Wir sind

einmal sonderbare Wichte. Ueber der Vorbereitung zum Leben, vergessen wir oft des wahren Lebens. Uebrigens scheint es uns angebohren zu seyn, mancherley Sottisen zu begehen, die uns weit zurücksetzen. Glücklich, wenn eine gewisse Anzahl solcher Albernheiten uns wenigstens vor künftigen bewahrt. Dieser Gewinn, ich gestehe es, ist mir von negativer Art, aber werth ist er denn immer doch sehr viel.

Ich könnte mich bey dieser Gelegenheit, wenn ich so sagen darf, etwas in die Brust werfen; könnte von der vielseitigen Nutzbarkeit meiner Erfahrungen, insbesondere von denen aus meinem vierfachen Ehestande sprechen; was könnte ich nicht alles? Ich will es aber dem gutherzigen Leser selbst überlassen, was er für Nutzanwendungen daraus ziehen will.

Aus der Ueberschrift zu diesem Kapitel wird er gesehen haben, daß ich Nordhausen durch meine Gegenwart beehrte. Was ich da suchte, oder von was ich mich wollte suchen lassen, wußte ich eigentlich selbst noch nicht. Ich dachte auf ein Etablissement. Unter andern bemerkte ich, daß es hier recht reiche Leute gäbe; und warum sollte ich's nicht auch wieder werden können? Es kommt alles darauf an, daß man seinen Kopf recht braucht! Indeß ich mit verständigen Leuten darüber zu Rathe ging, las ich in einem Journale folgende gute That von einem Frauenzimmer, welche mich rührte, mich

ganz für sie einnahm. Ich theile diese Nachricht aus einem bekannten öffentlichen Blatte mit.

Auszug aus einem Briefe eines Reisenden.

„Stille häußliche Tugend wird insgemein am wenigsten bemerkt; eine gute That ohne Geräusch von unsern posaunenden Zeitungsschreibern selten an das Licht gezogen. Seit ein paar Jahren lebte zu Gotha eine junge schöne Wittwe aus Niedersachsen, Namens Rissing. Sie scheint ihrer Jugend ungeachtet, schon mancherley Unannehmlichkeiten erduldet zu haben. Sie hat sehr wenig im Vermögen, und ist daher genöthigt, größtentheils durch weibliche Arbeiten ihren Unterhalt zu verdienen. Dessen ungeachtet hat sie ein verwaißtes Kind von einem im Felde gebliebenen Soldaten, einen Knaben von sechs Jahren, aus freyen Antriebe innerer Herzensgüte zu sich genommen, erzieht es als ihr eigenes, und wendet von ihrem sparsamen Einkommen alles dran, ihm in der öffentlichen Schule im Rechnen, Schreiben und andern nützlichen Kenntnissen Unterricht geben zu lassen. Man hat ihr Anträge gemacht, den Knaben im Waisenhause zu versorgen, aber sie findet ihre Ehre und ihr Vergnügen darin, der menschlichen Gesellschaft durch Erziehung eines künftigen brauchbaren Mitglieds nützlich zu seyn.“

Ha! dacht ich, als ich dieses las, so ein Weib zu einer Frau, wie glücklich würdest du seyn! Vielleicht wieder eine Albertine! Ein Weib, die

einer solchen edlen That fähig ist, muß durchaus brav seyn! Hier sollte weder das parthenyische Auge noch die mindeste persönliche Bekanntschaft entscheiden. Ich wollte mich ihr, als einen Unbekannten, in einem Briefe antragen; wollte ihr meine Fehler ganz getreu darstellen. Ich setzte mich also nieder, schrieb an sie, und erbot mich zugleich, ihrem adoptirten Sohn, so gut ich könnte, zu erziehen. Damit sie selbst aus dem Ductus der Hand schliesen möchte, daß ich ein Kaufmann sey — dafür gab ich mich aus, wiewohl ich noch nichts wieder war — so ließ ich meine Epistel von einem Kaufmannspurschen copiren. Ueberdies gab ich mir auch einen fremden Namen.

Der Brief schien Eindruck auf sie gemacht zu haben. Es erfolgte eine Antwort, daß, wenn Sie das Glück haben würde, mich persöhnlich kennen zu lernen, sich vielleicht ernsthafter von der Sache dürfte sprechen lassen. Hätte ich, fuhr sie fort, nicht willens, bloß ein romantisches Wagestück zu versuchen, so sollte ich die Reise zu ihr nach Gotha machen, sie kennen lernen, und sie mich, und dann müßte dem Sinne des Auges auch etwas bey der so wichtigen Entscheidung überlassen werden. In meinem Briefe hatte ich mir den Namen Makorius Sebald gegeben.

Es war mir nicht ganz gelegen, daß Madam Rissing nicht gleich einwilligen wollte; doch entschloß ich mich zu der Herzensreise nach Gotha.

An-

Unterwegs hatte ich seltsame Gedanken. „Noch keine dreyßig Jahre alt, sprach ich mit mir selbst, und schon zum fünftenmale auf die Heirath gegangen. Wenn das so fort geht bis in das sechzigste, wie hoch wird sich da nicht die Zahl deiner lieben Eheweiber belaufen? Doch Muth, Wilibald! vielleicht geht es nun besser. Vielleicht ersetzt die junge trefliche Witwe, was du bey den vorhergehenden verlohrst. Welcher von deinen vier Hälften wird sie wohl am ähnlichsten, der Gestalt nach, seyn? der, übrigens guten, Ernestine, die nur zu voreilig war, mir den Papatitel zuzuwenden? Oder der schönen Constantie, Egidia Kobatsch, deren himmlische Reitze das Zuchthaus verschönern? Oder der unvergeßlichen Albertine? Sanft ruhe deine Hülle, großmüthige Dulderin, und führt mich das Schicksal einst an deinen Grabeshügel, so sey er mir ein feyerlicher Altar, an dem ich deinem Andenken das Opfer meiner Thränen weihe! Oder dir, landstreichende Sophie? Wandere immerhin mit deinem gotresgelahrten Gastmann, wohin eigene Willkühr oder Zufall oder die Noth dich führen wird. Jezt trete ich unstreitig in die schönste Epoche meines Lebens. Zwar besitze ich keinen Reichthum mehr, wie vormals, da die Spieltische in Hamburg und die Farobänke in Wien meine ansehnliche Goldbörsen ausleerten. Aber ich habe schon längst diesem Unwesen entsagt. Noch hat mir das Glück so viel

übrig

übrig gelassen, um mit Frau und Kind mich zu nähren, wenn ich thätig bin. Auf Wilibald! dein Genius ruft dir zu, zu vollenden, bald, bald vielleicht, wirst du in den Armen der treflichen Wittwe, das schönste Glück des Lebens, Liebe, verbunden mit der reinsten, innigsten Freundschaft, der größten Wohlthat des Himmels, genießen."

Dergleichen Selbstgespräche führte ich auf meiner Reise nach Gotha mehrere. Ich rechnete zugleich auf interessante Bekanntschaften, die ich in Gotha, mit sehr würdigen Männern, machen würde. Ich hofte, daß diese meine Vermälung, so bald sie bekannt würde, in dem bekannten R. A. ihrer Vortreflichkeit wegen, dem theilnehmenden Publikum dürfte kund und zu wissen gefügt werden. Doch nichts weiter hiervon. Der Kopf eines Menschen, der in den Ehestand treten will, gleicht gemeiniglich einer Zauberlaterne, wo lauter bunte Gestalten vor dem Auge des Zuschauers vorüber gauckeln. Ich bin daher immer der unvorgreiflichen Meinung gewesen, daß ein wesentlicher Theil der menschlichen Glückseligkeit im Hoffen und Erinnern besteht. Durch jenes ist man auf der Reise des Lebens immer eine Station vor uns; man genießt, und fühlt sich glücklich dabey, und dieses Gefühl, was man so gern Täuschung nennen möchte, ist es denn doch nicht. Trift, was man gehoft hatte, nicht ein; die Rechnung ist im Voraus ab-

gethan! Was hindert, eine neue anzufangen! Und die Erinnerung an vorige Zeiten — o sie ist viel werth! Es ist ein angenehmes Geschäft, auf die Felder, wo man vormals erndtete, zurückzugehen und eine kleine Aehrenlese darauf zu halten!

Zwanzigstes Kapitel.

Candida vestis erat — Flava verecundus tinxerat ora rubor.

Daß es eine herrliche Sache um das Latein ist, hat unstreitig noch kein Kenner bezweifelt. Wer die Ueberschrift zu diesem Kapitel, welches das letzte in dieser merkwürdigen Geschichte seyn soll, zu exponiren im Stande ist, der wird sich auch schon vorläuffig eine Vorstellung von dem Aussehn der jungen Wittwe machen können, die mich jetzt nach Gotha gezogen hatte.

Als ich mich, nach meiner Ankunft, mit Speise und Trank erquickt — denn nüchtern rathe ich durchaus niemanden auf die Heyrath auszugehen — und meinen besten Rock angezogen hatte, so schrieb ich an die gute Madam Rissing ein Billetchen, worin ich um Erlaubniß bat, unsere gegenseitige Ocularinspection zu halten. Es erfolgte eine sehr höfliche Antwort und ich — flog unter Amors und aller Gratien Geleite, zu ihr hin.

Hier

Hier empfing mich an ihrem Nähtische ein junges Weib, reitzend von Wuchse, und etwas blasser Gesichtsfarbe, ein Weib, die meiner ersten Frau durchaus ähnlich sahe; mit wenigen Worten: Sie war es selbst. Das gegenseitige Erschrecken, Staunen, Stammlen, mag ich hier nicht beschreiben; solche Scenen überlasse ich den Romanschreibern.

Die Frau schien ganz verändert zu seyn. Der Vater hatte wieder zu handeln angefangen, zum zweitenmale bankrott gemacht, war ausser Landes gegangen, und hatte seine Tochter ihrem Schicksale überlassen. Der kleine Rulf war gestorben; und, um doch etwas zu haben, woran sie sich mit Innigkeit anschliessen könnte, war sie Pflegemutter von einer armen Waise geworden. Aus dem vormals etwas eiteln geldstolzen Mädchen, schienen die veränderten Glücksumstände eine recht brave Frau gemacht zu haben. Ich nahm sie wieder als die Meinige an, was unstreitig mancher meiner Leser nicht würde gethan haben, und zog mit ihr ohne Aufschub nach Nordhausen, wo ich mich zu etabliren gesonnen war. Den bausbäckigen Jungen, dessen Wildheit seiner guten Pflegemutter viel zu schaffen machte, nahm ich willig mit auf, und so ging unsere Wanderung fort. Es bedurfte keiner Umstände, unsere Verbindung von neuem zu schließen. Noch hat mich's nicht gereut, dieses Weib wieder gefunden zu haben.

Als

Als wir nach Nordhausen kamen, hatte sich eine fliegende Trouppe von Musenkünstlern in der Stadt eingefunden, und vom Rathe die Erlaubniß erhalten, Comödien zu spielen. Da ich von jeher ein Freund des Theaters gewesen bin, so schlug ich meiner Frau vor, diesen Abend den Musentempel zu besuchen. Es war ein sehr gemischtes Vergnügen, was ich da genoß. Man gab Lessings Emilie Galotti, und meine Aufmerksamkeit war äusserst gespannt, wie das ablaufen würde. Da erschien unter andern ein breitschultiger Bengel in einer Zopfperücke, Stolpstiefeln, bockledernen Beinkleidern und den Leichnam mit einem grünen Rocke angethan, auf dessen Schultern die Eindrücke des Flintenriemens noch recht deutlich zu erkennen waren, und der folglich aus der Garderobe eines Jägers auf das Theater gewandert war, um einen stattlichen Prinzen, den unwiderstehlichen Eroberer aller weiblichen Herzen, nach Würden auszustaffiren. Dieser liebenswürdige Prinz war der Freund Gastmann, jetzt genannt Gasparello. Ich hofte, meine theure Sophie hier ebenfalls wieder zu sehen. Aber von ihr war nichts zu hören und zu sehen. Ich habe nachher erfahren, daß sie sich zeitig von ihrem Gastmann separirt und sich zur erklärten Geliebten eines alten Oberlandjägermeisters hinaufgeschwungen hat. Doch was geht uns diese weiter an? — Bald darauf erschien die tugendhafte Emilie, Egidie Kobatsch, jetzt Demoiselle

Soulavert genannt. Wie sie nach wohl ausgestandener Prüfungszeit im Zuchthause hierher gekommen war, weis ich nicht, hatte auch nicht Lust, nähere Nachricht darüber einzuziehen. So viel weis ich, daß sie bey ihrem vier Wochen langen Aufenthalte in Nordhausen das Herz eines dasigen Oelhändlers durch die siegreiche Gewalt ihrer Reize erobert hat, und sich unstreitig noch furchtbarer würde gemacht haben, wenn nicht der Stadtrath dafür gesorgt hätte, diese ehrenwerthe Künstlerbande bey Zeiten zu entlassen, insbesondere den zuvorgenannten Prinzen, der bey einem Brandteweinbrenner ein paar Hirschlederne Reithosen aus Zerstreuung unter seinen Sürtout gesteckt hatte, durch zwey handfeste Stadtknechte zum Thore hinaus zu begleiten, und auf der Gränze des Nordhäuser Gebietes mit Rippenstößen ehrfurchtsvoll dimittiren zu lassen. —

Sobald sich meine Frau in Nordhausen ein wenig orientirt hatte, führte ich meinen Plan, mich auf immer hier niederzulassen, aus. Das Glück fügte es, daß ich das Hauß eines Branteweinbrenners mit allem Zubehör sub hasta erstand. Was habe ich nöthig zu sagen, daß ich die Branteweinbrennerey treiben wollte? Freylich wenn ich bedenke, wie ich vormals in Göttingen unter die Matadore der eleganteſten jungen Leute gehörte; wie ich in Hamburg in den geschmackvollsten Häusern Zutritt hatte; wie ich in Wien

als

als Baron von Radeberg keine unbedeutende Figur machte; in Dreßden für einen begüterten Reisenden galt; in Leipzig auf den berühmten grossen Ball gezogen wurde, in Erfurt Magister wurde, sogar die Hoffnung hatte, Professor zu werden, und jetzt — in der Reichsstadt Nordhausen als Branteweinbrenner figurirte! Ich, als ein Mann von so feiner Lebensart, unter dem unschlachtigen Geschlechte meiner Branteweinsblasencollegen!

Doch, ich danke dem Himmel, daß ich nicht mehr bin! und wünsche nur, daß keine Getraidesperrung von Thüringen aus meinem Brodterwerbe hinderlich seyn möge. Der Churfürst von Sachsen verbietet zwar jezuweilen die Ausfuhr des Roggens, unbesorgt ob wir Nordhäuser Branteweinbrenner mitunter die Blasen müssen leer stehen lassen, oder nicht, zufrieden, wenn nur seine Unterthanen das Brod nicht zu theuer essen; und ich lobe ihn deshalb. Aber wünschen darf ich doch wohl, daß in meiner bürgerlichen Nahrung keine Ferien eintreten mögen? Der gute D. Faust verwirft zwar den Aquavit als etwas der Gesundheit durchaus Nachtheiliges, und warnt in seinem Gesundheitskatechism recht ernstlich vor dem, womit ich mein Brod verdiene; aber wo denkt der ehrliche Mann hin? Er muß unstreitig nie im harten Winter Holz gefällt, oder Lieferungsfuhren gethan, oder

an eine Armee gedacht haben, die unter freien Himmel campiren muß.

Mit meiner Nahrung geht es im Ganzen genommen recht gut, nur daß ich das Holz zu einem erstaunlich theurem Preise bezahlen muß; und wie viel brauche ich nicht ein Jahrlang? Es gereut mich keinen Augenblick, daß ich nicht mehr mit Büchern, sondern mit Brantewein handele. Dabei habe ich ungleich weniger Verdrüßlichkeiten. Hat man dort sein bedrucktes Papier auf die Stelle geschaft, so schwebt man immer in Sorgen, was die Herrn Recensenten von der Geistesnahrung zu sagen für gut finden werden. Hier fällt das ganz weg; denn unser Nordhäuser Kornbrantewein hat von jeher in dem besten Rufe gestanden, wird es hoffentlich auch ferner bleiben.

Uebrigens distinguire ich mich unter meinen Collegen, wie man sich wohl selbst vorstellen kann, sehr zu meinem Vortheile. Erstlich bin ich ein Gelehrter, der von dem, was er auf der Universität seine Professoren hat lesen hören, doch hin und wieder etwas behalten hat; und das leistet mir zuweilen gute Dienste. Es giebt mir wenigstens ein Ansehen! Zweitens habe ich die Welt gesehen, dahingegen meine Confratres nicht über das Nordhäusische Gebiete hinausgesehen haben, und wohl gar die gute Meinung hegen, ausser der Reichsstadt Nordhausen gäbe es keine Menschen, sondern lauter Meerkatzen. Meiner feinern Le-

bens-

bensart wegen habe ich Umgang mit den Honoratioren der Stadt, denke auch, wenn keine Cabbalen gegen mich gesponnen werden, ehester Tage in den Rath aufgenommen zu werden. Drittens unterscheide ich mich von meinen Collegen dadurch, daß ich nicht so grob bin, als die Majorität von ihnen zu seyn pflegt.

Ich muß freilich manche Neckereien von ihnen aushalten; aber das bin ich nun seit einigen Jahren schon gewohnt, und stelle es ihnen frey, sich z. B. über mein unschuldiges Magisterdiplom unnütz zu machen, so viel sie wollen. Ich bediene mich dessen ohnedem nicht mehr. So bald ich meine bürgerliche Nahrung anfing, hing ich mein Diplom auf das Taubenhauß, mit der Unterschrift: dulces exuviae dum fata deusque sinebant! Meine Frau hat ebenfalls von den ehrenwerthen Matronen meiner Consorten Mancherlei leiden müssen. „Seht mir doch an die alberne Närrin, hieß es anfangs, dünkt sich wohl klüger, als unser eins. Sie denkt wohl, weil sie aus Hamburg ist; ach du meine Güte! es giebt in Nordhausen auch Leute, wohl reichere und geehrtere Leute, als sie seyn mag!“ Sie hat endlich in die Nothwendigkeit sich fügen gelernt, solche Neckereyen ruhig auszuhalten. Ich besitze an ihr eine trefliche Frau. Sie unterstützt mich mit frohem Muthe bei meinem Gewerbe, so viel nur in ihren Kräften steht, freut sich recht innig, wenn ich et-

was vor mich bringe, ist haußhälterisch, und eine nachahmungswerthe Mutter meiner Kinder. Schon habe ich ein paar wackere Knaben von ihr, und hoffe in Zukunft mehrere zu bekommen; und das soll mir sehr lieb seyn! Erziehe ich in ihnen ehrliche Brantweinbrenner oder Oelhändler, so bilde ich mir ein, dem Staate dadurch wichtigere Dienste geleistet zu haben, als wenn ich eine große wüste Lehde in dem Felde der speculativen Wissenschaften urbar gemacht hätte. Meine Frau denkt mit mir in diesem Punkte völlig einstimmig. O liebe liebe Ernestine — wohl mir, daß du das wieder bist! — indem ich dieses schreibe, rollst du in einem kleinen Wagen meine beiden muntern Knaben in der Stube umher, und freust dich so innig, daß mich das freut, und suchst deine Ehre nur darin, mich und die Knaben zu lieben, für uns zu leben! deine Bescheidenheit ahndet nicht, daß ich solches der Welt hiermit bekannt mache! Du wirst mir vielleicht sanfte Vorwürfe deshalb machen: Verzeihe es der Innigkeit meiner Liebe.

Leser, die das Glück haben, ein gutes Weib zu besitzen, werden diese Apostrophe gewiß nicht tadeln.

Authentisches Aktenstück,

aus dem Ehestands- und Criminalprocesse der schönen Susanna.

Als das Volk Gottes sich in der babylonischen Gefangenschaft befand; so erlitt es, unter den dasigen Königen, manche harte Drangsale. Zwar waren die Völkerbeherrscher nicht immer aus Neigung oder bösen Willen streng und grausam; aber sie waren auch nicht im Stande, allenthalben zu verhindern, was wider ihren Willen oder Einstimmung geschahe. Ihre Stadthalter zeigten sich von Zeit zu Zeit als kleine Despoten! denn es bleibt eine ausgemachte Wahrheit, daß der, der die oberste Gewalt hat, meistentheils derselben weniger mißbraucht, als diejenigen, denen er einen Theil davon überträgt. Allein bey aller Härte, womit die armen Nachkommen Abrahams, Isaaks und Jacobs in ihrem Exil behandelt wurden, gab es doch zuweilen Zwischenzeiten, in welchen sie es wirklich sehr gut hatten. So ging es damals, als Jojakim und dessen liebes Eheweib, die schöne Susanna, zu Babylon lebten.

Jojakim war ein angesehener reicher Mann unter seinem Volke, der zu Babylon ein großes Hauß machte, einem Garten im schönsten Styl

dabey hatte, und äusserst gut zu essen gab. Man wußte den Mann zu schätzen. Man behauptete einstimmig, daß er die feinste Lebensart besäße, und so oft an seiner Tafel guter Palmwein servirt wurde, zweifelte niemand im geringsten, daß er, bey seinen übrigen entschiedenen Verdiensten, auch das beste Herz von der Welt habe.

Es wäre wohl überflüßig zu versichern, daß sein Hauß von den beaux ésprits unter den babylonischen Israelitten recht fleissig heimgesucht wurde. Und sollte jemand einen so skeptischen Geist haben, hieran zu zweifeln, den bitten wir nur zu erwägen, daß der ehrliche Jojakim eine gar schöne Frau hatte. Jojakim selbst war einer von den gutmüthigen Seelen, die sich recht unschuldig darüber freuen, wenn die schönen Augen ihrer lieben Hälfte auch auf andere Männerherzen Eindruck machen. Er freute sich, wenn die jungen Herrn, die bei ihm aus und eingingen, begeistert von dem Becher des lieblichen Palmweins, hebräische Sonette und Epigrammen auf seine Frau machten, und sie in den beliebten babylonischen Musenalmanach einzurücken die Gefälligkeit hatten. Es waren Genies unter den Burschen, wie man sich wohl vorstellen kann; und wenn die Muse des morgenländischen Sängers allemal einen ungleich höhern Flug beginnt, als eine abendländische, so kann man leicht denken, welches hinreissende Pathos in

je-

jenen artigen Bagatellen herrschen mußte. Hier ist für den neugierigen Leser etwas zur Probe:

Wer glänzet dort
Schön wie die Morgenröthe herauf?
Schön, wie der silberne Mond,
Rein, wie der Sonnenstral,
Siegend, wie Heerespaniere?
Ha! sie ist es, die schönste der Weiber,
Sie hat mich bezaubert
Mit einem ihrer Blicke
Mit einer ihrer Ketten am Halse bezaubert!
Welche Wonne ist ihre Liebe
Wie viel süßer als Palmwein ihre Liebe
Wie viel lieblicher der Duft ihrer Locken
Als Balsam!
O wie reitzend du Schönste
Wie wonnig müßtest du seyn,
Im Arm deines Trauten!
Gern möcht' ich erklimmen den Palmbaum
Und fassen seine Zweige!

Solche artige Sächelchen kamen dem guten Jojakim oft in die Hände, und er freute sich darüber; that sich aber auch nicht wenig darauf zu gute, daß es ihm, und nur ihm geglückt war, legaler Ehemann einer so reitzenden Frau zu werden. Man muß ihm zum Ruhme nachsagen, daß er von der häßlichen Untugend, der Eifersucht, völlig frey war. Er fühlte sein eheliches Glück mit aller Innigkeit, und, unter allen zuverläßigen Dingen, war ihm in der Welt nichts gewisser, als

daß die schöne Susanna nur ihn mit aller ersinnlich Zärtlichkeit liebe. Und wenn auch ihr Auge sich bey der Unterhaltung mit einem jungen feurigen Adonis sichtbar erheitere; wenn auch ihre Blicke, gleich den seelenvollen Blicken der königlichen Sulamith denen des jungen Schäfers begegneten, so glaubte Jojakim, daß Susanna schlechserdings nur an ihn dabey denke! Wie selig doch eine solche Glaubensfestigkeit alle Jojakims älterer und neuerer Zeiten zu machen im Stande ist!

Unter mehrern jungen Beschnittenen, die sich zu den Cotterien der israelitischen Aspasia einfanden, war auch ein sehr wohlgebildeter junger Mensch, Namens Daniel, an welchem sie das meiste Wohlgefallen zu haben schien. Der Leser hege dabey keine argen Gedanken! Warum sollte eine schöne junge Frau kein Wohlgefallen an einem jungen Mann finden, der für den Künstler ein Apollo seyn könnte? Kann der Mensch seinen Augen gebieten, daß sie nicht sehen? Seine Empfindungen gänzlich austilgen? Auch der junge Daniel war äusserst bescheiden, wiewohl es ihm nicht übel that, unter seines Gleichen von der schönen Susanna ausgezeichnet zu werden. Jojakim sahe dieses; aber welchen Verdacht sollte er dagegen schöpfen, da er seines ehelichen Glücks einmal für allemal gewiß war? Daniel wurde fleißig an seine Tafel

gezogen, theils wenn er mehrere Gäste beysammen hatte, theils auch ganz allein.

Jojakim verwaltete zu Babylon ein sehr wichtiges Amt: Er war, nach unserer Art zu reden, Präsident des höchsten Tribunals unter seinem Volke, welches die babylonischen Juden, ihres preßhaften Zustandes ungeachtet, durch eine besondere Gnadenbezeugung des Königs, haben durften. Da der gute Mann selten wuste, was vor seinem Forum verhandelt wurde, willig und gern den Subaltern überlies, was eigentlich ihm zukam, und in streitigen Fällen das Urtheil an den Rockknöpfen abzählte, so liegt wohl am Tage, daß er kein übler Präsident war!

Seine werthen Collegen bat er fleißig zu Tische, und es gefiel ihnen, zumal in der Gesellschaft der schönen Susanna, welche mit eben so vieler Würde als Gratie die Honneurs vom Hause machte, ungemein wohl. Ein Mann, der gut zu essen giebt und eine artige Frau hat, besitzt in der Regel allemal das wünschenswerthe Glück des Lebens, recht treue und erprobte Freunde zu haben.

Es fügte sich unter andern, daß zwey Aeltesten von dem Volke zu Richtern gewählt wurden, von welchen man sagte, daß selbst Satanas keinen würdigern Subjekten das Votum hätte geben können. Es waren ein paar alte abgelauffene Ritter, die aber darum immer noch bey dem andern Geschlechte sich furchtbar zu machen suchten. Niemand

mand behandelte sie gleichmüthiger, als unser Jojakim. Fast täglich kamen sie in sein Hauß, um wegen rechtlicher Angelegenheiten sich mit ihm zu besprechen, folglich seine Meinung darüber zu vernehmen. Es war bewundernswürdig, wie ihm dies allemal so leicht wurde! die beiden werthen Collegen versicherten ihm auch jedesmal, so oft sie ihn über etwas entscheiden ließen, daß er den Nagel recht auf den Kopf zu treffen wisse; und wer nicht im Mindesten hieran zweifelte, war er selbst!

Jojakim hatte an seinem Hause einen schönen Garten im besten orientalischen Style, worin er, ermüdet von den schweren Amtslasten, sich zu erhohlen und mit seinen Freunden über die Mängel der babylonischen Regierung und schlechte Zeiten zu discuriren pflegte. Beym Eintritt in diesen Garten wehten die lauen Lüfte von der Abendseite den schönsten Duft von Florens bunten Blumenbeeten entgegen. Ueberdies gab es hier die herrlichsten Anlagen. Wilde Plätze, die die Kunst noch mehr dazu erhöht hatte, schattige Jasminlauben, dunkle Bogengänge, kühle Grotten mit weichem Moose ausgelegt, wechselten auf das Reitzendeste mit einander ab. Auch fand man hier recht bequeme Badehäuser für beide Geschlechter.

Gegen Abend, so bald der Tag kühle wurde, pflegte die schöne Susanna sich dahin zu verfügen, um zu baden. — Lange schon hatten die beiden ehrwürdigen Aeltesten so etwas für sie empfunden,

was

was so mancher alte Sünder für eine junge Frau zu empfinden pflegt. Lange schon hatten sie bey ihren Besuchen in Jojakims Hause ihre beste Lebensart in Unkosten gesetzt, der schönen Susanna etwas artiges, etwas empfindsames, vorzuhusten, vorzuknarren, vorzulächeln. Alles, was die reizende Susanna darauf erwiederte, war, daß sie darüber lachte, freilich in einem Tone, der die ehrsamen Ben-Naphthali und Ben-Joram eben nichts hoffen lies, aus dem sich aber doch so viel ergab, daß Schmeicheleien, selbst von solchen höchst confiscirten Patronen, als Ben-Naphthali und Ben-Joram waren, immer noch ein annehmungswerthes Opfer für sie seyn mochten. Ein schönes Weib, ist bekanntermaßen immer noch etwas mehr Weib, als andere, die weniger reizend sind.

Gewisse alte Herrn haben oft nur noch die Eitelkeit, bey jungen Damen wohl gelitten zu seyn, ohne daß ihre Wünsche weiter hinaussteuern. Allein die Empfindungen, die bey unsern Ben-Naphthali und Ben-Joram sich von Zeit zu Zeit unnütz machten, waren von etwas soliderer Art. Die brutalsten der menschlichen Begierden, mochten in Alarm bey ihnen gerathen seyn! Einer merkte es an dem andern sehr deutlich, was in ihm vorging, wenn die reitzende Susanna etwan ein freundliches Wort mit ihm sprach. Der Neid zeigte sich dabey unverkennbar! Gieng die schöne Susan-

sanna, um ihre gewöhnliche Zeit, leicht bekleidet, in das Bad, so traf immer Einer den Andern in der Nähe des Gartens, um diese Göttin zu belauschen.

Quibus idem est studium eademque voluntas alter alterum tuetur *) sagt ein gewisser Alter, ich besinne mich aber nicht so gleich, wer es war. Genug, die beiden Aeltesten gestanden einander ganz aufrichtig, was sie, im Betreff dieser schönen Frau, wünschten und beabsichteten. Um Liebe war, wie man sieht, es ihnen eigentlich nicht zu thun, sondern, man weis es ja schon!

Was sie wohl sahen, daß sie freywillig von ihr nie erhalten würden, das beschlossen sie, durch List oder Gewalt, gemeinschaftlich von ihr zu erzwingen. Der Garten, aus welchem sie, während des Badens, ihre weibliche Bedienung entfernte, schien ihnen der bequemste Ort, zu Amors Kriegen zu seyn.

„Lieber Ben-Naphthali, sprach der Eine zu dem Andern, lieber Ben-Naphthali, bey allen Propheten meines Volks! so schön habe ich sie unter den Töchtern Israels nicht funden!“ Ich auch nicht, erwiederte jener, wer kann sie sehen, ohne ihrer zu begehren? Ihr Haar, schwarz wie Rabengefieder, ihre Augen, wie Täubchen an den Wasserbächen, ihre Wangen wie Balsambeete, ihr

Mund

*) zu Deutsch: Ein Wolf hilft dem Andern, Schaafe stehlen.

Mund wie der Ritz am Granatapfel, ihr Wuchs so schlank, wie eine Schirmpalme an den Flüssen, wessen Auge vermag dies alles zu schauen, ohne — ja bey der grossen Stadt Babylon! lieber Ben-Joram, laß uns etwas aussinnen, das uns zum Ziele führen möchte!

Der Entschluß, den sie mit einander faßten, war, daß sie am ersten Tage nach dem künftigen Neumonde versuchen wollten, ob ihn etwan von einer Magd im Hause eine Thüre in den Garten geöfnet würde. Da wollten sie sich in einer Grotte, nicht weit von dem marmornen Badehause verbergen, und so bald die schöne Susanna ihre weibliche Bedienung entlassen hatte, und mit der Najade des Stroms, woran ein Arm den Garten durchschnitt und Wasser in das Badehauß führte, allein wäre, einen ritterlichen Ausfall thun, und, als neidlose Freunde, sich brüderlich in diese reitzende Beute theilen.

Der Tag erschien und die beiden Aeltesten fanden sich bey guter Zeit ein. Sie musten sehr lange warten; denn der Tag war äusserst schwül, und die schöne Susanne erschien ungleich später, als sie sonst gewohnt war. Einige träge Stunden hinter einander mußten sie sich in benannter Grotte verbergen, und sich die Zeit so gut als möglich vertreiben. Sie sprachen, sagt man, indessen sehr ernsthaft von dem traurigen Verfall der Orthodoxie unter ihrem Volke, und Einer ermunterte

te den Andern, doch ja alles zu thun, was in seinen Kräften stünde, um dem Unwesen zu steuern; der Himmel werde so etwas zuverlässig belohnen und alle ihre Feinde aus dem Lande der Lebendigen vertilgen!

Schon fing es an dämmerig zu werden, und, Susanna erschien noch nicht! Bald glaubten die Aeltesten, es werde heute aus ihrer Schäferstunde nichts werden. Schon dachten sie auf ihren Rückzug! — Der Mond zeigte sein wonnelächelndes Antlitz, und blickte bescheiden hinter den hohen Wipfeln der Bäume hervor! Himmel! da öfnete sich die Thüre zum Garten! Susanna trat mit ihren Mägden herein. Kehrt wieder zurück, sprach sie zu ihnen, und hohlet mir von dem köstlichsten Balsam, und schließt die Thüre hinter euch wieder zu, indeß ich mich bade und salbe." Die Mägde erfüllten eilig ihren Auftrag. Wie indeß unsern guten Ben-Naphthali und Ben-Joram die Herzen klopften vor Warten der Dinge, die hier geschehen sollten, läßt sich leicht erachten. Wir getrauen uns zu wetten, daß sie einstweilen den Verfall der Orthodoxie rein weg verpassen. Doch was geht es uns hier an, was sie dachten? Wir erzählen, ohne Umschweife, was sie thaten. Als die schöne Susanna etwan ein halbes Stündchen in dem Badehause zugebracht hatte, so meinten die Herrn in der Grotte, daß nun wohl der zweckmäßigste Augenblick da sey, ihr Plänchen auszuführen, indem die schöne Frau jetzt unstreitig sich

in dem Zustande befinde, in welchem sie nicht wohl entfliehen könne; wenigstens hielten sie es nicht für wahrscheinlich, daß sie, wie Mutter Eva im Stande der Unschuld, kleiderlos die Flucht ergreifen würde.

Kurz, sie sprangen in der Dämmerung aus ihrer Grotte hervor, furchtsam wie ein paar Feldhaasen aus einem Hirsenbeete, blieben einige Augenblicke stehen, und horchten weit umher, ob alles sicher sey. Da ihnen dies so zu seyn schien, gingen sie leise, auf den Fußzähen schwebend, auf das Badehauß zu; ein herzhafter Stoß an die Thüre, und sie sprang auf einmal weit auf! Susanna war eben noch mit ihrer Badearbeit beschäftigt. Sie erschrack, schrie laut um Hülfe, „Bst, bst! sagten die Alten, schönste in Israel! wir sind deine Freunde; dein Rufen ist umsonst, sey nicht so neidisch mit deinen Reitzen! Laß deine Knechte sich letzen!“ Susanna schrie um so lauter! Auf einmal stürzte ein männliches Wesen in das Badehauß hinein. „Wer sind die Frevler? Wer?“ Sein nervigter Arm faßte sie beide und schleuderte sie heraus. Mit Löwenmuth warf er beide in einem Augenblicke zu Boden, stürzte über sie her, und arbeitete sie unbarmherzig durch. Ben-Naphthali war so glücklich, sich loszuwinden, und da er nicht Lust hatte, in der Dunkelheit die Zähne wieder zusammen zu suchen, die er bey dieser Niederlage verloren hatte, so wählte er des klügern

Theil,

Theil, und gab Reisaus, ohne sich um das fernere Schicksal seines theuren Freundes zu bekümmern. Dieses war eben nicht sanft. Doch wir lassen den großmüthigen Befreier der bedrängten Unschuld sein ritterliches Stück Arbeit an Ben-Joram ausführen so lange er es für gut findet, und führen unsere Leser wieder in das Badehauß zur schönen Susanna. Diese hatte sich indeß in ihre leichte Bekleidung geworfen und eilte furchtsam zum Garten hinaus.

Um den Leser sogleich die nöthige Auskunft von ihrem mannhaften Befreier zu geben, melden wir nur so viel, daß es der schöne Daniel war, von dem wir oben gesprochen haben. Wie dieser junge Mann gerade um diese Zeit in den Garten gekommen war, kann uns gleichgültig seyn. Verlangt man zu wissen, was sein Anbringen hier war? oder was er sonst für eine Absicht hatte? So fragt man uns mehr, als wir selbst wissen. Daß er eine haben mußte, glauben wir indeß ganz gewiß!

Da diese beyden ehrenwerthen Aeltesten einen so schlechten Kampf gekämpft hatten, und ihre alten Knochen und Schenkel am besten aussagen konnten, wie übel ihnen ein Spaß bekommen war, wobey ihren Rücken, im Angesichte des Liebelächelnden Mondes, das sechste Gebot samt der Auslegung dermaßen eingebläut wurde, daß es einer

Men-

Menge warmer Umschläge und Pflaster bedurfte, ehe sie es wieder ausheilen konnten; so dachten sie natürlicher Weise auf blutigste Rache. Den folgenden Tag wurde ein öffentliches Criminalgericht der Susanna wegen angestellt. Sonderbar war es denn freilich, eine Frau vor einem Gerichtshofe zu verklagen, wo ihr Mann selbst Präsident war. Indeß, wer weis, was geschehen wäre, wenn er sich bey dieser tragischen Geschichte zu Hause befunden hätte? Denn wirklich, er war eben auf einige Tage verreißt, so daß Susanna bey ihrer traurigen Lage ihres besten Trostes entbehren mußte. Der junge Daniel verwaltete indeß bey der schönen Bekümmerten eben so kräftig sein Trostamt, als er sich ritterlich bey ihrer Befreiung erwiesen hatte. Niemand im Hause wuste, daß Er ihr Befreier gewesen war, und sowohl Er, als die schöne Susanna, mochten sehr gute Gründe haben, warum sie diese edle That verschwiegen. Ihm war es genug, sie gethan zu haben. Auch die Aeltesten wußten es nicht, wessen Arm sie empfunden hatten. Früh Morgens, als der Tag anbrach, wurde zu Babylon ein eben so feierliches Criminalgericht gehalten, als nur immer in unsern Zeiten dasjenige seyn mochte, welches in Ehesachen der Gräfin Kingston zu Westmünster gehalten wurde. Auf einem freien Platze, welchen der König der jüdischen Nation zu diesem wichtigen Behufe für eine ansehnliche Bezahlung über-

lassen hatte, wurde dieser berühmte Criminalproceß vorgenommen.

In Abwesenheit Jojakims, wählte man einstweilen einen andern Präsidenten. Es war ein Vetter des mehrerwähnten Ben-Joram. Dieser räusperte sich, legte sein Gesicht in die gehörigen Falten, ließ sich die Ehegesetze vorlegen, und ein paar Schriftgelehrten an seine Seite treten, um, wenn es nöthig seyn sollte, diese Gesetze öffentlich vor dem Volke zu erklären. Alles war in der gespanntesten Erwartung!

Die schöne Susanna erschien in Trauerkleidern, begleitet von ihren sämtlichen Verwandten. Ihr Gesicht bedeckte ein dünner Schleier. Als sie erschien, geboten die Ankläger, daß sie vor diesem ehrwürdigen Tribunale den Schleier ablegen solle, denn sie könnte ja wohl, meinten sie, eine Sklavin an ihrer Statt beordert haben, ihre Rolle zu übernehmen. Ungeachtet es Sitte war, hier verschleiert zu erscheinen, und ungeachtet der Schleier selbst so dünne und durchsichtig war, als Spinnewebe, so, daß jener Vorwand sich natürlicher Weise selbst widerlegte, so entschied doch die Weisheit des Präsidenten, daß Beklagte sich entschleiern müsse. Sie gehorchte; und da standen Ankläger und Präsident, unbeweglich wie Pallisaden, als sie das schöne Weib durch die Trauer so merklich verschönert fanden. Es läßt sich denken,

ken, wo jezt ihre angeregte Einbildungskraft umher flatterte.

Die Ankläger erhuben sich sodann und traten mitten auf den freien Platz, der von dem Volke umgeben war, nahe zum Tribunale hin. Ben-Naphthali war den Abend zuvor etwas stark gezeichnet worden, so daß er sein Antlitz mit einigen Pflastern hatte belegen müssen. Ben Joram ging krum und sehr gebückt an einem Stabe, weil sein Rücken und übrige Hinterseite die verunglückte Schäferstunde noch nicht verwunden hatte.

Die Ankläger sagten aus: Da Susanna, die Tochter Halkias, Abends in der Kühlung in den Garten mit zwey Mägden gekommen sey, um sich zu baden, so habe sie darauf ihre Bedienung entfernt. Alsbald sey ein junger Geselle erschienen, der sich im Garten versteckt gehalten, und habe dasjenige bey ihr genossen, was ehedem Thamar dem Stammvater Judas und Bathseba dem Sohne Isais gestattet. „Da wir nun diesen Frevel mit Augen sahen," fuhren sie in ihrer Anklage fort, (wie sie selbst, und weswegen sie in den Garten gekommen waren, davon sagten sie freilich nichts) „da wir dieser Frevel mit unsern Augen sahen, so sprachen wir zu einander, laßt uns hingehen und dieses ehebrecherische Geschlecht ergreiffen und vor Gericht führen. Aber der Jüngling entfloh, und ließ sich nicht fahen, daher haben wir die Ehebrecherin ergriffen, und führen sie vor Gericht, daß sie nach unserer Väter Weise den

Lohn ihrer Schande, die sie über unser Volk gebracht hat, empfahen möge."

Susanna forderte, sich vertheitigen zu dürfen; aber der Präsident, der ein gewiegter Criminalist seyn mußte, erwiederte, daß es bloß darauf ankomme, ob, neben den Anklägerr, auch Zeugen auftreten würden. Ben-Joram antwortete, daß dieses niemand besser bezeugen könne, als sie (die Ankläger) selbst. Der scharfsinnige Präsident entschied ohne Anstand, daß durch zweyer Zeugen Mund, die Anklage hinlänglich bekräftigt sey.

Susanna versuchte abermal, etwas zu ihrer Vertheidigung vorzubringen; aber die Ankläger schrien laut, daß sie durch zwey Zeugen hinlänglich überwiesen sey. Der Präsident gebot auf einige Augenblicke Stillschweigen. „Ich will, sagte er, der Entscheidung ein wenig nachsinnen." Das Volk stand in stummer Erwartung, was dieses Orakel der Justiz jetzt aussprechen würde. Er räusperte sich einigemale mit vielem Anstande, rieb sich Stirn und Augen, weil er, wie man sagte, die Nacht zuvor Zank mit seiner Frau gehabt, folglich nicht wohl geschlafen hatte, und sprach folgendes bewundernswürdige Urtheil aus: „Ihr Männer vom Stamme Juda, ihr hört, daß die Angeklagte Jojakims Weib und Hilkias Tochter ist, da sie nun einen solchen Frevel begangen, mit einem jungen Gesellen, ohne Vorwissen ihres Mannes, Ehebruch zu treiben; so ist sie vor unserm Gerichte allhier angeklagt worden. Die würdigen

digen Männer unsers Volks, Ben-Naphthali und Ben-Joram haben ihre Klage vorgebracht, und die Angeklagte ist überwiesen.“ „Die Zeugen! die Zeugen!“ murrte das Volk sehr laut. „Ja die Zeugen, fuhr der Präsident fort, sind auch aufgetreten, wie ihr mit Augen gesehen, und mit Ohren gehört habt.“

„Ankläger und Zeugen, rufte ein Mann unter dem Volke, können nicht eine Person ausmachen. Noch sind keine Zeugen vorhanden.“ „Laßt Zeugen auftreten, wir fordern es“ rufte das Volk. Der Präsident gebot von neuem Stillschweigen, räusperte sich abermals, und wischte sich den Schweiß von der Stirne.

„Ihr Männer aus den Stamme Juda, öfnete er abermals seinen Mund, hört mich, und laßt euch weisen in dieser wichtigen Sache. Wenn wir zu irgend einer Zeit so einen kleinen Ehebruch begehen, so nehmen wir ja niemals einen oder mehrere Zeugen dazu. Der Schriftgelehrte sties bey diesen Worten dem Präsidenten derb in die Seite, um ihn an die Sotise zu erinnern, die er eben gesagt hatte; aber der gute Mann, dem ohnedem schon angst und bange war, wurde dadurch noch ungleich verlegener, und fing von neuem an. „Wenn Ich oder jemand anders aus unserm Volke zuweilen einen kleinen Ehebruch begehen, so wissen wir ja insgesamt, daß wir niemals Zeugen dazu nehmen. Daher ist wohl zu glauben, daß Susanna und ihr schändlicher Buhle auch keine werden zugelassen haben.

ben. Da nun aber ihre Ankläger selbst als Zeugen wider sie auftreten, was bedürfen wir da andre? Kraft unserer Gesetze kann sie sonach nicht anders, als zum Tode verdammt werden..“

Bey diesen Worten pflogen dem Präsidenten eine Menge Granatäpfel nach dem Kopfe. Auf die Granatäpfel folgten Steine, wovon einer das occiput desselben so richtig traf, daß er den Inhalt desselben mächtig erschütterte. Die ganze versammlete Menge gerieth in Alarm. Tausend Stimmen durchkreutzten sich, und schrien: daß ein ungerechtes Urtheil sey gesprochen worden. Man verlangte ein neues Verhör! Niemand wuste, was er in diesem Wirrwarre thun, oder nicht thun sollte.

Indeß man den Präsidenten während dieses Tumults in Sicherheit gebracht hatte; erschien ein anderer Mann auf dem Richterstuhle. Zwar berechtigte ihn sein Alter (denn noch hätte kein gewissenhafter Barbierer seinem Barte ein gehöriges Attestat ausstellen können) bey weiten nicht, sich in diesem kritischen Falle richterliches Ansehen anzumaßen. Aber niemand dachte in dieser Verwirrung daran, was man sich jetzt herausnehmen dürfte. Mit einem Worte: Es war Daniel, der es wagte, den Präsidenten zu machen. Als er sich auf dem Richterstuhle zeigte, entstand mit einmal ein freudiges Gemurmel unter den Weibern. Eine flüsterte der andern zu, daß dieser junge Mann sich am besten zu dieser Rolle schickte. „Sieh' nur, sprach eine zu ihrer Nachbarin, wie

er

er sein Haupt hoch empor hebt vor dem Volke! Wie schön er gewachsen ist. Schlank wie eine Ceder auf Libanon.“ „Er hat etwas sehr empfehlendes,“ antwortete die Nachbarin, „der wird seine Sachen gewiß recht verstehen,“ sagte eine dritte „laß uns hören, was er sagen wird!“

Daniel winkte dem Volke mit der Hand, daß es ruhig seyn sollte, und sogleich hub er an, daß es Pflicht für ihn sey, für die verlassene Unschuld zu sprechen, die jetzt in den Rath der Gottlosen gefallen sey.

Ein schönes Weib ist und bleibt jederzeit ein Wesen, dem von Allen freywillige Huldigung dargebracht wird. Schönheit gebietet mit unwiderstehlicher Gewalt! Susanna hatte folglich durch den Zauber ihrer Reitze den größern Theil der Versammlung für sich eingenommen. Alles freute sich, daß ein neues Verhör angestellt werden sollte! Man las auf einer Menge Gesichtern, wie sie von der Hofnung, Susannen losgesprochen zu sehen, erheitert wurden! Der junge Daniel durfte deshalb nicht lange um geneigtes Gehör bitten: Man schenkte es ihm freywillig!

„Ihr Männer aus Juda, hub er an, ihr habt euch bisher glücklich geschätzt, daß noch immer Recht und Gerechtigkeit unter unsern Stämmen geherrscht hat. Noch haben wir richten gesehen nach den Gesetzen, die unsern Vätern gegeben wurden, daß sie hielten, und darnach handelten immer und ewiglich. Aber welch ein Greuel, wenn sie so gröblich, wie heute, übertreten werden! Wenn ihr ge-

gestatten wolltet, daß der Beklagte ohne Zeugen verdammt würde zum Tode, wer könnte da seines Lebens oder seiner Ehre nur einen Tag lang sicher seyn? Könnt ihr zugeben, daß Hilkias Tochter aus dem Lande der Lebendigen vertilgt werde, ohne daß das Mindeste von ihrem Verbrechen erwiesen worden?"

„Das sey fern! schrie das Volk, das geben wir nicht zu!" „Ich fordere, fuhr er fort, daß die Anklage, welche die zwey Aeltesten unsers Volks hier vorgebracht haben, von neuen untersucht werde, und zwar nach aller Strenge!"

„Nach aller Strenge," rufte das Volk, „Daniel ist der Mann, dem die Weisheit dazu gegeben worden!"

Er war wirklich ein Mann, der sein Criminale von Grund aus verstand, wie wir gleich hören werden. Die kleinste Probe seiner Weisheit war, daß er forderte, man sollte Ben-Joram von der Versammlung entfernen, indeß er Ben-Naphthali besonders verhören wolle.

„Du alter wüster Schalk, hub er sein merkwürdiges Verhör an, welches allerdings werth war, daß es ein Kleine der damaligen Zeiten in die Annalen der Gesetzgebung aufgenommen hätte," du alter böser Schalk! jetzt treffen dich deine Sünden, die du in Israel begangen hast; der du die Unschuldigen verdammtest und die Schuldigen lossprachst. Sage an! unter welchem Baume, denn das ist die Hauptsache! hast du Susannas Buhlen bey ihr gefunden? „Ben-Naphthali mochte bey dieser confidenten Anrede wirklich die Fassung

ver-

verloren haben. Er antwortete ganz naiv: „unter einer Linde.“ „Recht so!“ erwiederte Daniel mit der imposantesten Amtsmiene, „der Engel des Herrn wird dich deiner Lüge wegen zerscheitern!“

Ein leises Gemurmel erhub sich unter dem Volke. Man wußte eigentlich nicht wem es gelten sollte; dem Daniel freilich auf keinen Fall! denn wer sieht nicht, wie vortreflich dieses Zeugenverhör angestellt war? Nicht zwar, als wenn irgend ein anderer Richter nicht noch diese und jene kleine Frage zu thun gehabt hätte; allein man sieht ja, ohne unser Erinnern, wie der weise Daniel das Hypomochlion sogleich auf dem rechten Flecke anzusetzen wuste. Auf die Antwort: „Unter einer Linde,“ erfolgte sonach keine neue Frage, weil sie, wie am Tage liegt, ganz unnöthig würde gewesen seyn. Daniel gebot, man sollte den Sohn Naphthali abführen und dessen Collegen vortreten lassen. Es geschahe.

„Du Canaansbrut, redete er diesen sehr nachdrücklich an, ich merke wohl, daß die böse Lust in deinem alten Herzen einmal wieder erwacht ist; aber siehe, es soll alles auf deinen Kopf kommen! Sage an, alter Sünder, unter welchem Baume hast du die schöne Tochter Helkias mit dem jungen Gesellen angetroffen? der arme Teufel war nicht minder betroffen, als sein werther Kumpan, stutzte, und antwortete endlich ganz treuherzig: „unter einer Eiche.“ „So recht! erwiederte der Richter, der Engel des Herrn wird dich dieser Lüge wegen zerhauen.“

Hier-

Hiermit hatte dieses Criminalverhör auf einmal ein erwünschtes Ende.

Ein neues Gemurmel erhub sich unter dem Volke. Die Weiber flüsterten einander zu, daß der junge talentvolle Mann seine Sächelchen ganz allerliebst gemacht habe. Einige Männer hingegen schüttelten mit den Köpfen und sagten gar nichts; noch andere bewunderten, wie billig, die Weisheit des Richters.

Daniel winkte abermal mit der Hand, um das Volk zum Stillschweigen aufzufordern. „Ihr Männer Israels, rufte er mit lauter Stimme, es liegt am Tage, wie die beiden abgehörten Zeugen sich einander durchaus widersprechen. Ihr wißt aus dem Gesetze unserer Väter, welche Strafe die falschen Zeugen in Israel treffen muß. Was dünkt euch?“

„Steinigen wollen wir sie,“ ruften eine Menge Stimmen aus der Mitte des israelitischen Janhagels, und schon rissen verschiedene Karrenschieber einige Steine aus dem Pflaster heraus, um sich vorläuffig zu dieser bevorstehenden Motion damit zu versehen. Allein die Sache nahm eine andere Wendung. Es traten einige alte Kautze aus dem Volke hervor, welche ebenfalls von der Criminaljustitz etwas zu wissen sich anmaßten, und forderten mit Ungestüm Stillschweigen.

„Es geht nicht so gleich, rufte Aaron Ben-Salomo, nach einem solchen einfältigen Verhöre, ein paar Aeltesten in Israel Steine an den Kopf werfen zu lassen. Eiche oder Linde, Mastyx- oder Wachholderbaum, was thut das hier zur Sache? Ihr Männer in Israel! wenn Ihr die Ehebrecher angetroffen hättet, auf was würdet ihr gesehen haben! auf den Baum oder auf andere Dinge?“ Hier gingen dem Volke, mit Asmus zu reden, neue Sterne im dem Kopfe auf. Man rufte zu wiederholtenmalen, daß dasjenige, was unter dem Baume vorginge, wirklich weit interessanter seyn müsse, als der Baum selber. Mit einem Worte: Susanna selbst wurde aufgefordert, daß sie ihre Vertheidi-

gung

gung führen sollte, was man ihr bey diesem tumultuarischen Verfahren zuvor nicht verstattet hatte.

„Das ist wahr, hies es, der Umstand ist wirklich vergessen worden.“ Aron Ben-Salomo verlangte, daß der junge unbärtige Daniel, vom Richterstuhle heruntersteigen, und ihm seinen Platz einräumen sollte. Die Weiber protestirten dagegen, weil der junge Mann so viel Empfehlendes hätte, Aaron Ben-Salomo meinten, sie wäre ein alter Knaster, der auf keinen Fall viel Gescheutes vorbringen würde. Die Männer hingegen stimmten für diesen, und so entstand denn unter beiden Parteien ein heilloser Zank. Die Weiber wagten ihre Stimmen dran und schrien in hohen Discanttönen: „Daniel, Daniel!“ Allein die Männer zeigten auch ihrer Seits, daß Gott ihnen Lunge und Stimme gegeben hatte, und brüllten in den angestrengtesten Bässen ihr wiederholtes „Aaron Ben-Salomo!“ daß die Lüfte davon ertönten, und das verdoppelte Echo die Namen Daniel und Aaron Ben-Salomo wieder zurück gab. Manche Frau hatte indessen ihre Privatdebatten mit ihrem lieben Ehemann, und drohte, daß sie ihm, wenn er nicht nachgäbe, acht Tage lang Tisch und Ehebette auf eine Art einstreichen werde, daß er mit Schmerzen an seinen dummen Aaron Ben-Salomo gedenken solle.

Die Partei der Männer behielt endlich doch die Oberhand. Aaron Ben-Salomo bestieg den Richterstuhl. Der Meeressturm hatte sich gelegt, es ererfolgte die erwünschte Stille, unstreitig, weil sich die Lungen von beiden Theilen so ziemlich erschöpft hatten.

Susanna trat auf und trug, eben so unbefangen, als bescheiden, die ganze Sache vor. Wie Mancher wünschte jetzt, unter der Linde oder Eiche ihre Bekanntschaft gemacht zu haben! Doch was fragt der theilnehmende Leser jezt hiernach? — Sie

er-

erzählte, daß sie, nach der Weise ihres Volks, sich oft zu baden pflege; daß sie, um ganz allein zu seyn, ihre Mägde entlassen und das Badegeschäft vorgenommen habe. Mitlerweile hätten es die beiden Aeltesten gewagt, in ihr Badehauß einzudringen, und ihr Dinge zuzumuthen, woran nur ihr Mann mit ihr auf eine bescheidene Weise sprechen dürfe. In dieser Verlegenheit, fuhr sie fort, habe sie laut um Hülfe gerufen, in Hofnung, daß vielleicht jemand von ihrem Gesinde herbeyeilen und sie von diesen Unholden erretten möchte. Es sey ihr auch Hülfe geworden, setzte sie hinzu. Ein Mann im Garten, den sie nicht kenne, nach dem sie sich auch, in dieser Bedrängniß, nicht habe erkundigen können, weil sie die Flucht ergriffen, zumal es schon etwas dunkel geworden, sey über die Aeltesten mit stürmender Gewalt hergefallen; und diesem verdanke sie ihre Befreyung, ihre Ehre. Das Einzige wisse sie, daß die Aeltesten die starken Hände desselben gefühlt hätten. Mehr sey sie nicht im Stande auszusagen.

„Habe ich nicht Recht, rufte Daniel unter dem Volke, die Aeltesten werden gesteinigt?" Der Richter gebot Stillschweigen, um die Sache noch weiter aufklären zu können.

Susannens Mägde wurden vorgefordert, um zu hören, ob sich die Sache so verhielte, und ihre Aussagen stimmten mit der, von Susanna überein.

Nun kam es an die Aeltesten, welche aber den Anklagepunkt leugneten. Sie bestanden darauf, das Weib in flagranti ergriffen zu haben. Der Richter fragte sie: „was sie denn um diese Zeit im Garten zu thun gehabt hätten?" und da wußten sie denn freilich nichts zu erwiedern, als daß sie ein wenig lustwandeln und des kühlen Abends hätten genießen wollen. Der Richter fragte weiter: „Ob sie denn

denn mit dem angegebenen Ehebrecher handgemein geworden?" dies war ein fataler Punkt, indem sie zuvor ausgesagt hatten, daß er bey ihrer Ankunft sogleich die Flucht ergriffen habe! Genug, sie leugneten, was ihren Rücken hier wiederfahren war. Allein unser A von Ben-Salomon war ein Mann, welcher sein Criminalrecht verstand. Er gebot, daß benannte Aeltesten durch Wundärzte sollten untersucht werden.

Deren fanden sich denn einige unter den Babyloniern, die aus Neugier sich unter die Volksmenge gedrängt hatten. Sie erboten sich zur Besichtigung; aber sie wurde ihnen um deswillen nicht gestattet, weil sie Unbeschnittene wären.

Ein paar Rathsherrn, welche beiher mit Haarabschneiden und kleinen chirurgischen Curen sich etwas zu verdienen suchten, erhielten den Auftrag, die Herrn Ben-Naphthali und Ben-Joram zu entkleiden, und sogleich über ihre Rücken mündlichen Bericht zu erstatten.

Diese Besichtigung dauerte nicht lange. Man attestirte, daß Ben-Naphthali, noch mehr aber Ben-Joram die Eindrücke einer sehr nervigten Faust auf ihren Rücken trügen. Dies konnten sie selbst nicht leugnen, und da sie nicht wahrscheinlich zu machen wußten, von wessen anderer Hand sie solche empfangen hätten; so entschied der Richter natürlicher Weise wider sie, und erklärte sie für falsche Angeber.

Noch war der Punkt zu untersuchen, wie Susannas Befreier zu einer so glücklichen Stunde in den Garten gekommen? wer er gewesen? und was er denn wohl eigentlich zur Zeit der Dämmerung hier beabsichtet habe? diese Fragen wurden Susannen von neuem vorgelegt. Man war voller Erwartung, was sie hierauf antworten würde.

Sie sagte mit aller Unbefangenheit, daß sie über ihren wohlthätigen Befreier keine Auskunft ge-

geben könne, zufrieden durch seine mächtige Hand von ihren Nachstellern errettet worden zu seyn. So viel wisse sie aber gewiß, daß ihr ein junger Mann die vorige Nacht im Traume erschienen sey, und ihr verkündigt habe, wie sie ihre Errettung keinem Mann, von einem Weibe gebohren, sondern einem Engel zu verdanken habe.

„Einem Engel? Einem Engel?“ rufte das Volk mit lauter Stimme. „Ja es ist gewiß, daß hier ein Wunder geschehen. Und wem zum Besten ein Wunder gethan wird, der ist ohne Widerrede unschuldig.“ Das Jubelgeschrey des Volks wurde allgemein, daß Helkias Tochter durch ein Wunder aus den Händen der Bösewichter wäre errettet worden.

„Nun bedürfen wir, setzte die Weisheit des Richters hinzu, weiter kein Zeugniß, da selbst ein Engel eine Tochter Israels errettet hat. Es ist erwiesen: Sie ist unschuldig, und ihre Ankläger verdienen die Strafe der Steinigung nach unserm Gesetz.“ Das Urtheil wurde über sie gefällt: das Volk sprach Amen dazu, und wer sich getraute dem Andern einen Stein an den Kopf zu werfen, sahe sich nach solchen Waffen um.

Die Versammlung trennte sich; man bemächtigte sich der beyden Aeltesten, um sie zur Stadt hinaus zu führen, und die Lapidation an ihnen zu vollziehen; als auf einmal ein Satrape des Königs von Babylon erschien. Ihm folgten einige hundert schwerbewafnete Soldaten. Er gebot der Volksmenge ihn zu hören, und alles stand in stummer Erwartung.

Der Satrape verkündigte, daß die Vollziehung des gesprochenen Urtheils an den beiden Aeltesten nicht gestattet werde, indem selbst einige von der jüdischen Nation den grossen König zu Babylon deshalb angegangen und ihn gebeten hätten, durch sei-

seine Macht es verhindern, weil der ganze Criminalproceß auf eine fast mehr als tumultuarische Weise geführt worden. Das Volk provocirte auf das Wunder, welches ein Engel an der Susanna gethan habe; aber der Satrape versicherte, daß er sich auf etwas nicht einlassen könne, zumal da es ihm an Geistespenetration fehle, die Wunder gehörig zu untersuchen. Es erboten sich zwar auf der Stelle einige jüdische Gelehrte, unter andern der Richter Aaron Ben-Salomo selbst, dem Satrapen hierin das erforderliche Licht zu geben. Da er aber versicherte, daß er dessen eben nicht benöthigt sey, und überdies noch drohte, mit Hülfe seiner Geharnischten Gewalt zu brauchen, wofern sie sich nicht auf der Stelle in die königliche Ordre fügten, so sahen sie sich genöthigt, unverrichteter Sache nach Hause zu gehen. Der Satrape zog ab, und die Israeliten zerstreuten sich. Man konnte nicht begreifen, weswegen der babylonische König an einem jüdischen Criminalprocesse so thätigen Antheil zu nehmen geruht habe. Verschiedene Leute raunten sich in das Ohr, daß Ben-Naphthali schon seit langer Zeit Gnade vor seinen Augen zu finden das Glück gehabt, indem er dann und wann ein hübsches jüdisches Mädchen für dessen menus plaisirs —. Doch was geht sowohl uns, als unsere Leser, diese geheime Geschichte an!

Als die schöne Susanna, begleitet von ihren Freunden und dem jungen Daniel wieder nach Hause kam; so war indessen ihr geliebter Ehemann Joiakim wieder angelangt; Er ließ die Camele, die vor seinem Hause noch angebunden standen, durch seine Knechte abpacken, bewillkommte sein liebes Weib und erzählte ihr hocherfreut, daß er gesund wieder zurückgekommen, und ihr einen recht schönen Putz mit-

mitgebracht habe. „Du sollst ihn sehen, mein Täubchen, so bald ich habe abpacken lassen.“

Noch wuste der gute Mann nicht, was mit seiner Frau vorgegangen war. Man wollte ihm, ganz natürlich! die Sache von allem Anfange an erzählen: Susanna bat ihn selbst um gehörige Aufmerksamkeit; aber der liebe Mann war viel zu sehr mit dem beschäftigt, was seine Camele trugen, als daß er die Gedanken auf der Stelle dazu hätte sammlen können.

Endlich hörte er zu, indem er von Zeit zu Zeit einen Blick durch das Fenster warf, um zu sehen, ob das Geschenk für seine Frau bald dargebracht würde. Als die Erzählung auf dem Punkte war, wie Susanna beynahe als eine Ehebrecherin hätte gesteinigt werden können, „das hätte mir sollen sehr leid thun,“ erwiederte Jojakim ganz gelassen. „Es ist mir so lieber, daß es nicht geschehen ist.“ Susanna versicherte ihm, daß sie durch das Wunder eines Engels sey gerettet worden. „Das ist mir sehr lieb,“ antwortete Jojakim, „das müssen doch gewitzte Leute seyn die Engel; ich kann mir das vorstellen.„ Indem kamen ein paar Sklaven, schlugen ein Paket auseinander, und was für ein herrlicher Putz war das nicht, den dieser gute Mann seiner Frau gekauft hatte! Susanna, die die Gleichgültigkeit ihres Jojakims bey Anhörung gegenwärtiger Geschichte etwas übel vermerkt hatte, fiel ihm, da sie den schönen Putz gewahr wurde, auf einmal um den Hals, und versicherte ihm, daß es in ganz Israel keinen zärtlichern Ehemann gäbe:

Munera, crede mihi, capiunt hominesque deosque:
Placatur donis Jupiter ipse datis.

Bibl. erot.
Fr. Krenneri.
2468 . .

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lehrreiche Konsistorial- und Ehestandsgeschichten aus morgen- und abendlä
ndischen Quellen älterer und neuerer Zeiten

Leipzig ; Frankfurt 1795

P.o.germ. 756 d
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10112848-4
VD18 1529711